

Jon Gheorghe

Automatic Arrest



*Wie die kleinen Kreuzfahrer des Onkel
Sam die Europäer „umerziehen“ wollten –
und wie sie es machten.*

550



General Jon Gheorghe (Mitte) als Rumänischer Gesandter in Berlin

JON GHEORGHE
AUTOMATIC ARREST
DRUFFEL-VERLAG
LEONI AM STARNBERGER SEE

Bildtafel: Helmut Laux • Zeichnungen von Frey

Autorisierte, vom Autor durchgesehene Übersetzung aus dem Französischen

1956

Alle Rechte vorbehalten • (c) 1956 by Druffel-Verlag • Satz,
Druck und Bindearbeiten: Dr. F. P. Datterer & Cie. - Inhaber
Seilner - Freising • Printed in Germany

INHALTSÜBERSICHT

An Leute meines Schlages	7
Drei Autos am Straßenrand	9
„Am Abend sind Sie wieder zurück“	17
Bärenkeller	55
Seckenheim	54
Kornwestheim	69
Sworobtchine auf Inspektion	82
Fragebogen und „Vernehmung“	97
Gerüchte, Überraschungen und Weihnachten	102
Tod am Stacheldraht	115
Der „Ausflug nach Heilbronn“	122
Das Paket	131
Ein Hungerstreik	135
„Demokratie“ im Lagerleben	142
Die leichten und die schweren Fälle	153
Zwischenspiel Garmisch	164
Vernehmungsgefängnis Oberursel	169
Die letzten Stationen: Ludwigsburg und Dachau	192
Nach zehn Jahren	217

An Leute meines Schlages ...

An Leute meines Schlages hat sicher Benjamin Franklin gedacht, als er vor 150 Jahren behauptete, daß „die Lebenserfahrung nur denjenigen nützlich ist, die unfähig sind, in eine andere Schule zu gehen“.

Hatte der alte amerikanische Demokrat Unrecht? Hatte er Recht? Noch heute fällt es mir schwer, das zu ergründen. Ich habe mir oft den Schädel eingerannt, aber es ist immer mein Wunsch geblieben, zu lernen und zu sehen, was auf der anderen Seite geschieht. Damit läßt sich wohl auch die Bereitschaft erklären, mit der ich dem neuen Schicksalsruf folgte, der meine Schritte zu der amerikanischen Schule der „demokratischen Umerziehung“ lenkte.

Das deutsche Dritte Reich war gerade zusammengebrochen. Es waren viele Millionen Menschen, die sich dieselbe bange Frage vorlegten: „Und was soll jetzt geschehen? Für welchen neuen Weg soll man sich entscheiden?“ Die Wahl war eng begrenzt, die Wege ungewiß. Ich faßte die geringen Möglichkeiten, die sich mir boten, ins Auge.

Ich konnte nur drei erkennen: Nationalsozialismus, Kommunismus und Demokratie.

Ich schied sofort die beiden ersten aus; mich in der Stunde seines Zusammenbruchs dem Nationalsozialismus verbinden, dafür hegte ich nicht die geringste Sympathie. Das war bei mir nicht einmal zur Zeit seiner größten Erfolge der Fall gewesen. Dafür fehlte mir als rumänischem Staatsbürger jegliches Verständnis. Also: nicht „für“ oder „mit“ dem Nationalsozialismus.

Auch der Kommunismus kam nicht in Frage. Wohl interessierte mich diese neue „Religion“. Aber die Art der Propheten und ihre Weissagungen nahmen mir jegliche Sympathie auch für diese Idee.

Das einzig Wahre schien mir daher: die amerikanische Demokratie. Ich betone die amerikanische Demokratie, denn die

britische schien mir in ihrer überalterten Form und mit ihren überholten Traditionen kaum als Exportartikel in Betracht zu kommen.

Und dann: hatten die Amerikaner nicht die Verpflichtung übernommen, alle diejenigen, die sich politisch vom rechten Weg hatten abbringen lassen oder die niemals eine politische Erziehung genossen hatten, in der Schule der Demokratie umzuerziehen?

Ich war felsenfest davon überzeugt, den gestellten Bedingungen zu genügen, um zu dieser Schule zugelassen zu werden.

Ich hatte die hohen Funktionen des außerordentlichen Gesandten und Generalbevollmächtigten eines bedeutenden europäischen Staates bekleidet.

Bot ich nicht ein weites Feld für das Experiment der demokratischen Umerziehung?

Mir lag es vollkommen fern, diese Prüfung als eine Strafe anzusehen. Vielmehr war ich glücklich, daß sich mir die Gelegenheit bot, etwas Neues kennenzulernen. Ich entschied mich also für den Weg, der mich zu der demokratischsten aller Demokratien, nämlich zu der amerikanischen Demokratie hinführen sollte.

Der Leser wird auf den folgenden Seiten sehen, was sich zutrug...

Drei Autos am Straßenrand

Nach wechselvollem Geschick und inmitten der allgemeinen Verwirrung, die die letzten Tage des nationalsozialistischen Regimes kennzeichnete, befand ich mich im Zentrum von Tirol, im malerischen Ötz-Tal.

Ötz - ich hatte mich entschieden, hier zu bleiben und die Ankunft der Amerikaner abzuwarten - war eine kleine Stadt voller Flüchtlinge, die hierher aus den bombardierten und daher unbewohnbar gewordenen Städten verschlagen waren. Gebrechliche, Greise, junge Mütter mit ihren Babies, Kinder, die ihre Eltern verloren hatten- sie alle drängten sich in den Kellern der Häuser und in den Gasthöfen zusammen. Sie waren ständig den widerlichsten Scherereien ausgesetzt. Für die Einwohner war dieser plötzliche Strom von Flüchtlingen eine wahre Plage. Halbtot vor Hunger und Ermüdung warteten diese Leute auf das Ende eines grauenvollen Elends. Manchmal schrie einer von ihnen voller Verzweiflung:

„Wann endlich werden die Amerikaner kommen?“

*

Todmüde und erschöpft durch eine mehrtägige Reise, die mich von Berlin über Bad Gastein in diese ungastliche Gegend geführt hatte, machte ich unter einem Obstbaum am Rande des Dorfes Rast. Unsere kleine Gruppe bestand aus zwei Privatautos und einem dritten, das unserer Gesandtschaft gehörte. Zu unserer Gruppe gehörten meine Frau, mein Sohn, zwei Kraftfahrer (einer von ihnen hatte seine Frau dabei) sowie eine junge Flüchtlingsfrau aus Berlin, die wir auf unserem Wege trafen und die uns angefleht hatte, sie mitzunehmen. Wir hatten uns, so gut es ging, zwischen den Koffern, Kisten und Paketen niedergelassen, mit denen unsere Autos vollgepfropft waren. Wir waren matt, erschöpft, schmutzig und sehr niedergeschlagen.

„Herr Exzellenz, ich sehe schwarz!“ sagte in seinem gebrochenen Deutsch Kapon, unser Chauffeur. Kapon war ein alter zaristischer Offizier, der nach der Russischen Revolution 1918 nach Deutschland geflüchtet war.

Ich suchte den Bürgermeister des Dorfes auf in der Hoffnung, wenigstens für die Frauen irgendwo ein Zimmer zu bekommen. Der Bürgermeister war ein dicker, einfältiger Bauer, der durch den enormen Verbrauch an Alkohol ein aufgedunsenes und stark gerötetes Gesicht hatte. Sein Kopf war über den Tisch gebeugt, der ihm als Büro diente. Neben ihm saß ein hager aussehendes, nicht mehr junges Mädchen, das auf einer alten Schreibmaschine tippte. Ich stellte mich dem Bürgermeister vor. Als er meinen alten Dienstrang hörte, machte er Anstalten, sich zu erheben, um mich ehrerbietig zu grüßen. Aber dann überlegte er es sich doch. Wozu diese Umstände? Selbst dieses Zeichen der Höflichkeit gegenüber den „alten Herren“ war doch nun völlig überflüssig geworden! Die Unterbringung der Flüchtlinge war ein Teil seiner Aufgaben. Ich bat ihn deshalb, mir ein Zimmer - und wenn es noch so bescheiden wäre - zu nennen. Er brummte etwas in seinen Bart, was ich aber nicht verstehen konnte. Schließlich gab er mir einen Quartierschein für ein Zimmer. Mehr hatte ich auch nicht erwartet. Ich ging zu der angegebenen Anschrift.

Es war ein kleines Haus mitten im Garten. Ich klopfte dreimal kräftig an die Tür. Es rührte sich nichts. Ich klopfte noch stärker. Nichts rührte sich. Jetzt schlug ich an die Tür. Darauf erklang eine barsche Stimme. Sie kam anscheinend aus dem Keller:

„Wer ist da? Was wollen Sie?“

„Ein Zimmer. Der Bürgermeister hat mich zu Ihnen geschickt.“

„Scheren Sie sich zum Teufel, Sie und der Bürgermeister. Mein Haus ist voll von Leuten Ihres Schlages! Soll Ihnen doch der Bürgermeister ein Zimmer geben, wenn er eins hat. Ich habe nichts mehr frei!“

Ich ließ nicht nach:

„So öffnen Sie doch endlich! Ich kann so nicht mit Ihnen reden.“

„Gut, ich will Dir öffnen, wenn Du warten willst, bis ich mir einen Knüppel geholt habe.“

Was sollte ich da noch warten. Ich ging weg. Wir mußten also weiterhin in den drei Autos schlafen, in denen wir schon so viele Nächte verbracht hatten.

*

Bis zur Ankunft der Amerikaner lebten wir in ständiger Angst, daß drei rauhbeinige Tiroler, die bis an die Zähne bewaffnet waren, ihr Vorhaben wahr machen würden: unsere drei Autos mit samt dem Inhalt zu stehlen. Unter dem Vorwand, daß sie Untertanen eines Staates seien, der von einem Tag zum anderen ein „Feind Deutschlands“ wurde, behaupteten sie, das Recht zu haben, alle Güter der Deutschen oder jener Staatsangehörigen, die mit Deutschland verbündet waren auch dann, wenn sie es heute nicht mehr waren, zu „beschlagnahmen“. Ich versuchte zu vermitteln.

„Aber schauen Sie, Sie sind doch als Österreicher selbst mit Deutschland verbündet gewesen.“

„Niemals! Österreich ist von Deutschland besetzt worden. Die Amerikaner werden es bestätigen.“ -

„Wer sind Sie, und wer hat Sie gesandt?“

„Wir sind die Vertreter der freien österreichischen Nation.“

„Und im Namen der Freiheit wurden Sie Landstreicher großen Formats?“

„Geben Sie uns die Schlüssel der Autos.“

Ich weigerte mich.

Als sie sahen, daß ich nicht nachgab, gingen sie weg, um unter sich zu beratschlagen.

In diesem Augenblicke erklärte jemand, die Amerikaner seien im Anzuge. Bei dieser Nachricht entflohen unsere mutigen Freiheitskämpfer blitzschnell in einem Auto, das sie zuvor irgendwo gestohlen hatten. Wir haben sie nie wieder gesehen.

Etwas später kamen dann auch wirklich die ersten amerikanischen Soldaten und zogen im Laufschrift durch das Dorf. Voll Neugier schaute ich mir diese Vertreter der großen amerikanischen Demokratie an, denn ich sah sie ja zum ersten Male,

Ich war lange Soldat gewesen und prüfte nun kritisch von Kopf bis Fuß ihr Benehmen und ihre Haltung.

Mein erster Eindruck war günstig. Es waren schöne, kräftige, gut gebaute, sportliche Jungens und sehr sauber. In ihrem Gesichtsausdruck wirkten sie verschieden. Man sah es ihnen an, daß sie aus vielerlei Gegenden kamen. Sofort hatten sie meinen kleinen Zug umzingelt, der sich am Rande des Dorfes gelagert hatte. Unser „Buick“ hatte ihre Aufmerksamkeit erregt. Augenscheinlich waren sie baß erstaunt, einen derartigen Wagen hier in dieser Gegend anzutreffen. Sie fragten mich auch gleich:

„Das ist doch ein amerikanischer Wagen, nicht wahr?“

„Das stimmt. Er ist auch sehr gut.“

„Woher haben Sie ihn?“

Ich schaute um mich. Ich war von Soldaten umgeben. Nicht ein Offizier war unter ihnen. Es war mir klar, daß sie nicht viel von dem verstanden, was ich ihnen erzählte. Sie hätten wohl auch kaum begriffen, daß man ein Rumäne sein kann und trotzdem kein „Nazi“ zu sein braucht.

„Stimmt es, daß Sie kein Nazi gewesen sind?“ fragte mich einer von ihnen sehr eindringlich.

„Ich wiederhole Ihnen: nein.“

Mein sicherer Ton hat sie anscheinend überzeugt.

Sie wurden vertrauensvoller und ließen sich auf dem Grase in der Sonne nieder. Der eine bot mir eine Zigarette an, ein anderer reichte eine Flasche Schnaps herum.

Und plötzlich fragte wieder ein anderer Soldat:

„Und wer ist diese Frau?“

„Das ist meine Frau.“

„Und die andere daneben?“

„Eine Deutsche, geflüchtet wie wir.“

„Oh, ein schön gewachsenes Mädchen. Ein richtiges ‚girl‘.“

„Was gibt es Neues?“ fragte ich, da es mir ratsam schien, das Thema zu wechseln.

„Nicht viel! Die Bonzen sitzen in San Francisco, geben groß an, essen Kaviar und trinken Wodka, und wir müssen hier weitermachen ...“

Zweifellos hätte er das Gespräch in diesem Fahrwasser wei-

tergeführt, wenn nicht einer seiner Kameraden mit dunkler Hautfarbe ihm brüsk das Wort abgeschnitten hätte. Er sprach einen Jargon, von dem ich zunächst nichts verstand. Ich erfaßte nur den Sinn daraus durch seine argwöhnische Miene, als der Erstere mich nochmals fragte:

„Ist es wirklich wahr, daß Sie nicht ‚Nazi‘ gewesen sind?“ Ich protestierte energisch; ich war wirklich kein „Nazi“ gewesen. Aber es gelang nun nicht mehr, das glaubhaft zu machen; die Atmosphäre hatte sich sichtlich geändert. Sie war kühl geworden. Die Soldaten standen auf und entfernten sich.

Einige Tage waren verstrichen. Aber keiner der Amerikaner, die das Dorf besetzt hielten, kam wieder zu uns, um mit uns ein Schwätzchen zu machen.

*

Eines Abends hielt plötzlich ein Jeep vor unserer kleinen Gruppe. Zwei amerikanische Soldaten saßen drin. Sie winkten mir: näherzukommen und fragten mich nach meinen Personalien. Ich nannte ihnen meinen Namen und meinen alten Titel.

„Haben Sie Papiere?“

„Hier ist mein Diplomatenpaß.“

Während der eine sehr aufmerksam den Paß prüfte und sorgfältig die darin enthaltenen verschiedenen Visa durchlas, studierte der andere, längst nicht so genau, die Papiere in meinem Wagen, verglich meinen Namen mit den Angaben in seiner Liste. Mir war klar: sie wollten sich vergewissern, daß ich kein „Kriegsverbrecher“ sei.

Dann gaben sie mir meinen Paß zurück.

„Wo wohnen Sie?“ fragte mich der eine von ihnen.

„Hier: In dem Auto, das Sie dort sehen!“

„Das ist doch nicht möglich! Und seit wann?“

„Es wird bald zwei Wochen sein.“

Sichtlich erstaunt, fuhren sie kopfschüttelnd wieder weg. Ich selber war ziemlich bestürzt über ihren Besuch und fragte mich, was sie wohl damit bezweckten.

Am folgenden Tag beschloß ich, mich beim amerikanischen Dorfkommandanten vorzustellen und zu versuchen, für mich und die Meinen eine anständige Unterkunft zu erhalten.

Der Kommandant, ein Oberstleutnant, wohnte mit seinem Stab in dem von ihm beschlagnahmten Hotel „Drei Mohren“. Ich gab dem Posten meine Visitenkarte und bat ihn, den Kommandanten zu fragen, ob er mich empfangen könnte. Einige Minuten später ließ man mich hereinbitten.

Im Hotel herrschte einige Unordnung. Alles lag drunter und drüber. Durch die offenstehenden Türen sah ich die ungemachten Betten. Die überall herumliegenden Laken waren da und dort hingeworfen worden wie Scheuerlappen. Auf den Tischen, Stühlen, dem Parkettfußboden lagen zwischen umgeworfenen leeren Flaschen und zahllosen Zigarren- und Zigarettenstummeln Karten, Akten und wahllos haufenweise hingeworfene Papiere.

Der Oberstleutnant saß mit schläfrigen, glasigen Augen an einem Tisch. Hinter ihm stand in seiner traditionellen Tracht ein Tiroler, der als Dolmetscher tätig war.

Ich stellte mich vor. Der Amerikaner nahm keine Notiz davon. Die Lider fielen ihm fast zu, und nur mit Mühe konnte er einen Blick auf mich werfen.

Ich stand noch immer.

Der Kommandant ließ mir durch den Dolmetscher sagen, er habe mich schon seit einiger Zeit gesucht.

Ich antwortete ihm: „Ich habe aber das Dorf niemals verlassen. Und es hat mich auch niemand von Ihnen aufgesucht.“

„Stimmt es, daß die Autos, die am Rande des Dorfes parken, Ihnen gehören?“

„Zwei davon sind meine Wagen, das dritte gehört der ehemaligen Rumänischen Gesandtschaft in Berlin. Das beweist das Schild ‚C.D.‘, was in allen Ländern bedeutet: ‚Diplomatisches Corps‘. Ich habe auch kein Hehl daraus gemacht, rumänischer Gesandter in Berlin gewesen zu sein.“

„Aber jetzt sind Sie es nicht mehr?“

„Selbstverständlich nicht. Ich bin es seit dem 23. August 1944 nicht mehr.“

„Aber warum sind dann Ihre Autos immer noch gekennzeichnet mit ‚C.D.‘?“

„Zweifellos nur aus Gewohnheit. Es ist übrigens ständiger Brauch bei allen Nationen der Welt, daß diejenigen, die dazu akkreditiert gewesen sind, weiter dem Diplomatischen Corps angehören dürfen, bis sie das Territorium verlassen haben.“

„Ach so?“ bemerkte er.

Und nun ließ er einen Leutnant rufen und sagte diesem einige Worte, deren Sinn ich nicht erfaßt habe. Dann beschäftigte er sich nicht mehr mit mir. Ich verbrachte so eine gute halbe Stunde, von einem Fuß auf den anderen tretend. Ich wurde ungeduldig und fürchtete, der Oberstleutnant habe mich vollkommen vergessen.

Da erschien plötzlich der Leutnant wieder.

„Und Sie! Kommen Sie!“ sagte er im Befehlstone.

Vor der Tür des Hotels stand ein Jeep. Neben dem Fahrer saß ein bewaffneter Soldat.

„Schnell!“, schrie der Soldat. „Steigen Sie ein und markieren Sie nicht den Erstaunten!“

Ich stieg in den Jeep ein, der rasch mit mir davonbrauste.

„Zum Teufel!“ sagte ich bei mir. Ich befürchtete, in eine dumme Geschichte verwickelt zu werden. Ich war nicht ernstlich beunruhigt, aber doch etwas verblüfft über die Art, wie man mit mir umging und außerdem der Ansicht, daß es sich um ein Mißverständnis handle, das schnell aufgeklärt werden würde.

„Wo fahren wir hin?“ fragte ich meinen Zerberus.

Er antwortete mir nicht, sondern warf mir nur einen bösen Blick zu.

Endlich hielt der Jeep vor der Kommandantur des Nachbardorfs. Der Fahrer stieg aus und trat in das Haus ein, kam aber sehr bald und sichtlich bestürzt wieder heraus.

„Sie müssen sich im Weg geirrt haben“, dachte ich bei mir.

Ein anderes Dorf. Ein weiterer Aufenthalt.

Schließlich hielten wir vor einem Barackenbau. Am Eingang war ein Schild mit den Buchstaben „C.I.C.“ angebracht. Was diese Initialen bedeuten sollten, wußte ich damals nicht. Aber die Zukunft sollte mich darüber belehren.

Aus der ersten Baracke sah ich einen Soldaten herauskommen. Es war derselbe, der einige Tage zuvor meinen Paß so aufmerksam geprüft hatte.

„Halt, halt!“ ruft er. „Der rumänische Gesandte? Was wollen Sie hier?“

Einigermaßen erbost über die dumme Frage, schreie ich: „Wie? Das weiß ich auch nicht. Ich wollte dem Oberst der Kommandantur von Ötz einen Höflichkeitsbesuch machen. Das verschafft mir jetzt den Vorzug, Sie hier wiederzusehen!“

„Ach, der verrückte Mann“, murmelt er vor sich hin.

Er schickt den Jeep, mit dem ich gekommen war, wieder zurück und fordert mich auf, in sein Auto zu steigen. Ohne auch nur ein einziges Mal den Mund aufzutun, fährt er mit mir seines Wegs und setzt mich ohne jegliche Erklärung in Ötz, ganz nahe von den Meinen, ab.

„Bei Gott!“ - dachte ich. „Das war wirklich eine tolle Angelegenheit! Sie haben alle leicht den Verstand verloren ...“

„Am Abend sind Sie wieder zurück“

Am Tage lag ich ausgestreckt im Gras und schaute auf die zauberhafte Landschaft der Tiroler Berge. Trotzdem die Sonne glühend brannte, wurden wir dennoch nicht warm. Die Nächte waren kalt und feucht, und wir konnten gerade noch im Auto zusammengekauert ein wenig die Augen zumachen und versuchen, ein bißchen zu schlafen. Um etwas Brot zu haben, reihten wir uns jeden Morgen in die Schlange vor dem einzigen Bäcker ein. Die Hoffnung, uns zum Frühstück einen Schlag warme Suppe in der Kantine der Flüchtlinge geben lassen zu können, wurde oft bitter enttäuscht.

Ich fürchtete die Tage, die folgen würden. Die Spannung und Erregung, die die „Befreiung“ begleitet hatten, waren gewichen.

Eines Abends stand plötzlich wieder der amerikanische Soldat vom C.I.C. neben mir. Ich hatte ihn nicht kommen sehen. Er fragte mich, ob ich bereit wäre, ihn am folgenden Tag nach Innsbruck zu begleiten.

Selbstverständlich sagte ich zu.

„Es wird nichts Außerordentliches passieren“ erklärte er. „Einer unserer höheren Offiziere möchte Sie sprechen und Sie um einige Auskünfte über die Beziehungen zwischen Deutschland und Rumänien während des Krieges bitten.“

Diese Aussicht kam mir nicht ungelegen. Ich war geradezu begeistert, endlich Gelegenheit zu bekommen, meine Lage einem einflußreichen Menschen vortragen zu können.

„Muß ich einen Koffer mitnehmen?“ fragte ich den Soldaten.

„Das ist nicht nötig. Am gleichen Abend werden wir wieder zurück sein.“

Er verließ mich mit den Worten, mich für 9 Uhr früh des nächsten Tages bereitzuhalten.

*

Punkt 9 Uhr stand am Morgen des 12. Mai 1945 der Jeep des C.I.C. vor unseren Autos.

„Sind Sie fertig?“

„Jawohl.“

Nur kurz verabschiedete ich mich von meiner Frau und meinem Sohn. Dann stieg ich in den Jeep.

Die anderen aus unserer kleinen Gruppe standen noch Schlange vor dem Bäcker.

„Bis heute abend! Gute Reise!“

Der Chauffeur fuhr in Richtung Innsbruck und hielt vor den Baracken des C.I.C., wo ich bereits vor einigen Tagen gewesen war.

Man führte mich in ein Büro und bat mich, dort ein wenig zu warten.

Es war 1/2 10 Uhr morgens. „Sehr seltsam diese Zusammenkunft mit dem höheren amerikanischen Offizier“ dachte ich bei mir, als es mittag war und ich immer noch wartete. Die Stunden verrannen und wir waren noch weit weg von Innsbruck.

Der Mann, der mich hereingeführt hatte, ging sichtlich nervös im Zimmer auf und ab. Aber er sagte kein Wort.

Im Nebenzimmer diskutierten Menschen heftig miteinander. Ich hatte den Eindruck, daß man dort zwei deutsche Wehrmachtangehörige einem scharfen Verhör unterzog. Ich wußte weder ihren Dienstgrad noch welche Anklage gegen sie vorlag. Ich konnte dem Wortwechsel nur entnehmen, daß der eine sich energisch gegen die Unterstellungen des anderen verteidigte. Nur wenn das Telefon, das alle Augenblicke ging, klingelte, hörte man ihre Stimmen nicht.

Es mochte 2 Uhr sein, als ein Privatauto, begleitet von einem Jeep, vor der Tür der Baracke hielt, in der ich mich befand. Durch das Fenster, das auf die Straße führte, sah ich im Innern des Autos einen Mann mit weißen Haaren und eine Frau, die am Steuer saß und eine Zigarette rauchte.

Mein Führer kündigte mir an, daß nun der Augenblick unserer Weiterfahrt gekommen sei. Sein Jeep stand schon vor der Tür. Als ich drinnen saß, erkannte ich die Neuangekommenen: es waren Bardossy, der frühere Premierminister Ungarns, und seine Gattin.

Ich hatte Bardossy kennengelernt, als er sein Land in Bukarest vertrat. Ich hatte ihn dann in Berlin bei den Festlichkeiten, die im Jahre 1942 anlässlich der Erneuerung des Dreimächtepaktes stattfanden, wiedergesehen.

Ich verneigte mich zum Gruß, und Bardossy machte eine Handbewegung, die seine Überraschung erkennen ließ. Aber ein strenger Blick meines Führers brach jählings die Unterhaltung ab, die wir so gern geführt hätten. Unser Jeep übernahm die Führung des kleinen Zuges, und wir fuhren in Richtung Innsbruck.

„Sie kennen sie also?“ fragte mich der Soldat sofort, als wir losgefahren waren.

„Ja, es ist Bardossy“ antwortete ich. „Er war ungarischer Ministerpräsident.“

„Und wo haben Sie ihn kennengelernt?“

„Vor langer Zeit in Rumänien. Er ist in Bukarest ungarischer Gesandter gewesen.“

Er sagte nichts mehr bis Innsbruck.

In Innsbruck angekommen, hielten wir vor dem Hotel „Der Graue Bär“. Über dem Eingang war das verheißungsvolle Schild „C.I.C.-VI. Corps“ angebracht.

Ein Soldat nahm mich unter seinen Schutz und führte mich, ohne die anderen aus ihrem Auto aussteigen zu lassen, in ein Zimmer im ersten Stock.

„Hier wohnen Sie“, sagte er zu mir. „Sie dürfen dieses Zimmer ohne Erlaubnis nicht verlassen.“

Ich war überrascht; ich war wirklich so naiv gewesen zu glauben, daß meine Zusammenkunft mit dem „höheren amerikanischen Offizier“ noch an jenem Abend stattfinden würde und ich die Möglichkeit hätte, nach Ötz zurückzukehren.

Kurze Zeit darauf kam ein anderer amerikanischer Soldat und fragte mich, ob ich etwas essen wolle.

„Sehr gern“, antwortete ich.

Ich hatte seit frühmorgens nichts zu mir genommen und großen Hunger. Der Soldat wartete, bis ich mir die Hände gewaschen hatte, und begleitete mich in das Restaurant des Hotels, wo sich anscheinend die Messe des C.I.C. befand.

Bardossy und seine Frau saßen schon am Tisch. Ich setzte mich neben sie, und wir erinnerten uns der Ereignisse, bei denen wir uns kennengelernt hatten.

Ein anderer Soldat brachte jedem von uns einen Teller mit Kartoffelbrei, Büchsenfleisch, Salat und Weißbrot sowie eine große Kanne Kaffee. Seit langem hatte ich nicht so gut gegessen; bei dem verführerischen Duft, der den Tellern entstieg, und dem Aroma des Kaffees vergaßen wir vor Entzücken unsere Sorgen und fühlten uns recht wohl.

Der Soldat, der mich in das Restaurant geführt hatte, stand an einem Tisch, ein wenig abseits. Immer hatte er seine Augen auf uns gerichtet, aber er mischte sich nicht in unsere Unterhaltung. Ab und an zeigte er ein einfältiges Lächeln.

„Was werden sie jetzt mit uns machen?“ fragte mich Bardossy auf Französisch. „Bis heute waren wir in Imst untergebracht, wo uns niemand belästigt hat. Wir hatten dort sogar eine ziemlich gute Unterkunft.“

„Warum sagen Sie: Wir waren dort? Glauben Sie nicht, daß Sie nach dort zurückkehren werden?“

„Ich glaube es nicht, da man uns gesagt hat, daß wir unser gesamtes Gepäck mitnehmen sollen.“

„Und zu mir haben sie gesagt, ich soll nichts mitnehmen. Sie haben mir versichert, daß ich heute abend noch nach Ötz zurückgefahren würde.“

„Wirklich?“ fragte Bardossy erstaunt.

Seine Frau hatte fast nichts gegessen, war aber schon bei der dritten Tasse Kaffee angelangt — ganz zu schweigen von den zahllosen Zigaretten, die sie rauchte.

„Nichts beweist, daß sie uns bald wieder freilassen“, sagte sie ganz einfach.

„Auf jeden Fall muß ich zugeben, daß die Art, wie sich die Amerikaner benehmen, recht angenehm ist“, sagte Bardossy, der noch sehr günstig beeindruckt war durch die Mahlzeit, die man uns gereicht hatte.

Ich war nur noch zur Hälfte seiner Meinung.

Wie wir so in der Unterhaltung waren, trat ein amerikanischer Unteroffizier in den Speisesaal. Es schien ihm zu mißfallen, daß

wir miteinander sprachen. Er flüsterte unserem Aufseher einige Worte ins Ohr.

„Gehen Sie! Schluß jetzt! Vorwärts!“

Wir folgten ihm, um wieder zu den Zimmern zu gelangen, die uns angewiesen worden waren. Beim Verlassen schärfte er uns erneut ein, nicht ohne Erlaubnis aus dem Zimmer zu gehen.

Einige Augenblicke später hörte ich, wie sich Schritte meinem Zimmer näherten und wie man mit einem Schlüsselbund hantierte. Sofort stand ich auf, um die Tür zu öffnen. Aber ich kam zu spät. Sie war schon zweimal zugeschlossen worden. Sehr erstaunt und maßlos wütend schlug ich mit den Fäusten an die Tür. Ein höhnisches Lachen war die Antwort. Zur gleichen Zeit wurde auch die Nachbartür zugeschlossen. Es war Bardossys Tür.

Nun war ich also gefangen!

*

Mein unverbesserlicher Optimismus hinderte mich auch diesmal wieder daran, mich allzu düsteren Gedanken hinzugeben. Ich war überzeugt, daß das alles nur die Folge eines Mißverständnisses sei, und ich sagte mir, daß die Amerikaner natürlich nicht wissen konnten, wer ich in Wirklichkeit war. Da ich keinesfalls verdächtigt werden konnte, irgendein „Kriegsverbrechen“ begangen zu haben, hatte ich keinen Grund zur Beunruhigung. Zwischen mir und dem Regime, das in Rumänien seit dem 23. August 1944 an der Macht war, bestand allerdings eine große Kluft. Ich konnte mich keineswegs dem Verrat anschließen, den man damals an unserem alten Bundesgenossen - Deutschland - begangen hatte. Der vollständige Mangel an Überzeugung und Skrupel der rumänischen Politiker, der dazu führte, daß unser Land von heute auf morgen von einem Lager ins andere ging ohne irgendwelche Gewissensbisse und irgendwelche Scham, hat mich zutiefst abgestoßen. Ich hatte erklärt, was mich betrifft, so könnte ich diese Handlung, die eine Verirrung darstellte und zum Staatsstreich vom 23. August führte, sowohl politisch als auch vom nationalen Standpunkt aus nicht billigen. Der Akt des 23. August 1944 war in meinen Augen weniger ein Bekenntnis

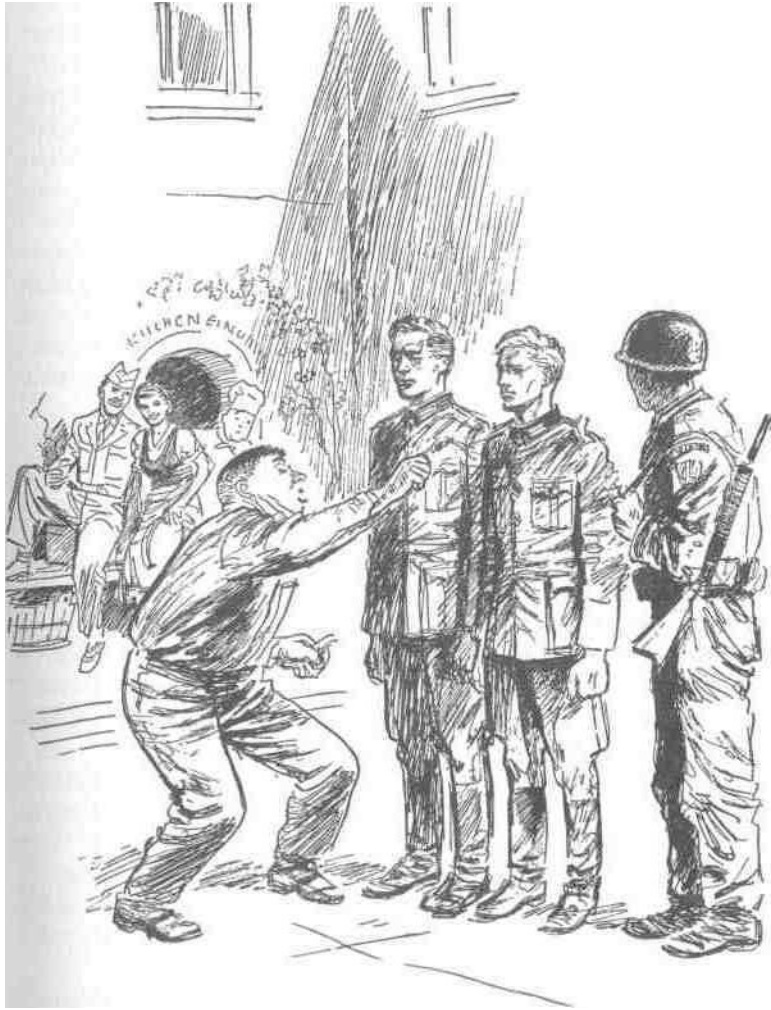
des rumänischen Volkes zu den Ideen der westlichen Demokratien, als vielmehr ein blinder und unüberlegter Sprung in die Arme des russischen Bolschewismus. Aus tiefster seelischer Empörung hatte ich mich gegen die Schmach des begangenen Verrates erhoben, denn alle vorgebrachten heuchlerischen Gründe, um diesen Verrat zu rechtfertigen, waren augenscheinlich nur ein Vorwand, hinter dem die einen und die anderen die Hoffnung verbargen, ihr nacktes teures Leben zu retten. Ich war fest entschlossen, alle Konsequenzen auf mich zu nehmen, die sich aus meiner hartnäckigen Opposition zu der Verratspolitik der gegenwärtig führenden Männer meines Landes ergeben würden, und ich war bereit, den Beweis - koste es, was es wolle - dafür zu erbringen, daß die Existenz eines einzigen anständigen und ehrenwerten Rumänen alle diese Opfer wert sei. Deshalb verweigerte ich übrigens auch jede Art von Zusammenarbeit mit dem alten Verbündeten Rumäniens, der in wenigen Stunden sein Feind wurde. Ich zog es vor - wenn man so sagen will -, ein Einzelgänger zu werden, sofern es sich darum handelte, ein absoluter Gegner des neuen in Rumänien eingeführten Staatsgefüges zu sein.

Es war aber nicht Sache der Amerikaner, meine persönlichen Beziehungen zu den neuen führenden Männern meines Landes, zu prüfen. Was sie höchstens interessieren dürfte, konnte nur der Teil meines Lebens vor dem 23. August 1944 sein, als ich der diplomatische Vertreter meines Landes bei der Deutschen Regierung war, als Rumänien sich noch im Kriege mit den Vereinigten Staaten befand. Nun, in dieser Hinsicht war ich vollkommen unbesorgt, denn in dieser meiner vergangenen Tätigkeit konnte mir nichts vorgeworfen werden.

„Spätestens morgen bei der Zusammenkunft, die ich mit dem höheren amerikanischen Offizier haben soll, der mich hierher kommen ließ, wird sich alles klären“, sagte ich mir.

*

Mittlerweile wurde meine Aufmerksamkeit auf eine Kaskade von Unflätigkeiten gelenkt, die aus dem Innenhof des Hotels zu hören waren. Ich ging zum Fenster: vor den Nebengebäuden,



Schweigend ertrugen sie die Schmach

wo sich die Küchen befanden, hatten sich die Köche und das Dienstpersonal der Messe des C.I.C. - in amerikanischen Uniformen — und mit ihnen die Mädchen des Hotels — gut genährte, wenig scheue Tirolerinnen - mit ihren neuen Bundesgenossen versammelt. Inmitten dieser Gruppe wurden zwei deutsche Offiziere, die soeben in einem Jeep angekommen waren, von allen diesen „siegreichen“ Köchen angespuckt und geohrfeigt. Ein amerikanischer Unteroffizier - anscheinend der Chef der Messe - stürzte sich auf die Deutschen und riß ihnen die Achselstücke ab. Bleich und verstört ertrugen sie die Schmach, die begleitet wurde von einem Schwall ordinärer Schimpfworte. Nicht weit von ihnen entfernt stand der amerikanische Soldat, der sie hierher gebracht hatte ... teilnahmslos und rauchte seelenruhig seine Zigarette.

Von einem Balkon des zweiten Stockwerkes gab irgend jemand den Befehl, die beiden Offiziere zum Verhör heraufzuführen.

Der Chef der Messe behielt sich das Recht vor, sie zu begleiten. Er nahm dem Soldaten das Gewehr aus der Hand, befahl den beiden Deutschen, vor ihm herzugehen. Mit Gewehrkolbenschlägen stieß er sie zur Treppe.

Dieses Schauspiel beeindruckte mich: „Zweifellos handelt es sich um gefährliche Verbrecher. Die Rache ist bestimmt ein sehr menschliches Gefühl, das - obwohl nicht erstrebenswert - leider recht stark verbreitet ist“.

Freilich, die Szene, die ich soeben erlebt hatte, entsprach nicht meiner Vorstellung, die ich mir von der amerikanischen Demokratie gemacht hatte. Außerdem war ich erstaunt über die Tatsache, daß einfache Soldaten - und vor allen Dingen Gelegenheits-soldaten, wie es diese Leute von der C.I.C.-Messe doch waren - ihren persönlichen Gefühlen vor aller Augen ungestraft freien Lauf lassen durften.

Für mich bedeutete Demokratie vor allem Gesetzmäßigkeit und Gerechtigkeit. Daher waren diese ersten Schritte auf dem Wege meiner demokratischen Umerziehung wenig ermutigend!

Obwohl todmüde, konnte ich dennoch lange nicht einschlafen.

*

„Heute wird sich meine Lage klären“, das war mein erster Gedanke am nächsten Morgen. Ein Dienstmädchen brachte mir brummig ein sehr reichliches Frühstück: eine große Tasse Kaffee, Milch, Weißbrot, Marmelade und zwei Scheiben Corned Beef. Ein Schlüsselbund hing an ihrem Gürtel.

„Warum muß die Tür verschlossen werden?“, fragte ich sie.

„Ich weiß es nicht“, lautete die Antwort. „Es ist Befehl.“

Dann klopfte sie ein paar Mal auf das Kissen und die Decke. Sicherlich wollte sie damit andeuten, daß sie die Absicht gehabt hatte, das Bett zu machen.

„Werden Sie beim Herausgehen wieder die Tür mit dem Schlüssel zuschließen?“

„Natürlich.“

„Sind Sie hier angestellt?“

„Ich bin dienstverpflichtet.“

Sie ging hinaus und schloß zweimal ab. Kurz darauf kam sie wieder herein, um das Frühstückstablett wegzunehmen.

„Sind hier noch andere Gefangene?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wer bestimmt hier? An wen kann ich mich wenden?“

„Ich weiß es nicht.“

„Können Sie dem Soldaten, der mich gestern hier eingeschlossen hat, sagen, daß er mich besuchen möchte?“

„Ich weiß nicht, wo er ist. Sicherlich wird er von selbst kommen ...“

Wieder wurde der Schlüssel im Schloß gedreht.

*

Ich öffnete das Fenster, das zum Innenhof des Hotels führte in der Hoffnung, einen Menschen zu sehen, an den ich mich wenden könnte.

Es ging dort lebhaft zu. Jeeps kamen an oder fahren weg. Sie quietschten mit ihren Bremsen oder wurden geräuschvoll angekurbelt. Es war ein höllisches Tohuwabohu. Gefangene, sowohl Zivil- wie Militärgefangene, stark bewacht, gingen ständig ein und aus in den Büros des C.I.C. Alle Balkons waren voller Soldaten, die sich sonnten, bis an die Zähne bewaffnet, den Revolver

an der Seite und die Maschinenpistole in Reichweite neben sich. Auf dem Hof flogen die Tirolerinnen aus der Küche bei den Jeep-Fahrern von einer Umarmung in die andere. Die Fahrer hörten nur auf, ihre ständige Zigarette zu rauchen, wenn sie nach allen Himmelsrichtungen spuckten oder wenn sie beim Spaziergang den gefälligen, molligen Mädchen einen Kuß gaben. Lautes Gelächter vermischte sich mit den aus den Bürofenstern geschrieenen Befehlen an die Fahrer auf dem Hof.

An dem Nachbarfenster erblickte ich das feine Profil von Bardossy. Sein gebräunter Teint und der silberne Glanz der Haare ließen die Falten hervortreten, die die Erschöpfung auf seine Wangen eingegraben hatte.

„Es scheint, daß wir Gefangene sind“, sagte er zu mir.

„In der Tat, wir sind es.“

„Aber was wirft man uns vor? Ich kann es nicht fassen.“

„Hallo! Schließen Sie das Fenster, Sie Nazischwein“, schrie einer von unten herauf.

In diesem Augenblick hörte ich den Schlüssel sich im Schloß drehen. Es war derselbe Soldat, der mich am Tage vorher eingeschlossen hatte. Ein müdes Lächeln lag auf seinem Gesicht. Ein Blatt Papier und einen Bleistift hielt er in der Hand. Er setzte sich auf den Stuhl vor dem Tisch und fragte mich:

„Ihr Name?“

Ich buchstabierte meinen Namen. Da ich merkte, daß er ihn nicht verstand, bat ich ihn um seinen Bleistift, um ihm meinen Namen selbst aufzuschreiben.

„Wann und wo sind Sie geboren?“

Da ich sah, wie schwer ihm das Schreiben fiel, nahm ich ihm den Bleistift aus den Händen, um selbst meine Antworten auf seine Fragen niederzuschreiben.

„Was sind Sie von Beruf?“

„General der rumänischen Armee. Ich bin Gesandter von Rumänien in Berlin gewesen.“

Er hatte mir endgültig den Bleistift überlassen, zeigte ein einfältiges Lächeln, wippte auf dem Stuhl hin und her und war im Grunde seines Herzens zufrieden, von dieser Arbeit, die ihm so ganz ungewohnt war, befreit zu sein.

„Sie sind Nazi?“

„Nein, ich bin es nicht!“

Worauf er mich sowohl erstaunt wie ungläubig von oben bis unten ansah.

„Wie, Sie sind nicht Nazi?“ wiederholte er.

„Ich wiederhole noch einmal: Nein! Ich bin kein Nazi. Ich bin Rumäne. In Rumänien hat es niemals eine Nazi-Partei gegeben. Außerdem bin ich Offizier. Ich habe es niemals getan und denke auch nicht daran, jemals Parteipolitik zu treiben ...“

Ich merkte, daß er von alledem nichts begriff. Er nahm mir das Papier aus den Händen, sah es sich einen Augenblick an, gab es mir dann wieder zurück, damit ich selbst die Antwort, die ich ihm soeben gegeben hatte, hinzufügen konnte.

Mit großen Buchstaben schrieb ich also: „NO NAZI!“ und setzte darunter meine Unterschrift.

Er stand auf und ging kopfschüttelnd weg. Er war sichtlich verärgert.

„Einen Augenblick bitte“, sage ich zu ihm. „Man hat mir gesagt, daß ich eine Zusammenkunft mit einem höheren amerikanischen Offizier haben sollte. Wann werde ich ihn sehen dürfen?“

Ein Achselzucken war die ganze Antwort.

Also, mein erstes Verhör war beendet!

Wieder schloß sich die Tür.

*

Augenscheinlich nahmen die Ereignisse eine mir unerwartete Wendung.

Die erbitterte Beharrlichkeit, mit der man mir immer wieder die quälende Frage: Sind Sie Nazi? vorlegte, ließ mich den Umfang der alliierten Propaganda gegen die nationalsozialistische Ideologie und die Macht ihrer Wirkungen erkennen.

Der Nationalsozialismus als Ideologie kann sicher leicht durch zahlreiche Argumente politischer, sozialer und wirtschaftlicher Art bekämpft werden. Aber die „anti-nationalsozialistische“ Propaganda gewisser Leute hat, anstatt solche Argumente zu verwenden, es vorgezogen eine propagandistische Form anzu-

wenden, die darin bestand, den Nationalsozialismus mit den angeblich kriminellen Verirrungen einiger seiner Führer hartnäckig gleichzustellen, obwohl man nicht Nazi zu sein braucht, um solche Verbrechen zu begehen

Der Ausdruck „Nazi“ paßte nun auf einmal auf alles und Jedermann, nicht nur auf finstere Konzentrationslager oder Ausschreitungen, die von einigen Individuen oder gewissen Organen der Besatzungsmächte im ausländischen Gebiet begangen worden waren. Offenbar waren die Amerikaner, die ihren Fuß auf europäischen Boden gesetzt hatten, vollkommen davon überzeugt, daß jeder ihrer Gegner von gestern ein „Nazi“ und das bedeutete: ein „Verbrecher“ war!

Vielleicht glaubten sie sogar, ganz Europa sei voller „Nazis“, also voller Verbrecher.

So in meine Gedanken versunken, wurde ich plötzlich durch heftige Schläge an der Nachbartür - also an der Bardossys -aufgeschreckt. Da Bardossy es sich offenbar in den Kopf gesetzt hatte, so lange zu klopfen, bis schließlich einer kommen würde, um die Tür zu öffnen, blieb der Erfolg nicht aus. Auf dem Gang erhob sich eine zornige Stimme:

„Was wollen Sie?“

Die Antwort von Bardossy konnte ich nicht verstehen. Sein Tonfall war leise. Noch heftiger erscholl die zornige Stimme:

„Sie sind ein Lügner! Sie sind ein gemeiner Betrüger!“

Die Tür wurde barsch geschlossen, und es herrschte wieder Ruhe. Kurz danach glaubte ich - der immer die Ohren spitzte -tiefes Schluchzen zu hören. Ich vermutete, daß Frau Bardossy weinte. Ich öffnete das Fenster in der Hoffnung, Bardossy sprechen zu können. Da er mich gehört hatte, öffnete er auch sein Fenster. Ich fragte ihn, was geschehen sei.

„Ich bin blasenleidend“, antwortete er mir. „Ich muß dauernd darum bitten, austreten zu dürfen ...“

Ich war ein wenig beruhigt. Das war nicht sehr ernst.

„Haben Sie nicht irgendein Gefäß in Ihrem Zimmer?“, fragte ich ihn.

„Ja, natürlich, ich habe eins, aber, Sie werden verstehen, es ist mir peinlich vor meiner Frau.“

„Ach ja“, sagte ich beschämt, in dem Gefühl, einen Taktfehler begangen zu haben.

„He, Sie, Nazi! Schließen Sie das Fenster!“ schrie wieder eine Stimme auf dem Hof.

*

Später hörte ich die Bardossys in ihrem Zimmer erregt diskutieren. Was sie sprachen, konnte ich nicht verstehen, aber die Tränen von Frau Bardossy waren aufschlußreich genug und verrieten ihre Unruhe.

Der Fall Bardossy war, ehrlich gestanden, ziemlich schwierig zu entwirren. Zwei große Anklagen konnten ihm zur Last gelegt werden, nämlich: die Kriegserklärung, die er in seiner Eigenschaft als Premier- und Außenminister Ungarns an Sowjet-Rußland gerichtet hatte und andererseits die Gesetze mit antisemitischem Charakter, die er bestätigt hatte.

Hinsichtlich der ersten Anklage stand es nur den Ungarn zu, darüber zu urteilen. Nur sie hatten das Recht, ihn zu fragen, warum er angenommen hatte, daß ihr Land in einen Krieg gegen Sowjet-Rußland verwickelt werden müsse.

Was die zweite Anklage betrifft, so war sie offenbar in den Augen der westlichen Alliierten die Hauptsache, obwohl das ungarische Volk wenig Neigung zeigte, sie tragisch zu nehmen. Die antisemitischen Gesetze, soweit sie in den Machtbereich von Bardossy fallen, haben niemals eine praktische Wirkung gehabt und waren mehr formeller und theoretischer Natur.

Nach meiner Ansicht hatte er also keinen Grund, sich übermäßig Sorgen zu machen. Die Zukunft sollte zeigen, daß Frau Bardossy richtig gesehen hatte, ihr weiblicher Instinkt hatte sie nicht getäuscht. . .

*

Mein dritter Hafttag glich den beiden anderen. Er war genau so eintönig. Diese Monotonie wurde nur unterbrochen von dem Kommen und Gehen des Dienstmädchens, das dreimal am Tage erschien, um mir die Mahlzeiten zu bringen: morgens, mittags und abends.

Ich beschloß, zur Offensive überzugehen und öffnete das Fenster. Ich sah auf dem Hof niemanden weiter als den Chef der Messe. An ihn wandte ich mich und bat ihn heraufzukommen. Er war recht erstaunt, hörte mich aber dennoch an, und es war kaum eine Minute verstrichen, als er auch schon in meinem Zimmer war.

Ich stellte mich vor, sagte ihm, wer ich sei und bat ihn, doch die Freundlichkeit zu haben und mir eine Unterredung mit einer maßgebenden Persönlichkeit zu ermöglichen. Ich erklärte ihm, zu welchem Zweck man mich hierher hatte kommen lassen, und daß ich schon drei Tage in diesem Hotelzimmer eingesperrt sei, ohne daß auch nur ein Mensch sich mit mir beschäftige. Ich bat ihn ferner, die Aufmerksamkeit seines Chefs auf die Tatsache zu lenken, daß man mich verpflichtet hatte, meine Familie am Wegesrand ohne Schutz zurückzulassen. Außerdem habe ich mir, in der festen Überzeugung, daß meine Abwesenheit nicht mehr als vierundzwanzig Stunden betragen würde, nicht einmal Wäsche zum Wechseln mitgenommen.

Der Chef der Messe, ein Mann von kleinem Wuchs, untersetzt, mit krummen Beinen, geschniegelt und gebügelt, sprach fließend Deutsch.

„Sie sind Rumäne?“

„Ja.“

„Alles, was ich für Sie tun kann, besteht darin, daß ich dem Kommandanten von Ihnen berichte, wenn er mittags zum Essen kommt.“

Ich bedankte mich sehr herzlich.

Dennoch holte mich erst gegen Abend ein Soldat und führte mich in eins der Büros des C.I.C. Es war nur ein einfacher Soldat da, ein subalternen Beamter des C.I.C. Vom Kommandanten keine Spur. Der junge Soldat stellte an mich die üblichen Fragen: Name, Vorname, Alter, Beruf usw. Zu meinem Erstaunen, aber auch zu meiner Freude fragte er mich nicht, ob ich Nazi wäre.

„Sie haben darum gebeten, mich zu sehen?“ sagte er zu mir.

„In der Tat oder vielmehr: nein. Ich bat nicht darum, Sie persönlich zu sehen. Ich möchte bloß wissen, wie meine Lage

wirklich ist. Seit drei Tagen bin ich hier, ohne zu wissen: warum."

„Obwohl ich keineswegs dazu ermächtigt bin, mit Ihnen darüber zu sprechen“, antwortete er mir und nahm dabei eine sehr wichtige Miene an, „kann ich Ihnen indessen sagen, daß Sie morgen nach Augsburg zur VII. Armee überstellt werden.“

„Zur VII. Armee? Aber ich weiß gar nicht, was die VII. Armee mit mir vorhaben kann!“

„Sicherlich werden Sie interniert werden.“

„Interniert. Und warum, bitte ich Sie?“

„In Ihrer Eigenschaft als General und Diplomat eines feindlichen Landes.“

„Aber das ist falsch! Rumänien befindet sich schon seit langem nicht mehr im Kriegszustand mit den Vereinigten Staaten. Übrigens hat sich Rumänien niemals ernsthaft als im Kriegszustand mit den Vereinigten Staaten befunden betrachtet.“

„Das ist unsere Sache zu entscheiden, ob ein Kriegszustand vorliegt oder nicht“, antwortete er mir schwülstig.

„Und wo werde ich interniert werden?“ fuhr ich fort, wobei ich mich bemühte, die Ruhe zu bewahren.

„In irgendeinem Teil Deutschlands. Den Ort wissen wir selbst noch nicht genau. Sie werden es ja sehen.“

„Aber ich habe nichts mitgenommen. Man hatte mir gesagt, daß meine Abwesenheit nur wenige Stunden dauern würde!“

Ich hatte keine Zeit mehr, den Satz zu beenden, denn der Soldat, der mich hierher gebracht hatte, war aufgetaucht:

„Führen Sie diesen guy in sein Zimmer“, befahl ihm der junge Mensch.

*

Noch am gleichen Abend kam ein anderer Soldat und teilte mir mit, ich habe mich bereitzuhalten für die Abreise am nächsten Tag um 8 Uhr früh. Während der kurzen Zeit, in der er die Tür geöffnet hielt, schien es mir, daß er seinen Blick ganz besonders auf die Ledertasche heftete, die auf dem Tisch lag und mein einziges Gepäck darstellte. Da ich sie wenig gebraucht hatte, wirkte sie sozusagen neu. Es war auch weniger eine Büro-

Mappe als vielmehr eine Reise-Aktentasche; ihrem Umfang nach eignete sie sich wenig für den täglichen Gebrauch, aber sie war sehr schön, enthielt zahlreiche Fächer und konnte wirklich als ein Luxusartikel angesehen werden.

Zehn Minuten später besuchte mich ein Leutnant. Es war der erste amerikanische Offizier, der mir die Ehre eines Besuchs erwies. Sein Erstes war ein Blick auf meine Aktentasche.

„Was haben Sie in der Tasche?“ fragte er mich heftig.

„Nichts Besonderes ... Toilettengegenstände ...“

„Nehmen Sie die Sachen heraus! Diese Aktentasche muß mit den Gepäckstücken gehen.“

„Eine Aktentasche ist kein Gepäckstück, und ich kann sie sehr gut in der Hand halten“, antwortete ich ihm. „Außerdem weiß ich nicht, wohin mit den Sachen, die drin sind“, fügte ich mißtrauisch hinzu.

„Unnötig darüber zu diskutieren! Machen Sie sie sofort leer!“

Er ging heraus und kam fast sofort wieder herein mit einem Zettel in der Hand. Darauf schrieb ich meinen Namen. Dann machte er ihn sorgfältig am Griff an.

Bevor er sich entfernte, sagte er zu mir: „Die Aktentasche wird Ihnen bei der Ankunft wieder ausgehändigt.“

*

Ich lag die ganze Nacht wach. Ich dachte vor allem an meine Angehörigen. Ich hatte sie verlassen, ohne ihnen ernstlich Lebewohl zu sagen. Ich hatte mich nur so verabschiedet, wie man es täglich macht, wenn man ins Büro geht. Ich war doch überzeugt, am gleichen Abend wieder bei ihnen zu sein.

Als ich abfuhr, lagerte meine Familie noch am Straßenrand, ohne Schutz, ohne Nahrung, und ich war verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Wie lange sollte meine Abwesenheit noch dauern! Das wußte nur Gott!

Mir erschien es unfaßbar.

Die Alliierten einschließlich der Sowjets, deren Geheimorganisationen in der Art der G.P.U. viel früher bestanden als die Gestapo, hatten sich angeblich zusammengeschlossen, um die

Gestapo-Methoden abzuschaffen. Die Alliierten hatten einmütig ihren Willen dahingehend bekundet, in allen zivilisierten Ländern die Unmenschlichkeiten außer Kraft zu setzen. Und nun verfuhr die amerikanische Wehrmacht in der gleichen Weise.

Aber mein Optimismus regte sich wieder und ich beruhigte mich:

Aller Anfang ist schwer! Sicherlich auch der Weg zur demokratischen Umerziehung, und man muß sich davor hüten, Erlebnisse, über die man sich im Augenblick ärgert oder die einen sogar enttäuschen, zu verallgemeinern.

Ich sagte mir, daß es ratsam sei, nicht voreilig zu urteilen, sondern erst einmal abzuwarten, wie sich die Dinge entwickeln würden. Denn auch die Demokratie ist eine „Religion“ und verlangt als solche wie jede andere von ihren Anhängern, daß man ihr glaubt, ohne sie immer zu verstehen.

*

Inzwischen war der Morgen angebrochen, und ich mußte mich fertigmachen.

Offenbar haben die Amerikaner keinen Sinn für Zeit. Ihre Ablehnung des „Militarismus“ scheint auch den Begriff der Pünktlichkeit erfaßt zu haben, der oberstes Gesetz beim preußischen Heer gewesen war. Es erwies sich als völlig sinnlos, bereits um 8 Uhr zur Abfahrt bereit zu sein. Es war reichlich 9 Uhr, als man mich holte.

Ein Lastwagen stand vor der Tür. Zu der Gruppe der „Inhaftierten“ des Hotels gehörten außer Bardossy der deutsche Gesandte von Hemmen und ein österreichischer Offizier mit seiner Ordonnanz.

„Wo ist denn Ihre Gattin?“ fragte ich Bardossy.

„Sie ist nicht mehr hier. Gestern hat man uns getrennt und sie anderswo hingebracht. Ich habe keine Ahnung wohin ...“

In einer Ecke des Wagens standen eine Unmenge Koffer und anderes Gepäck, aber meine Aktentasche suchte ich vergebens. Meine Augen scheinen meine Verwunderung ausgedrückt zu haben, denn sogleich sagte der Offizier, der meine Mappe am Vortage an sich genommen hatte:

„Sie bekommen Ihre Aktentasche bei der Ankunft.“

Dann ging es los. Der offene Lastwagen fuhr mit höchster Geschwindigkeit, so daß wir daran zweifeln mußten, wohlbehalten am Bestimmungsort anzukommen. Selbst in den Augen der uns bewachenden Soldaten spiegelte sich die Angst.

Bald ereignete sich dann auch der erste Unfall. Durch eine scharf genommene Kurve wurde ein Baumzweig abgebrochen. Er riß dem österreichischen Offizier das Gesicht und die Schädelhaut auf. Das Blut floß in Strömen. Wir konnten es mit unseren Taschentüchern kaum zum Stillen bringen. Wir baten unsere Aufpasser, dem Fahrer ein Zeichen zum Anhalten zu geben. Sie aber zeigten nur ein Achselzucken.

Kurz darauf wurde Bardossy ganz blaß. Wir baten erneut anzuhalten.

„Ich bin blasenleidend“, erklärte er ihnen auf Englisch. „Ich muß unbedingt einen Augenblick aussteigen.“

Erneutes Achselzucken. Bardossy stand Tantalusqualen aus, und in seiner Qual flüsterte er mir ins Ohr, ich möchte ihm doch helfen.

„Ich muß mich hier von oben erleichtern. Es geht wirklich nicht anders“, entschuldigte er sich. Bardossy stand auf. Mit einer Hand hielt er sich an der Kante des Wagens fest, und ich hielt ihn mit meiner freien Hand am Gürtel, damit er nicht stürzte.

Schließlich kam der Wagen ins Schleudern. Bardossy fiel mit dem Kopf auf eine Bank. Zum Glück konnte ich ihn noch auffangen, daß er mit einer großen Beule und einigen Kratzern im Gesicht davonkam.

*

Nach mehrstündiger Fahrt kamen wir endlich in Augsburg an.

Der Wagen hielt in einer Arbeitergegend einige Kilometer außerhalb der Stadt vor einem kleinen Haus. Über seinem Eingang standen wieder jene vielsagenden Buchstaben: C.I.C.

Ein Soldat empfing uns. Ich sah nach den Gepäckstücken um, die man in aller Eile auslud. Von meiner Aktentasche - keine Spur.

Bärenkeller

Bärenkeller ist der Name einer Arbeitersiedlung, die in der Nähe von Augsburg liegt. Man hatte dort einige Hundert bescheidene Wohnungen für die Arbeiter gebaut, die in den zahlreichen Fabriken in den Vororten der Stadt beschäftigt waren.

Ein Viertel dieser Arbeiterstadt, die vollgepfropft war mit Flüchtlingen, war innerhalb weniger Stunden von amerikanischen Militärbehörden evakuiert worden. An den freigewordenen Wohnungen brachte man die Inschrift an: S.A.I.C. Bärenkeller. „S.A.I.C.“ war die Abkürzung für: Seventh Army Interrogation Centre.

Hier trafen sich diejenigen, die von den Militärbehörden des Bereichs der VII. Armee verhaftet worden waren: angefangen mit Horthy, dem ehemaligen Reichsverweser von Ungarn und Reichsmarschall Göring. Ferner befanden sich dort mehrere deutsche Feldmarschälle, zahlreiche Generäle, Leiter von Zivilbehörden und Führer der NSDAP sowie der ihr angeschlossenen Organisationen, deutsche Diplomaten und verschiedene ausländische politische Persönlichkeiten, Mitarbeiter aus den besetzten Gebieten oder aus den Ländern, die einst mit Deutschland verbündet waren, ausländische Diplomaten und Wehrmichtsangehörige, sogar kleine Funktionäre und einfache Stenotypistinnen. Denn selbst Frauen waren hier, teilweise, weil sie mit ausländischen Diplomaten verheiratet, zum anderen, weil sie Sekretärinnen wichtiger deutscher Persönlichkeiten gewesen waren.

Alle diese Menschen hatte man ohne nähere Gründe nach Bärenkeller gebracht.

Die Formel, die ich zum ersten Mal hörte ohne mir darunter etwas Besonderes vorzustellen, lautete: „*Automatic Arrest*“ — „Automatische Verhaftung“.

*

Als erster aus meiner Gruppe, die soeben aus Innsbruck angekommen war, mußte sich Bardossy sofort in die Kanzlei des S.A.I.C. begeben.

Als er wieder herauskam, zeigte er auf seine Koffer und flüster- te mir ins Ohr:

„Die besten Sachen haben sie mir herausgenommen.“

Dann war die Reihe an mir. Ein Sergeant saß in einem Raum hinter dem Hauptbüro. Außer ihm sah ich noch drei oder vier Soldaten in dem Zimmer bei den konfiszierten, durcheinander- geworfenen Sachen.

„Name, Vorname, Alter, Geburtsdatum und -ort.“

Zum dritten Male beantwortete ich jetzt schon diese Fragen.

„Ach, Sie sind Rumäne!“ rief spöttisch lächelnd der Sergeant aus. „Was macht also Ihr guter Freund Antonescu? Wo ist er jetzt?“

„Darüber weiß ich nichts.“

Dann musterte er mich von oben bis unten.

„Räumen Sie Ihre Taschen aus!“

Ich legte nacheinander auf den Tisch: meine Brieftasche, ein Taschenmesser, eine Seifendose, eine Tube Zahnpaste, mein Rasiermesser und eine Nagelfeile. Meine Uhr hatte ich in eine Innentasche meines Jacketts gesteckt.

Er „beschlagnahmte“ mein ganzes Geld (sechstausend und eini- ge Mark), das Taschenmesser und die Nagelfeile. Den Rest durfte ich wieder einstecken.

„Haben Sie keine Schere?“ fragte er mich noch.

„Nein, habe ich nicht.“

„Und Gift?“

„Auch nicht. Was soll ich damit?“

„Um sich das Leben nehmen!“

„Ich habe gar nicht die Absicht, das zu tun.“

„Es ist gut. Sie können gehen. Warten Sie draußen.“

Er gab mir eine kleine Karte; darauf stand: „Block 5, Haus A, Zimmer 14.“

Alle meiner Gruppe wurden dem gleichen „Verhör“ unterzogen. Dann holte uns ein Soldat und brachte jeden von uns in sein Quartier. Da wir auseinanderkamen, wünschten wir uns

gegenseitig alles Gute. Was aus den anderen geworden ist, weiß ich nicht, mit Ausnahme von Bardossy. Er wurde der kommunistischen ungarischen Regierung ausgeliefert und in Budapest hingerichtet.

*

Die Unterkunft, die man uns zugewiesen hatte, bestand aus zwei kleinen Zimmern und einer sehr kleinen Küche. Man konnte sich nur in einer winzigen Schüssel in der Küche waschen. Das war der einzige Raum mit fließendem Wasser. Schränke waren nicht vorhanden. In meiner Gesellschaft befanden sich: die Generalkonsule Wüster, Hellenthal und Mihalovicz. Die beiden Erstgenannten waren Deutsche, der dritte ein Ungar. Sie hatten unter sich alles geteilt, was sie in der armseligen Behausung noch vorgefunden hatten. Wüster und Hellenthal hatten sich in das eine der beiden Zimmer einquartiert. Sie teilten sich in ein Bett mit Strohmattmatze, aber ohne Laken. Da sie aber etliche Sachen besaßen, konnten sie es sich einigermaßen angenehm machen. Mihalovicz war unter denselben Bedingungen verhaftet worden wie ich und hatte nichts bei sich. Er hatte sich ein Notbett in der Küche aufgestellt. In dem zweiten Zimmer, in dem ein kleines eisernes Kinderbett stand, quartierte ich mich ein.

Ich ging nun in den Keller, stöberte dort herum und fand mehrere wunderliche Gegenstände: einen halben verfaulten Türflügel, einige Klötze, aufgerissene Plüschpolster. Hieraus, baute ich mir eine Schlafstätte, denn mit dem Kinderbett war in meinem Fall bei bestem Willen nichts anzufangen.

Nachdem ich mich so eingerichtet hatte, erzählte ich meinen Leidensgenossen, noch ganz aufgeregt, alles, was ich seit meiner Abreise von Ötz bis nach Bärenkeller erlebt hatte. Sie hörten aufmerksam zu. Als ich fertig war, schauten sie sich alle an, dann - als ob sie sich verabredet hätten - brachen sie in Gelächter aus. Ich sah sie erstaunt an und wußte nicht, was ich davon halten sollte.

„Die Chance zu haben, die Sie hatten und die Möglichkeit, sich zu beschweren“, sagte Wüster zu mir, „... das ist ja enorm!“

Mihalovicz, erzählen Sie mal dem General die Geschichte vom Scheiß-Kübel!"

Sie waren nach nächtlicher Verhaftung ins Augsburger Gefängnis gebracht und in eine Zelle geworfen worden, die schon mit fünf Verhafteten besetzt war. Unter ihnen befand sich der ehemalige Reichsinnenminister und Reichsprotektor in Böhmen Dr. Frick. Sie alle mußten sich im Dunkeln, dicht aneinander gedrängt, auf den Boden legen. In der Finsternis war niemand zu erkennen, ein unerträglicher Gestank durchzog den Raum! Woher er kam, ließ sich nicht feststellen. So lehnten sie sich an ihre Koffer, legten den Kopf zwischen die Knie, um auf diese Weise den Geruch zu mildern und versuchten einzuschlafen.

Erst in der Morgendämmerung wurde die Ursache des Gestankes entdeckt. Es war ein Kübel mit Exkrementen, der offenbar tagelang nicht mehr geleert worden war!

Man sieht: das Unglück - wie auch übrigens das Glück - ist relativ. Beim Erzählen der Erlebnisse meiner Mitschüler in der amerikanischen Schule zur demokratischen Umerziehung wurde mir bei aller unwürdigen Behandlung in den letzten Tagen doch klar, daß ich es immerhin noch einigermaßen gut gehabt hätte, und ich dankte nun dem Himmel, unter einem günstigen Stern zu stehen!

Wieviel wahrscheinlicher es war, Pech zu haben, zeigte mir nicht nur die Geschichte vom „Scheißkübel“, sondern auch das Beispiel des Admirals Horthy, des ehemaligen Reichsverwesers von Ungarn. Die deutschen Stellen hatten ihn, der in ihren Augen ein Verräter war, mit seiner Familie in Bayern interniert, und zwar in einem Schloß bei Weilheim. Er wurde dort entsprechend seinem Range untergebracht. Hellenthal erzählte uns, daß Horthy während seiner ganzen Gefangenschaft äußerst zuvorkommend behandelt worden sei.

Aus dieser wenn auch nicht angenehmen, so doch erträglichen Gefangenschaft wurde Horthy recht rauh herausgeholt, als ein Troß amerikanischer Jeeps ankam, vor dem Schloß hielt und die „Befreier“ ausstiegen.

Ilona Horthy, die Witwe Miklos Horthys, des Sohnes des ehemaligen Reichsverwesers, der an der Front gefallen war, ging

die Treppe hinab, um den amerikanischen Kapitän, der auf sie zuschritt, mit offenen Armen zu empfangen. Ihre jugendliche Begeisterungsfähigkeit war allgemein bekannt.

Ihr Angebot, als Krankenschwester in einer Abteilung des Amerikanischen Roten Kreuzes arbeiten zu wollen, mag zu der Zeit ein wenig unangebracht gewesen sein. Der Kapitän antwortete ihr denn auch recht mürrisch und ohne die Zähne auseinanderzunehmen :

„Danke sehr! Wir haben unsere eigenen Dirnen.“

Horthy mußte sofort seine Koffer packen, dann führte man ihn fort. Als Internierter in Bärenkeller wurde er in einem Block X, Haus Y eingewiesen und dort seinem Schicksal überlassen.

*

Die Leitung des Lagers Bärenkeller war einem Major tschechischer Herkunft übertragen worden. Um die „Untersuchung“ der Fälle durchführen zu können, hatte er einen ganzen C.I.C.-Stab zu seiner Verfügung. Dieser bestand, abgesehen von einigen Leutnants, aus einer großen Zahl Sergeanten, Korporalen und einfachen Soldaten. Die Wache über das Lager übernahm ein ganzes Bataillon von Amerikanern aus Porto-Rico. Offenbar langweilten sie sich zu Tode, jedenfalls vertrieben sie sich die Zeit mit allerlei Unternehmungsgeist: Sie schossen in die Luft oder zielten auf Vögel; sie sangen, schrieten, piffen, tanzten Tag und Nacht.

Die Beamten des C.I.C. aber arbeiteten. Die bedeutendsten Führer des Dritten Reiches wurden zu einem „Spaziergang“ durch einen Sergeant, bisweilen sogar von einem Leutnant, geführt. Stundenlang mußten sich Marschälle, Generäle, alte Armeeführer, Staatssekretäre und Diplomaten diesen seltsamen Verhören unterziehen. Es wird stets unerfindlich bleiben, warum für diese Arbeit keine qualifizierten Kräfte eingesetzt wurden, denn die Art dieser Unterhaltungen ließ bald erkennen, daß die Vernehmer von den Problemen und Fragen, die zur Debatte standen, keine Ahnung hatten.

Jeder von uns wartete ungeduldig, wann er zu diesem „Spaziergang“ geführt würde. Wir waren so naiv zu glauben, daß

wir sofort nach dem Verhör in Freiheit gesetzt würden. Wir ermutigten uns gegenseitig:

„Die Amerikaner sind zwar wunderbar, aber nichtsdestoweniger respektieren sie die Rechte des Einzelnen. Sie behalten niemals jemanden willkürlich in Haft. Wenn man uns verhört hat und es sich dabei herausstellt, daß uns nichts vorgeworfen werden kann, wird man uns freilassen, und am nächsten Tag sind wir dann wieder bei unseren Angehörigen ...“

Unterdessen machten wir es uns in unserer gemeinsamen Behausung ein wenig behaglicher. Jeden Morgen, nach Verteilung einer der beiden Kriegsrationen, die wir täglich bekamen, besuchte uns der Aufseher unseres Blocks, „der kleine Jude“, mit dem wir uns immer sehr freundschaftlich unterhielten. Er hatte eine besondere Sympathie für Mihalovicz, mit dem er in Ungarisch, seiner Muttersprache, sprechen konnte. Ihn interessierten die geschäftlichen Möglichkeiten, die es nach dem Friedensschluß für ihn in Ungarn geben würde, denn er wollte so bald wie möglich nach dort zurückkehren.

„Gewiß“, sagte er, „Amerika ist sehr schön, aber sehen Sie, ich bin nur ein armer kleiner Jude. Was kann ich da schon erreichen?“

Vergeblich versuchten wir, von ihm herauszubekommen, was man höheren Ortes von uns denke.

„Seien Sie nicht so ungeduldig“, erklärte er uns. „Was wollen Sie denn machen, wenn man Sie freiläßt? Nichts, was sich lohnt...“

Im Augenblick gibt es in Deutschland nichts zu tun. Sie sind unsere Gäste. Sie haben Unterkunft und Verpflegung. Was wollen Sie mehr?“

Und er fügte gutmütig hinzu:

„Schauen Sie, brauchen Sie etwas? Garn, Seife? Sie müssen es mir nur sagen. Ich bringe es Ihnen dann sofort morgen. Wir haben alles.“

Leider wurde „der kleine Jude“ bald ausgetauscht und zu den Garagen geschickt. Seine Vorgesetzten hatten wahrscheinlich erfahren, daß er sich mit den „Nazis“ zu freundlich unterhalten hatte.

Der Wechsel kam ganz plötzlich und sehr ungelegen. Er konnte nun auch sein Versprechen nicht mehr einlösen, mir ein

Hemd und ein Paar Socken zu besorgen. Ich hatte immer noch keine Wäsche zum Wechseln.

Unser neuer Aufseher hatte so gar keine Ähnlichkeit mit seinem Vorgänger. Er trug zwar die Haare gelockt und glänzend und hieß deshalb „der schöne Jonny“, aber er betrat niemals unsere Räume. Wenn es Zeit zum „*exercise*“ war, brüllte er aus voller Kehle: „*Go on! Go on!*“ Jeden Tag gingen wir blockweise eine halbe Stunde heraus. Während dieser „Übung“ umstellten uns die porto-ricanischen Soldaten und bewachten uns - das Gewehr schußbereit. Der „schöne Jonny“ sah mit Argusaugen darauf, daß die Einzelnen der Gruppe weit genug auseinandergingen und keine Unterhaltung stattfand. Wenn einmal ein Verhafteter einen Freund oder Bekannten in einer Nachbargruppe gesehen hatte und ihm zunickte, überschüttete sie der „schöne Jonny“ mit Flüchen.

Eines Tages ging es nun nicht mehr anders, und ich sagte zu ihm:

„Was soll ich mit meinem Hemd machen? Es ist jetzt ganz schwarz. Ich habe kein anderes.“

„*No other shirt?*“ fragte er ganz erstaunt.

„Nein.“

„Gut!“

Und am folgenden Tag warf er mir durch das Fenster ein schönes neues Hemd zu.

Einige Zeit später, als wir wieder gruppenweise spazierengingen, merkte ich, wie mir der bulgarische Gesandte Belinoff, der sich in einer Nachbargruppe befand, mit der Hand Zeichen machte. Sie konnten sich nur auf mein Hemd beziehen. Einige Zeit später klärte sich das Rätsel auf; eines Tages hatte Belinoff feststellen müssen, daß eines seiner Hemden aus dem Koffer verschwunden war - und bei jenem Spaziergang sah er es auf meinem Körper wieder! Nun wußte ich, woher das gute Hemd kam, das mir der „schöne Jonny“ so freigebig geschenkt hatte.

*

Inzwischen waren wir vier ziemlich gute Freunde geworden. Jeder von uns hatte drei Tage hintereinander „Dienst“ zu

machen, der darin bestand, gründlich die Küche auszufegen, morgens, mittags und abends Feuer anzumachen, das Waschbecken und die Zimmer zu reinigen.

Bisweilen kam unvermutet ein Korporal. Er wühlte in den Schubladen und Koffern, um zu sehen, ob sie verbotene Gegenstände enthielten. Natürlich besaßen wir sie, aber wir benutzten sie heimlich und versteckten sie nach jedem Gebrauch unter schmutzigen Lappen.

Ein Glück war es, daß Mihalcovicz bei allen Kontrollen, denen er sich unterziehen mußte, ein Spiel Karten retten konnte; das half uns über manchen Tag hinweg.

Schwieriger als die gleichförmigen Tage waren die Nächte zu ertragen. Nicht nur der Mangel an jeglichem Komfort führte zu ständiger Schlaflosigkeit, auch die Gedanken, die mich bewegten und die Sorgen, die ich mir um meine Angehörigen machte, von denen ich nicht die geringste Nachricht hatte. Wohnten sie immer noch am Straßenrand? Mehrere Wochen waren schon seit meiner Verhaftung verstrichen, und noch immer schien sich niemand um meinen Fall zu kümmern.

War es denn so schwierig, sich über meine Tätigkeit als rumänischer Gesandter in Berlin zu informieren, festzustellen, ob ich die internationalen Gesetze oder die der Menschlichkeit verletzt hatte? Wie konnten die elementarsten Regeln des Rechtes und der Menschlichkeit, deren die Amerikaner sich so rühmen, so verkannt werden? Warum hatte ich, wie alle anderen, nicht die geringsten Hafterleichterungen? Warum verhörte man uns nicht? Wo ist die „amerikanische Autorität“?

Dergleichen Fragen beschäftigten mich, ohne daß ich eine Antwort darauf fand.

*

Endlich nach fünf Wochen Aufenthalt in Bärenkeller wurde einer von uns zum Verhör gerufen. Ein ungarisch gebürtiger Sergeant, dessen Eltern kurz nach seiner Geburt nach den Vereinigten Staaten ausgewandert waren, holte Mihalocvitz.

Wir waren sehr ungeduldig, das Ergebnis der Unterhaltung zu erfahren. Mihalcovicz kam zurück, sehr ernst und nieder-

geschlagen. Der ausfragende Sergeant hatte ihn aufgefordert, die verschiedenen ungarischen Regierungen, die zwischen den beiden Kriegen am Ruder waren, anzugeben, die Namen ihrer Führer oder markantesten Persönlichkeiten und ihre Tätigkeit. Ferner sollte er einen Überblick über die Geschichte Ungarns geben. Schließlich forderte der Sergeant den Generalkonsul auf, das alles schriftlich niederzulegen.

Mihalcovicz setzte sich sofort an die Arbeit. Am nächsten Morgen erwartete er fieberhaft den Sergeanten, damit er, wie er es versprochen hatte, sich die verlangte Arbeit hole. Er wartete vergeblich. Der Sergeant kam erst fünf Tage später. Er legte das Schriftstück sorgfältig gefaltet in seine Tasche und wollte hinausgehen. Da ging Mihalcovicz zum Angriff über. Er hielt ihm einen langen Vortrag in Ungarisch, setzte ihm auseinander, daß man ihm - Mihalcovicz — nichts vorwerfen könne.

Der Sergeant hörte sehr aufmerksam zu.

„Offensichtlich liegt Ihr Fall ganz klar“ erwiderte ihm der Sergeant. „Fertigen Sie eine Denkschrift an. Ich werde sie mir morgen im Laufe des Tages holen.“

Er ging fort, und man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Nach Ablauf von 14 Tagen fing Mihalcovicz an, den Lagerkommandanten mit Briefen zu bombardieren; sie blieben unbeantwortet.

Nun beschloß Mihalcovicz mit großen Geschützen aufzufahren. Er bat den „schönen Jonny“ ihm zu sagen, an wen er wichtige Enthüllungen machen könne.

Am nächsten Tage besuchte ihn ein Leutnant. Ihm erzählte Mihalcovicz alles, was er auf dem Herzen hatte. Er berichtete ihm von seinen Briefen und Denkschriften.

Der Leutnant hörte auch höflich zu und versprach ihm, seine Akte durchzusehen. Am folgenden Tage kam er wieder und sagte ihm, daß der Sergeant ausgetauscht worden sei und daß in der Kanzlei keine Akte „Mihalcovicz“ existiere.

Der Generalkonsul versuchte seinen Fall dem Leutnant erneut vorzutragen. Dieser winkte ab, da er sehr in Eile sei:

„Fertigen Sie uns eine Denkschrift an“. ..

*

Trotz der strengen Überwachung durch den „schönen Jonny“ gelang es, uns gelegentlich Mitteilungen von unseren Blocknachbarn zu verschaffen. Es waren gute und schlechte Nachrichten, die wir mit Ungeduld erwarteten und mit dem gleichen Eifer weitergaben. Wir wußten, daß nicht alle Nachrichten stimmten; die schlechten hatten den Vorzug, mit der Wirklichkeit am meisten übereinzustimmen.

Eines Tages hörten wir, daß gewisse Verhaftete mit einer Nummer auf der Brust photographiert worden seien, wie man es bei Verbrechern tut, wenn ihr Steckbrief bis ins kleinste aufgestellt worden ist. Auf ihre Erkennungsmarken hatte man die Zahl und den Zustand ihrer Zähne eingetragen. Man nannte uns die Namen der Verhafteten unseres Blockes, die so behandelt worden waren. Es handelte sich um acht hohe deutsche Beamte des Reichsfinanzministeriums.

Eines Tages wurde die Gruppe der „Photographierten“ in einen Lastwagen nach unbekanntem Ziel verladen. Optimisten unter uns waren der Ansicht, daß man sie - die Photographierten - als Spezialisten der deutschen Wirtschaft zur Beratung der Besatzungsmächte heranziehen werde.

Zwei Wochen waren noch nicht verstrichen, als einer der „Spezialisten“ zurückkehrte. Es handelte sich um einen Ministerialdirektor E. Er kam wieder in seinen alten Block zurück. Seine Abfahrt vom S.A.I.C. Bärenkeller war auf Grund einer Namensverwechslung erfolgt. E. gab kurz nach seiner Ankunft eine genaue Schilderung dessen, was sich zugetragen hatte:

Als die Gruppe einige Stunden gefahren war, wurde sie in einem Lager in der Nähe von Ludwigsburg in Württemberg ausgeladen. Man führte sie in ein Zimmer. Dort mußten sie sich völlig entkleiden. Sodann wurden ihre Kleider durchsucht und das Gepäck durchwühlt. Alles, was man an wertvollen Dingen noch fand, wurde herausgenommen. Dann befahl man ihnen, sich mit dem Gesicht zur Wand zu wenden und die Arme hochzuheben. Dann stürzten sich die Soldaten auf sie und schlugen sie mit Gummiknüppeln zusammen. Nach der Prügelei wurden sie in Einzelzellen eingesperrt, aus denen sie jeden Tag zum „Verhör“ geführt wurden.

„Wenn man von mir verlangt hätte, auf allen Vieren kriechend hierher zu kommen, um dem Inferno dort zu entgehen, ich glaube, ich hätte es getan“, sagte E.

*

Eines Tages wurde Wüster zum Verhör befohlen. Der Amerikaner, der ihn ausfragte, war ein Leutnant namens Steward.

Am ersten Tag kam Wüster ganz fassungslos zurück. Er war an einen noch größeren Schlaupf geraten, als er selber es war! Steward hatte von ihm Einzelheiten über seine Tätigkeit in Italien verlangt.

„Wann sind Sie das letzte Mal in Neapel gewesen?“ fragte er ihn barsch.

Wüster nannte ein Datum.

„Waren Sie seitdem niemals mehr dort?“

„Niemals.“

„Sie lügen“, sagte Steward ganz ruhig. „Ich weiß es ganz genau, daß Sie dort gewesen sind mit einer Frau, die nicht Ihre Gattin war.“

Das stimmte haargenau. Wüster war sprachlos.

„Zum Teufel!“ sagte er sich. „Das hat ja keinen Sinn, den zum besten halten zu wollen.“

Am nächsten Tage kam der Amerikaner erneut, um Wüster zu holen. Sie machten einen „Spaziergang“. In der Nacht hatte sich Wüster einen Plan zurechtgelegt. Die Taktik, die er einschlagen wollte, bestand darin, zu versuchen, einen schwachen Punkt bei Steward zu entdecken und ihn dann auszuwerten.

„Ich hab's“ rief Wüster vor Freude, als er zurückkam. „Jetzt weiß ich, wie ich ihn fassen kann. Er liebt die Jagd!“

Nach dem dritten Verhör war der Knoten geschürzt:

„Es ist abgemacht“, erzählte uns Wüster mit vieldeutigem Augenzwinkern. „Ich habe mich mit ihm geeinigt. Wenn er Wort hält, habe ich gewonnenes Spiel!“

Wüster hatte dem Offizier berichtet, daß er als Jäger über eine bedeutende Sammlung von Gewehren verfüge, die äußerst selten seien. Das wertvollste Stück seiner Sammlung sei eine Flinte, die

Hitler Franco überreichen lassen wollte, der gleichfalls - nach Wüsters Angaben - ein großer Nimrod vor dem Herrn sei. Aufgrund irgendwelcher Umstände sei dann dieses Gewehr Franco nicht überreicht worden, sondern in seinen - Wüsters - Besitz übergegangen.

Der aufs Glatteis geführte Amerikaner fragte ihn, wo sich dieses seltene Stück befinde. Nun fing Wüster mit seinem Feilschen an. Er verpflichtete sich, ihm nicht nur das Gewehr von Franco zu geben, sondern alle Waffen, die er besaß. Außerdem werde er ihm alles sagen, was er wissen wolle. Als Gegenleistung möge der Amerikaner gefälligst die Freundlichkeit haben, von der Tatsache überzeugt sein, daß er - Wüster - ein korrekter Mensch sei, der nur seine Pflicht als anständiger Beamter erfüllte.

Steward, der es sehr eilig hatte, in den Besitz dieser wertvollen Sammlung zu kommen, erklärte bereitwillig, daß er diesbezüglich nicht die geringsten Bedenken habe. Wüster gab Steward mit seiner Anschrift auch einen kleinen Ortsplan, wo mit einem Kreuz die genaue Stelle im Garten gekennzeichnet war, wo die Gewehre vergraben lagen.

Steward begab sich sofort dorthin. Am selben Abend kam er zurück.

Am nächsten Morgen hatte Wüster die Genugtuung, aus den Händen von Jonny einen Koffer mit Wäsche und persönlichen Sachen sowie einen Brief seiner Frau zu erhalten. Das alles hatte Steward mitgebracht. Wüster strahlte vor Freude. Aber, als er den Brief las, wurde sein Gesicht immer länger. Einen Augenblick hielt er an sich, dann brüllte er los:

„Himmelsakrament! Dieser verfluchte Gangster!“

„Was ist los? Was haben Sie?“

„Er hat mir den Kognak gestohlen, den mir meine Frau geschickt hat.“

Bei der nächsten Vernehmung unterließ Leutnant Steward es nicht, Herrn Wüster ein Glas seines eigenen Kognaks anzubieten ...

*

Nun war auch Hellenthal verhört worden. Sein Fall wurde für uninteressant erklärt. Man versprach ihm wie so vielen anderen die sofortige Entlassung.

Schließlich schlug auch meine Stunde. Volle acht Wochen hatte ich mit verbissenem Ärger gewartet, bis ich endlich Gelegenheit hatte, meinen Fall vorzutragen.

Der Leutnant der VII. Armee, dem ich vorgeführt wurde, erklärte mir zunächst, daß er nicht zum S.A.I.C. gehöre, sondern zum Hauptquartier. Dann fragte er mich bis ins Kleinste nach allen Einzelheiten meiner Karriere, sowohl in ziviler wie militärischer Hinsicht; ich mußte ihm angeben: meinen Namen, den meiner Eltern, Geburtsort und -datum, Studien und Diplome, meine Dienstgrade in der rumänischen Wehrmacht, die Beförderungsdaten, die Truppenteile, sogar auch die, die bis zu 30 Jahren zurücklagen, die militärischen Bücher, die ich veröffentlicht hatte, ihren Titel, ihr Thema, ihren Inhalt usw. Er hatte schon sehr viele Bogen vollgeschrieben; seine Hand zitterte vor Ermüdung. Als ich seinen Schreibkrampf bemerkte, fragte ich ihn: „Wozu dieser Aufwand an Mühe? Wozu diese Aufzählung von Details, von denen die meisten unwesentlich sind?“ Aber er schrieb weiter.

Wir waren bei dem Zeitabschnitt angelangt, wo ich meinen Dienst als Militär-Attaché in der Türkei versah (1935—1938).

„Wieso sind Sie zum Militär-Attaché in Ankara ernannt worden?“

„Da fragen Sie mich zuviel ... Wahrscheinlich als Anerkennung. Der Generalstab entsandte als Militär-Attaches im allgemeinen die angesehensten Offiziere.“

„Welche Sondermission hatten Sie zu erfüllen?“

„Keine. Meine Obliegenheiten waren die gleichen, wie sie alle Militär-Attaches haben.“

„Warum sind Sie dann nach Berlin gekommen?“

„Wahrscheinlich aus den gleichen Gründen. Vielleicht aber auch deshalb, weil ich die deutsche Sprache beherrschte - was bei rumänischen Offizieren selten der Fall ist. Ich habe vor vielen Jahren in Berlin studiert.“

„Halt!“

„Das ist nichts Erstaunliches. Das habe ich auch in Frankreich getan. Es ist bei den kleinen Nationen üblich gewesen, einige ihrer Offiziere herauszuschicken, um ihre militärischen Kenntnisse an den großen ausländischen Akademien, hier oder anderswo zu vertiefen.“

„Dann wurden Sie zum Gesandten Ihres Landes in Berlin ernannt? Wie erklären Sie das?“

„Dieser Posten war frei geworden, und in den Augen der rumänischen Regierung war ich der geeignetste, ihn zu besetzen.“

„Und warum wurden gerade Sie als der geeignetste angesehen?“

„Diese Frage kann ich Ihnen nicht klar beantworten. Zunächst befand ich mich ja an Ort und Stelle. Dann hielt man mich für fähig, diese schwierige und heikle Mission, die darin bestand, mein Land in Berlin während des Krieges zu vertreten, zu übernehmen. Ich habe dieses Amt übrigens voller Stolz angenommen in der Hoffnung, somit am besten den Interessen meines Vaterlandes dienen zu können und dem Posten gewachsen zu sein, den man mir anvertraut hatte. Außerdem darf ein Soldat nicht wählen. Er hat das zu tun, was man ihm sagt, und zwar so gewissenhaft wie nur irgend möglich und immer darauf zu achten, die Ehre seines Landes zu wahren wie auch die seine.“

Der Leutnant schrieb und schrieb.

„Bis wann haben Sie dieses Amt ausgeübt?“

„Bis zum 23. August 1944, dem Tag des rumänischen Zusammenbruchs.“

„Was haben Sie dann gemacht?“

„Da es mir unmöglich war, Deutschland zu verlassen, bin ich als einfacher Privatmann dort geblieben.“

„Warum kehrten Sie nicht nach Rumänien zurück?“

„Aus verschiedenen Gründen. Zunächst einmal, weil Rumänien isoliert und von der übrigen Welt durch die sowjetischen Truppen abgeschnitten war. Ferner kam hinzu die neue Staatsform meines Landes und - *last not least* - meine vollständig ablehnende Einstellung zu dem Verhalten der neuen Führer meines Landes, denen ich den Vorwurf machte, nicht einen absurden Krieg beendet, sondern von heute auf morgen die Waffen gegen den Verbündeten von gestern gerichtet zu haben. Vielleicht habe

ich Unrecht, aber ich bin nach wie vor der Meinung, daß ein solcher Umschwung unanständig ist."

„Ende August 1944 wurde in Deutschland eine nationale rumänische Regierung gebildet. Waren Sie daran beteiligt?"

„Nein. Die deutschen Stellen haben mich verschiedentlich aufgefordert, mich an die Spitze dieser Regierung zu stellen oder wenigstens ihr beizutreten. Ich habe es aber immer strikte abgelehnt."

„Warum?"

„Aus sehr einfachen Gründen. Wenn mir mein eigenes Gewissen und die Ehre der Nation — zwei Dinge, die ich stets hochgehalten habe - nicht erlauben, die neuen rumänischen Führer anzuerkennen, so kann ich andererseits nicht mit dem Lande zusammenarbeiten, das sich im Kriege mit meinem Lande befindet. Ich wollte auf keinen Fall den Verdacht erwecken, in meinem eigenen Interesse etwas zu tun. Dieser Vorwurf wäre berechtigt gewesen, hätte ich mit den Deutschen zusammengearbeitet."

„Was wollen Sie tun, wenn Sie aus der Haft entlassen werden?"

„Warten, bis die Dinge wieder ihren normalen Lauf nehmen und dann nach Rumänien zurückkehren."

„Und Sie denken, daß das bald sein wird?"

„Ich wünsche es; mehr kann ich dazu nicht tun."

„Sie haben Recht", sagte der Leutnant. „Wir wissen selber nicht, was sich da unten tut! Aber wie stellen Sie es sich vor, in Deutschland leben zu können?"

„Meine Frau ist eine geborene Deutsche. Sie hat ihre Familie dort. Man wird uns helfen, bis ich eine Stellung gefunden habe."

„Sind Sie vielleicht im Besitz von Gold?"

„Nein."

Das Verhör war beendet.

Bevor ich mich verabschieden konnte, kam mir der Leutnant zuvor und erklärte, er könne über meinen Fall nicht entscheiden. Hierfür seien höhere Stellen zuständig, denen er einen ausführlichen Bericht geben wolle.

Alle, denen ich von meiner Zusammenkunft mit dem amerikanischen Offizier erzählte, erklärten mir übereinstimmend: „Jetzt werden Sie sicher freigelassen werden."

Ich dagegen war von anderen Ahnungen erfüllt. Wochenlang hatte ich voller Spannung dieses Verhör erwartet in der Gewißheit, daß es mir das Ende der Haft bringen würde.

Nun war mir aber klar geworden, daß dieses Verhör gar nicht dazu dienen sollte, über meinen Fall Klarheit zu bekommen. Das Verhör war eine reine Verwaltungsformalität. Allmählich wurde mir klar, daß ich nur eine Nummer unter den vielen Verhafteten darstellte und daß man gar nicht die Absicht hatte, die einzelnen Fälle individuell zu behandeln. Durch die Propaganda hatte sich — ganz besonders in den Vereinigten Staaten — eine solche Massenpsychose in der Öffentlichkeit entwickelt, daß über Truppenteile und Hunderttausende von Menschen die Anklage der Kollektivschuld erhoben wurde. Abgesehen von einzelnen Fällen, wo wirklich die elementarsten Gesetze des internationalen Rechts und der Menschlichkeit verletzt worden waren, ist die gewaltige Zahl der Verhafteten nur eine Folge der Massenpsychose von der Kollektivschuld gewesen. Sie stellt das Absurdeste dar, was es je in der Geschichte an Unsinnigem gegeben hat.

Die einen verhaftete man, weil sie alte Staatsbeamte waren, die anderen, weil sie Angehörige der Wehrmacht waren.

Den größten Teil aber, weil ihre politischen Ideen von der „Demokratie“ als kriminell erklärt worden waren.

Andere schließlich wurden nur deshalb interniert, weil sie Deutsche, Ungarn, Rumänen, Slowaken usw. waren.

Automatic arrest - alles „automatisch“.

*

Ungefähr 14 Tage nach meinem Verhör holte mich ein Sergeant des S.A.I.C. ab, um mit mir einen weiteren „Spaziergang“ zu machen. Er teilte mir zunächst mit, daß er beauftragt sei, die Untersuchung meines Falles zu betreiben. Schon aus seinen ersten Worten merkte ich, daß mein vorangegangenes Verhör toter Buchstabe geblieben war. Er wollte nur gewisse Auskünfte über die Beziehungen von Rumänien und Deutschland während des Krieges einziehen. Er wählte dafür den bequemsten Weg: er bat mich, mehrere Abhandlungen zu schreiben, die zum Thema verschiedene Fragen hatten, die ihn interessierten.

Nachfolgend die Liste der Themen, die ich zu behandeln hatte:

„Die Machtergreifung des Marschalls Antonescu, ihre Gründe und Ursache.“

„Die Teilnahme Rumäniens im Krieg gegen Rußland.“

„Die rumänisch-deutschen Wirtschaftsverträge - ihr Wesen und ihre Auswirkungen.“

„Die deutsche Militärmission in Rumänien - ihre Ziele, ihre Tätigkeit.“

In alle diese Niederschriften hatte ich das hineingebracht, was ich wußte. Ich sah es als meine Pflicht an, gewisse Einzelheiten des rumänischen Schicksals näher zu beleuchten, um falsche Ansichten zu zerstreuen. Außerdem hoffte ich, daß diese Denkschriften dazu führen könnten, über strittige Gesichtspunkte der Ereignisse zu diskutieren, auf die diese Arbeiten Bezug hatten.

Sie bleiben ohne den geringsten Widerhall.

Der Sergeant kam indessen wieder auf den Anklagepunkt zurück:

„Sind Sie vor dem Kriege Militär-Attache in der Türkei gewesen?“

„Jawohl, von 1935 bis 1938.“

„Das war doch die Epoche der Balkan-Entente?“

„Das stimmt ganz genau. Mein Auftrag in der Türkei lief während der ganzen Zeitdauer der Balkan-Entente.“

„Wollen Sie mir bitte aufschreiben, was Sie über die Balkan-Entente wissen, über ihre Ziele, was durch sie erreicht worden ist, ihre Mißerfolge und ihre Ursachen?“

Ich war höchst erstaunt.

„Ich weiß nicht, warum Sie solche Fragen an mich richten. Das ist doch alles bekannt! Außerdem ist die Balkan-Entente ein politisches Gebilde, das schon lange nicht mehr existiert. Was für ein Interesse sollte diese Angelegenheit heute noch haben?“

„Uns interessiert diese Sache sehr! Wir haben unsere Gründe...“

Zwei Tage später legte ich ihm eine neue Abhandlung vor, in der ich alles niedergelegt hatte, was ich von der Balkan-Entente wußte. Aber auch hierauf erfolgten keine Rückfragen.

Ich gewann endgültig die Überzeugung, daß die amerikanischen Stellen keineswegs daran interessiert waren, sich über mich

oder über meinen Fall zu informieren oder sich irgendeine Meinung über meine persönliche Tätigkeit zu bilden. Ihr Ziel war es nur, sich ganz allgemein über einige Fragen zu unterrichten und Aktenschranke zu füllen.

*

Eines Tages verließ uns Wüster. Der „schöne Jonny“ erschien mit einem Schriftstück in der Hand und erklärte ihm, daß er sich für den nächsten Tag früh 8 Uhr bereithalten solle.

Wir waren recht bewegt. Er war der erste von uns vier, der fortging. Wohin? Auch diesmal war darüber wieder keine Angabe gemacht. Wir wußten nur, daß das Schriftstück eine ganze Liste von Namen enthielt. Deshalb glaubten wir auch nicht, daß er entlassen werden würde, sondern nahmen vielmehr an, daß es sich um eine Kollektiv-Überstellung handle.

„Wenn sie mich nach Ludwigsburg bringen, gibt es ein Unglück,“ sagte Wüster, der sich des Berichtes von E. erinnerte.

Wir versuchten nach besten Kräften, ihn zu beruhigen.

„Steward ist ein ganz ordentlicher Mensch“ sagten wir zu ihm. „Er hat Ihnen doch versprochen, sein Möglichstes zu tun, damit Sie hier herauskommen.“

Seitdem Steward im Besitz der Jagdwaffen war, hatte er freilich Wüster kaum wieder besucht. Wir waren jedoch so naiv zu glauben, daß Wüster berechnete Hoffnung habe, bald entlassen zu werden.

Lange wußten wir nicht, was mit Wüster geschehen war.

Sehr viel später erfuhr ich, daß er sich - im Lager Ludwigsburg befand.

*

Die Abfahrt Wüsters hatte ein Nachspiel; eines Tages kam ein Sergeant, um uns mitzuteilen, daß unser Freund sich zur Abfahrt am nächsten Tage bereithalten sollte. Als wir ihm darauf antworteten, daß Wüster schon vor mehreren Tagen abgeholt worden sei, weigerte er sich, uns das zu glauben, und behauptete, wir würden unseren Kameraden verborgen halten. Er ließ davon

nicht ab, zieh uns der Lüge und behauptete, Wüster könne sich nur im Lager aufhalten, da sein Weggang in der Kanzlei nicht registriert sei

Zwei Tage nach diesem Zwischenfall erhielten auch wir den Befehl, uns zur Abfahrt bereit zu machen.

Am nächsten Tage wurden wir blockweise versammelt und in zwei Gruppen eingeteilt. Dann setzte sich unsere Kolonne in Richtung Bahnhof Augsburg in Bewegung. Wir kamen an der Sperre an. Dort stand ein langer Zug, der aus Güterwagen und einigen schmutzigen und verwahrlosten Wagen dritter Klasse bestand. Eine Gruppe, der ich angehörte, wurde zu den Personen-Abteilen geführt. Die zweite Gruppe, die weit größere, hatte nur ein Anrecht auf die Güterwagen. Nach welchen Richtlinien die beiden Gruppen aufgestellt waren, ist ein Geheimnis geblieben. In beiden Gruppen waren alle Arten und Kategorien von Verhafteten vertreten. Logischerweise fiel daher die Annahme einer gestaffelten Diskriminierung in Fortfall. Jeder von uns hat über dieses Rätsel nachgedacht, keinem ist es gelungen, es zu lösen.

Gegen Mittag setzte sich der Zug in Bewegung. An jeder Wagentür war ein Posten aufgestellt. So fuhren wir ins Unge-
wisse.

Seckenheim

Die Reise mit der Eisenbahn von Augsburg nach Seckenheim war voller Reize. Sie unterbrach angenehm die Eintönigkeit unseres Gefangenen-Daseins. Was uns besonders Eindruck machte, war die Tatsache, daß wir zu fünfzig oder sechzig in einem Waggon zusammen waren. Wir hatten den Eindruck, einen großen Schritt auf dem Wege unserer endgültigen Befreiung zu tun. Frei sprechen zu dürfen, mit wem man wollte und ohne bewacht zu sein! Alte Bekannte treffen und sich mit ihnen unterhalten, ohne zu befürchten, daß man bestraft wird! Es war für uns wirklich ein Fest, nun wieder Verbindung mit Freunden aufnehmen zu können, von denen wir gestern noch fürchteten, sie niemals wiederzusehen. Ich freute mich riesig, dem kroatischen General von Dessovic und dem slowakischen Obersten Androvich, beide Militär-Attaches ihres Landes in Berlin, wieder zu begegnen. Sie waren meine Kollegen zu der Zeit gewesen, als ich in gleicher Eigenschaft dort war. Ihre Anwesenheit überraschte mich sehr, denn ich wußte nicht, daß auch sie in Bärenkeller waren. In dem Waggon befanden sich gleichfalls ein halbes Dutzend höherer russischer Offiziere der Armee Wlassow, unter ihnen der Generalstabschef. Ferner war dort eine große Gruppe von jungen Ingenieuren, die zu verschiedenen Unternehmen der deutschen Rüstungsindustrie gehörten. Wir genossen in reichlichem Maße die Freude des unerwarteten Wiedersehens.

Es war reichlich um Mitternacht, als wir in Mannheim ankamen. Der Bahnhof ein Trümmerhaufen. Zahlreiche Lastwagen standen am Rande des Bahnsteigs, gegenüber dem Zug, alle Scheinwerfer waren auf den Zug gerichtet. Unter dem Blick der Porto-Ricaner, die recht mürrisch darüber waren, aus dem Schlaf gerissen zu sein, wurden die Waggons geleert und wir mit unserem Gepäck in die Lastwagen verfrachtet. Wir quetschten uns aneinander.

Bei dieser Gelegenheit hatten wir den seltenen Vorzug, den S.A.I.C.-Kommandanten zu sehen. Das war der erste höhere

Offizier, dem ich in den drei Monaten amerikanischer „Gastfreundschaft“ begegnete, abgesehen von dem Oberstleutnant, bei dem ich mich in Ötz vorgestellt hatte.

Der Major, dünn, schlank, eine Zigarette im Mund, die Hände in den Taschen, schien sehr guter Laune zu sein. Seine Aufgabe war es, nach rechts und links zu laufen und die Lastwagen zu inspizieren. Endlich war der Zug zur Abfahrt bereit. Die Lastwagen fuhren mit höchster Geschwindigkeit durch die finsternen und öden Straßen des ruinenreichen Mannheim. Unser Zug durchquerte Seckenheim. Am Ausgang dieser Stadt wurde plötzlich gewendet und der Lastwagenzug fuhr in den Hof einer alten Jäger-Kaserne. Wir stiegen von den Lastwagen und wurden wieder zu je vier Mann abgezählt. Der Major teilte uns von neuem - mit Unterstützung seiner Offiziere - nach den ganz zerfetzten Listen, die er aus seiner Tasche gezogen hatte, in zwei Gruppen ein. Dann stellte sich ein Sergeant an die Spitze der Gruppe, in der ich mich befand.

„Go on!“

Unter Bewachung von Posten wurden wir an das andere Ende der Kaserne in einen der Blocks geführt. Wir waren wieder zu viert in einem Zimmer.

Nachdem wir unser Gepäck mit einiger Mühe untergebracht hatten, besichtigten wir unsere neue Behausung. Zwei Fensterscheiben fehlten, und das Türschloß war herausgerissen worden. Von den drei Matratzen paßte nicht eine zu den Betten. Sie waren alle verschiedener Größe. Sie mußten lange im Regen gelegen haben, denn sie waren noch feucht und rochen muffig. In einer Ecke stand ein zerbrochener Schrank. Enden von Telefondrähten hingen an den Wänden und von der Decke herunter. Kein Stuhl, kein Tisch. Die Wände waren voll von äußerst primitiven Zeichnungen, die Frauenbeine und -busen darstellten. Überall Spuren der alten Insassen dieses Zimmers - Soldaten einer amerikanischen Luftwaffen-Einheit!

Unter Flüchen machten wir uns daran, Ordnung in unserem neuen „Lebensraum“ zu schaffen und ihn wohnlich zu gestalten. Ausgestattet mit dem Instinkt des Soldaten, stießen wir in den Keller vor. Dort entdeckten wir einen wackligen Tisch, einen

Schreibtisch, der noch in einem ziemlich guten Zustand war, und zwei Stühle. Irgendwelche Haushaltsgegenstände oder Küchengeräte fanden wir leider nicht. Zweifellos waren wir hier zu spät gekommen.

Immerhin genossen wir eine relative Freiheit — wenigstens an dem gemessen, was später kam.

Es war Anfang Herbst. Das Wetter war prächtig, wie das um diese Zeit in dieser Gegend Deutschlands fast immer der Fall ist. Wir nutzten die schönen Tage aus und gingen viel spazieren.

Es waren interessante Leute im Lager. So konnte ich mich viel und eingehend mit dem Feldmarschall List unterhalten, der sich einige Zeit vor dem Beginn des Balkan-Feldzuges in Rumänien aufgehalten und den ich in Athen anlässlich einer Studienreise nach diesem Feldzug, im Frühjahr 1941 kennen gelernt hatte. Der Gedankenaustausch mit diesem großen Heerführer war außerordentlich interessant. Wir sprachen besonders über den Rußlandfeldzug im Jahre 1942 und über die Ursachen des Zusammenbruchs der deutsch-rumänischen Streitkräfte am Don, bei Stalingrad und im Kaukasus. List war der Befehlshaber der Armee-Gruppe gewesen, der in diesen weit entfernten Regionen, im Süden der Wolga operierte.

Auch Generaloberst Guderian gehörte zu meinem Block. Eines Tages sagte er zu mir:

„Wissen Sie, daß Antonescu tot ist?“

„Ich wußte es nicht“, antwortete ich ihm. „Unter welchen Umständen starb er?“

„In Rußland, an den Folgen eines Herzleidens.“

„Seltsam. Ich habe niemals gehört, daß Antonescu herzkrank war. Von wem haben Sie diese Nachricht?“

„Von Drake. Er hat es mir heute früh mitgeteilt.“

Drake war amerikanischer Leutnant und Aufseher unseres Blocks. Die Nachricht stimmte übrigens nicht — wie fast alle, die im Lager herumgingen. Antonescu sollte seine Tage viel später und auf eine viel tragischere Weise beschließen.

*

Der Geist, der im Lager herrschte, ließ da und dort zu wünschen übrig. Es hatten sich Grüppchen gebildet, die sich untereinander feindlich gegenüberstanden. Nach und nach nahmen die Streitigkeiten an Heftigkeit zu und entwickelten sich zu Haßgefühlen. Die gegenseitigen Anklagen mehrten sich. Einige waren begründet, die meisten aber entsprangen dem Wunsch gewisser Individuen, sich Möglichkeiten für die Zukunft zu verschaffen.

So gab es eine „Gruppe F“, die mit den Amerikanern zusammenarbeitete. Wie Leutnant Steward, der Mann mit den Jagdgewehren, es schon im „Bärenkeller“ gemacht hatte, so besuchte er auch hier einige seiner „Freunde“ täglich. Die Beziehungen dieser Gruppe zu Steward interessierten mich nicht. Was mich erschütterte, war vielmehr der Mangel dieser Leute an Takt. Sie fanden nichts dabei, für ihre Handlangerdienste Vorteile zu genießen, die ihre Kameraden nicht hatten, obwohl einige von ihnen auf Grund ihres Alters oder ihrer Verdienste würdiger gewesen wären. Es kam vor, daß Steward einen seiner Günstlinge im Wagen mitnahm, damit dieser seine Familie besuchen konnte. Die Favoriten kamen dann vollbeladen mit Paketen zurück und gaben sich nicht einmal Mühe, das vor den anderen Verhafteten zu verbergen.

Die Meinung der deutschen Diplomaten über die Zukunft der Welt im allgemeinen und der Deutschlands im besonderen wichen stark voneinander ab. Hatte sich um den einen von ihnen ein Kreis Sympathisierender gebildet, konnten ihn sofort andere, die eine entgegengesetzte Ansicht vertraten, nicht mehr leiden. Eines Tages legte mir der frühere Gesandte v. H., mit dem ich seit Innsbruck in der Gefangenschaft war, seine Ansichten über ein politisch mögliches Deutschland-Statut vor, nämlich die Umwandlung seines Landes in ein britisches Dominion. Er war es übrigens nicht allein, der dieses lächerliche Projekt ins Auge faßte.

Auch die kleine Gruppe, der ich angehörte, hat niemals wieder die Kameradschaft erreicht, die unter uns in Bärenkeller bestand. Mihalcovicz hatte einen ungarischen General gefunden, einen Bonvivant alter Schule, mit dem er nun die meiste Zeit verbrachte.

Dessovic, ein Österreicher mit wienerischem Temperament, konnte von der tollsten, romantischsten Begeisterung in einen Zustand völliger seelischer Depression umschlagen. Um den düsteren Gedanken zu entgehen, spielte er dann stundenlang Bridge.

Dessovic war verhaftet worden, als er mit seiner ganzen Familie in zwei Autos von München nach Salzburg unterwegs war. Ein Jeep hatte sie angehalten, und die Amerikaner brachten ihn und seine Fahrzeuge, nachdem sie ihn von seiner Frau getrennt hatten, nach Bärenkeller. Der Zufall wollte es, daß die meisten Koffer, die er bei sich hatte, seiner Frau gehörten, während seine eigenen im zweiten Wagen waren .. . Dessovic's Zorn über das Mißgeschick erneuerte sich jedesmal, wenn er beim Wühlen in einem Koffer seine Hand auf ein Flitterstück legte, das Madame gehörte

Was den slowakischen Oberst Androvic anbelangt, so haben ihn seine Zornesausbrüche berühmt gemacht. Vielleicht lagen sie begründet in seinem Rheumaleiden. Er konnte es sich nicht verkneifen, gegen die blödsinnige Behandlung, der wir unterworfen waren, zu wettern. Jedesmal, wenn diese Frage zur Sprache kam, spie er Feuer und Flamme. Er besaß nur wenig Sinn für Humor und war dann böse mit sich und der ganzen Welt.

*

Unser seltsames Zusammenleben wurde überraschend in den Schatten eines tragischen Ereignisses gerückt, das bei allem Ernst der bitteren Komik nicht entbehrte.

Ein General in Block III hatte beschlossen, seinem Leben ein Ende zu bereiten. Zunächst hatte er versucht, sich an einem Telefonkabel aufzuhängen. Dieser Versuch scheiterte, da das Kabel riß. Bald aber bot sich eine andere Gelegenheit: eines Nachts, als der General aus seiner Stube auf die Toilette ging, sah er auf dem Korridor den Wachtposten schlafend in einer Ecke sitzen. Es war ein hundertprozentiger Amerikaner, denn die sympathischen Leute aus Porto-Rico waren inzwischen in ihre Heimat zurückgeschickt worden. Der General erkannte die

Gelegenheit, nahm dem müden Posten das Gewehr weg, ohne daß dieser es bemerkte, richtete den Lauf gegen sein Herz ... Mit dem Fuß drückte er ab.

Erst durch die Detonation erwachte der Posten - neben ihm lag der tote General in seinem Blut.

Ich weiß nicht, ob gerade dieser Selbstmord die Veranlassung war, daß die Lagerleitung beschloß, eine Kapelle zu bauen. Der Leutnant Drake, der nicht den Eindruck erweckte, ein strenggläubiger Jude zu sein, machte sich daran, unter uns Freiwillige für die Verwirklichung dieses christlichen Planes zu werben. Mehrere Ingenieure wurden für die Arbeit eingespannt, und in wenigen Tagen stand eine Kapelle in einer Ecke des Dachbodens. Von nun an wurden wir jedesmal, wenn ein amerikanischer Militärfarrer in der Gegend war, unter guter Bewachung an den heiligen Ort geführt. Dort mußten wir eine sehr schöne Predigt über uns ergehen lassen, in der die Rede war von der Vergebung unserer Sünden und dem göttlichen Verzeihen unserer begangenen Fehler.

*

Da wir sehr viel freie Zeit hatte, kamen wir auf die merkwürdigsten Beschäftigungen. Die Deutschen sind ausdauernd und erfinderisch. Wir Ausländer waren jedesmal erstaunt, was sie aus den wenigen Mitteln, die ihnen zur Verfügung standen, alles zustandebrachten. Jeder nur etwas spitze oder messerartige Gegenstand war verboten und wurde eingezogen. Verfügbar war als Material nur Weißblech und die Pappschachteln der Konservbüchsen.

Die besteingerichtete Werkstatt allerdings war die der Russen aus der Armee Wlassow, deren Generalstabs-Chef sich als hervorragender Schuhmacher erwies. Schuhbesohlungen und kleine Reparaturen nahm er gegen entsprechende Lieferung von Zigaretten vor. Die Anzahl wurde im voraus festgelegt und richtete sich nach dem Umfang der Arbeit.

Zahlreiche Verhaftete machten sich an das Studium einer Fremdsprache, vor allem waren Englisch und Russisch gefragt.

Ein wahrer Heißhunger bestand nach Lektüre, und der primitivste Kriminalroman wurde vom ganzen Lager verschlungen. Schließlich hatten die unverbesserlichen Don Juan-Typen versucht, den weiblichen Insassen des Nachbar-Blocks den Hof zu machen: es handelte sich um ein Dutzend Sekretärinnen und Stenotypistinnen, die einst im Dienst der „Nazi“-Führer standen.

Ihre Zimmer befanden sich unmittelbar im Gebäude des C.I.C. Sie durften nur einmal am Tage in die frische Luft gehen und das nur unter dem Blick vieler Posten und der wachsamen Aufsicht der „kleinen Olga“. Olga war eine junge Ungarin, gebrechlich, zart, und ihrem Gesicht sah man es an, daß sie schon ein recht bewegtes Leben hinter sich hatte. Sie war von dem „kleinen Napoleon“ entdeckt worden. Das war der Spitzname für unseren Leutnant Kahn. Er war die rechte Hand des Kommandanten und das Faktotum des C.I.C. Der Kommandant des Lagers, ein tschechischer Major, war unsichtbar. Er konsumierte nachts viel Alkohol und mußte tagsüber - mit kalten Kompressen auf dem Kopf — die Nachtruhe nachholen. So war Leutnant Kahn der eigentliche Verwaltungs-Chef von Seckenheim. Klein und zierlich von Wuchs, ganz wie Olga - mit der er übrigens ein hübsches Paar bildete - aber stolz wie ein Hahn. Er war eitel und geschniegelt, hatte ein kriegerisches Aussehen und schien immer kampfbereit, was er dadurch dokumentierte, daß er ständig mit einer Reitpeitsche herumfuchtelte.

Der „kleine Napoleon“ — er hatte diesen Spitznamen wegen seiner markanten Siegermiene bekommen - hatte die kleine Olga zur Maitresse. Sehr praktisch eingestellt, hatte Kahn sie als Aufseherin der weiblichen „Nazis“ eingesetzt. So hatte er sie stets in seiner Nähe. Er ließ ihr in Heidelberg eine Wohnung einrichten. Der Herr Leutnant konnte ja Möbel und Teppiche beschlagnahmen, so viel er wollte. Seine Zuneigung für Olga war recht handfester Natur, und wir wurden des Schauspiels dieser überschäumenden Leidenschaft nie überdrüssig.

Jeden Abend, wenn ihr Dienst beendet war, d. h. wenn die weiblichen „Nazis“ der Aufsicht der Nachtwache unterstellt worden waren, hielt Kahns Jeep an der Tür seiner Auserwählten, und Olga erschien dann in einem prächtigen Pelzmantel, dessen

Herkunft unsere Phantasie anregte. Der Herr Leutnant begrüßte sie zärtlich, half ihr galant ins Auto und dann begaben sie sich auf den Weg nach Heidelberg. Wir aber zogen uns nach dieser Zeremonie, unserer abendlichen Zerstreung, beruhigt zum Schlafen zurück.

*

Endlich nach langem Bitten hatte sich die Lagerverwaltung entschlossen, eine kleine Küche einzurichten, in der einige ungarische gefangene Soldaten uns warme Mahlzeiten bereiteten. Wir begaben uns der Reihe nach in den Speisesaal, der nur achtzig Plätze faßte. Wir mußten uns auf dem Hof kolonnenweise zu zweit aufstellen. Jeder von uns hatte eine alte Konservenbüchse als Eßschüssel bei sich. Wir warteten so lange — manchmal bei strömendem Regen - bis unsere Vorgänger uns Platz machten.

Glanz und Fall ... Hier beim Essenholen wurde es deutlich, was aus einstigen Größen aller deutschfreundlichen Länder geworden war. Sie mußten sich die Suppenration vom Freien Amerika reichen lassen wie die Bettler!

Im Speisesaal wurden wir von bewaffneten Boys bewacht. Die meisten ließen uns in Ruhe essen. Aber es gab auch andere, deren Verhalten offenbar von den sensationellen Schlagzeilen und Artikeln der „Stars and Stripes“ über die „Nazi-Grausamkeiten“ beeinflusst war. Diese Art Boys suchten unter irgendeinem Vorwand einen Streit mit uns vom Zaun zu brechen. Eines Tages brüllte ein Soldat, dem das Gesicht des Generals Guderian, des alten Generalstabschefs der Armee wahrscheinlich nicht gefiel, diesen an und befahl ihm, eine Bank, die am anderen Ende des Saales umgefallen war, aufzuheben. Der General konnte den Vorfall nicht gesehen haben, und die Bank hätte logischerweise von denen aufgehoben werden müssen, die sie benutzt und umgeworfen hatten. Guderian hatte nicht recht verstanden, was man ihm gesagt hatte, und zögerte, dem Befehl nachzukommen. Da stürzte sich der Soldat auf ihn und stieß ihm den Gewehrlauf in den Leib. Wutentbrannt und mit giftigen Augen, den Finger auf dem Gewehrabzug, schrie er:

„Heb die Bank auf der Stelle auf! Hast Du verstanden, Du verdammter Hund?!“

Wir dachten alle angsterfüllt, daß jetzt eine furchtbare Katastrophe käme. Aber Guderian hatte nun verstanden und stellte die Bank auf - ohne ein Wort zu sagen.

Ein anderes Mal bemerkte ein Soldat in der langen Schlange der nach Suppe Anstehenden einen General der Waffen-SS, Träger des Eisernen Kreuzes mit Brillanten. Er blieb an seiner Seite stehen, und als der ungarische Koch ihm die Schüssel gefüllt hatte, fragte der Soldat den SS-General nach seinem Namen. Dieser gab ihn an.

„Ach, das sind Sie!“ bemerkte der Soldat, spukte in die Schüssel und sagte dann: „Friß also, Du dreckiges Schwein!“

Der General blieb völlig ruhig, goß die Suppe aus und drehte sich auf dem Absatz um.

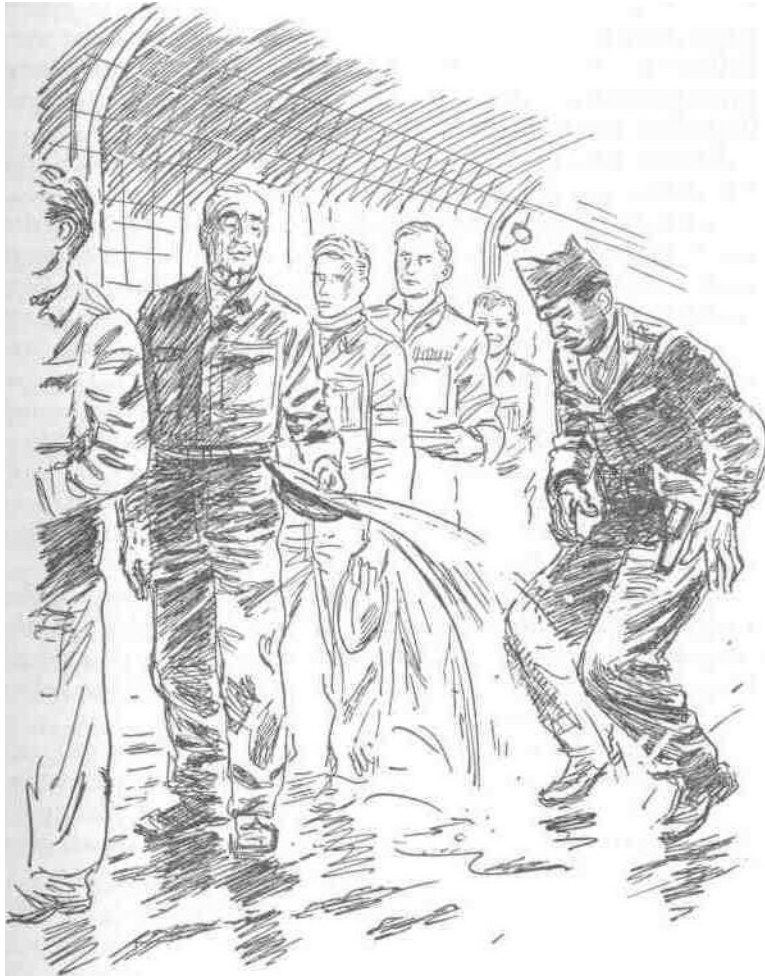
*

Wenn das Wetter schön war, legte ich mich mit dem früheren griechischen Finanzminister Tzironikos und Belinoff, dem Ex-Gesandten Bulgariens in der Slowakei auf den Rasen.

Die Methoden dieser Schule demokratischer Umerziehung lieferten uns ein unerschöpfliches Diskussionsthema.

Tzironikos, der Minister der griechischen Regierung unter der deutschen Besatzungszeit gewesen war, wurde in die Kategorie der „Kollaborateure“ eingestuft. Er hatte indessen Bescheinigungen von politischen Männern aller Parteien, sogar vom König Georg. Diese Schriftstücke brachten zum Ausdruck, daß er nur in Übereinstimmung mit seinen Kollegen gehandelt habe. Er schrieb jetzt an alle seine Beziehungen, auch an den König Georg, damit sie ihre Aussage bestätigten. Waren diese Briefe überhaupt zur Post gebracht worden? Das war durchaus nicht sicher, obwohl Drake versicherte, sie abgesandt zu haben. Tzironikos erhielt aber nie eine Antwort.

Belinoff befand sich in ähnlicher Lage. Es war für ihn unmöglich, nach Bulgarien zurückzukehren. Von den Regierenden seines Landes mußte er furchtbare Bestrafung erwarten, obwohl



Der General blieb völlig ruhig, goß die Suppe aus und drehte sich auf dem Absatz um ...

sein einziges Verbrechen darin bestand, Bulgarien in einem Lande vertreten zu haben, das mit Deutschland verbündet war. Belinoff war aus der Slowakei geflohen und in die amerikanische Zone gekommen. Die Amerikaner hatten ihn entdeckt und es für richtig befunden, ihn ins Lager zu stecken.

Keinem von uns Dreien konnte vorgeworfen werden, ein Kriegsverbrechen begangen zu haben.

Wir suchten nach einem Mittel, um die Aufmerksamkeit der amerikanischen Dienststellen auf uns zu lenken und sie zu überzeugen, daß sie sich unseres Falles annehmen müßten. Ihr Verhalten schien uns völlig sinnlos. Warum hatte man uns interniert? Was warf man uns vor? Niemals haben wir auf diese Fragen eine Antwort erhalten.

Die amerikanische Zone wimmelte von Truppen, Polizei und Geheimagenten. Welche Gefahr bildeten denn wir für die Sicherheit der Besatzungsmächte?

Fünf Monate waren wir jetzt schon in Haft und konnten nicht die geringste Hoffnung auf ein baldiges Ende haben. Wir durften nicht einmal mit der Außenwelt korrespondieren.

Wem sollten wir das alles zuschreiben? Der Unwissenheit, der Unfähigkeit, dem Mangel an gutem Willen, der Gleichgültigkeit, oder der Rachsucht? Aber was hatte man an uns zu rächen? Immer wieder legten wir uns diese Fragen vor, auf die keiner von uns eine befriedigende Antwort fand.

Tzironikos hatte sich schließlich dazu durchgerungen, die amerikanischen Stellen zu bitten, ihn an Griechenland auszuliefern, denn er hatte nachgerade mehr Vertrauen zu der Justiz seiner Landsleute als zu der der Amerikaner. Der slowakische Oberst Androvich war in der gleichen Weise vorgegangen.

Aber auch diese Gesuche wurden nie beantwortet.

*

Die Amerikaner weigerten sich also, sich über unsere Fälle zu unterrichten; sie lehnten es ab, uns zu entlassen. Aber sie waren auch nicht gewillt, uns an die jeweils in Frage kommenden Länder auszuliefern.

Was wollten sie eigentlich?

Allmählich dämmerte uns die Erkenntnis, daß sie das selber nicht wußten.

Da mir klar geworden war, daß man keinerlei Anstalten traf, um mich oder andere „umzuerziehen“, so fühlte ich mich nicht mehr als „Schüler“, sondern begann, statt weiterhin auf Belehrung zu warten, meine eigenen Betrachtungen anzustellen.

Ich beschäftigte mich viel damit, die Gemütsentwicklung der deutschen und ausländischen Häftlinge zu studieren. Fast alle von uns hatten am Anfang die größten Hoffnungen auf die Friedensbereitschaft und die großen Möglichkeiten der Vereinigten Staaten gesetzt. Sie allein hielt man für fähig, die Welt nach den Prinzipien der Gerechtigkeit und Freiheit zu organisieren. Selbst Churchill hatte anerkannt, daß die Vereinigten Staaten in ihrer ganzen Geschichte noch nie so hoch standen wie Ende 1945. Alle glaubten nicht nur an den Wunsch, sondern auch an den Willen des freien Amerika, eine neue Welt zu schaffen, denn nur die Amerikaner hatten die materiellen und moralischen Möglichkeiten dazu.

Die amerikanische Wirklichkeit, die wir nun jeden Tag vor Augen hatten, sah so ganz anders aus. Alles, aber auch alles - ihre Presse, ihre Slogans, ihre Politik — riß uns aus unseren Träumen. Die Moral zeigte sich als Scheinheiligkeit, der Stolz als Aufgeblasenheit.

Die meisten Verhafteten, zum mindesten die des Blocks Nr. V, die ich am besten kannte, hatten hohe zivile oder militärische Ämter bekleidet. Es waren Männer von Format und hoch gebildet. Sie verfügten nicht nur über ein großes Fachwissen, sondern - abgesehen von den Ausnahmen, die ich erwähnte - auch über hohe moralische Qualitäten und einen oft zu bewundernden Charakter. Nichts Ernstliches ließ sich gegen sie vorbringen und die Art, wie sie behandelt wurden, war ihrer und auch der Nation unwürdig, die so mit den Häftlingen verfuhr. Diese Verhafteten legten kein chauvinistisches Gebaren an den Tag. Sie hegten keinerlei Haßgefühle gegen ihre Feinde von gestern. Sie beurteilten die Dinge kaltblütig und unparteiisch. Sie waren auch geneigt, sich mit dem Gedanken zu befreunden, daß das deutsche

Volk in Zukunft einen anderen Weg als bisher beschreiten müsse, der zusammen mit Amerika zu einem allgemeinen Aufstieg und Wohlstand führen könne.

Hier aber lehrte uns jeder Tag, daß dieser gute Wille gar nicht zur Kenntnis genommen, daß die loyale Bereitschaft, mit den Amerikanern den Weg der Demokratie zu beschreiten, mit Verachtung verworfen wurde. So schwand die Hoffnung dahin.

Bald glaubte niemand mehr an die Mission Amerikas in Europa.

Die Fabel von der moralischen Größe Amerikas wurde zum schönen Märchen, das der Wirklichkeit nicht standhielt.

*

Hinsichtlich der dem C.I.C. zugefallenen Obliegenheiten wurde im Lager Seckenheim keine besondere Aktivität entwickelt. Die Verhöre, Untersuchungen, Auskunftseinziehungen hatten fast völlig aufgehört. Ein Tag verging wie der andere. Diese Eintönigkeit wurde jäh durch fieberhafte Erregung unterbrochen. Es hieß, das Lager solle aufgelöst werden. Ein Gerücht jagte das andere. Was wird nun aus uns werden? Die einen glaubten an Freilassung. Die anderen lehnten jede Voraussage ab. Sie glaubten an nichts mehr und warteten in düsterer Resignation. Tatsächlich: bald begannen die Verlegungen. Eine Anzahl Gefangene wurden im Jeep mit unbekanntem Ziel weggebracht. Andere fuhren gruppenweise ab. Bei manchen von ihnen hatten wir den Eindruck, daß für sie endlich die Stunde der Freilassung gekommen sei. Aber niemals wußten wir etwas Genaues.

Aus unserer Gruppe war der erste, der abreiste, Mihalovicz.

„Nun gut!“ sagte lachend Dessovic zu ihm, „die Briefe mit denen Sie den Major bombardiert haben, sind vielleicht doch nicht unnütz gewesen ...“

Wir glaubten wirklich alle, daß für Mihalovicz bald die Stunde der Freiheit geschlagen habe. Hierin täuschten wir uns aber, wie sich später herausstellte. Was die Marschälle anbetrifft, so wurde Blomberg einem Gerücht zufolge nach Nürnberg gebracht, angesichts des Prozesses, der dort jetzt aufgerollt werden sollte. Wie wir später erfuhren, ist er dort im Gefängnis gestorben. Als er uns verließ, war er stark wie ein Baum.

Anfang Oktober nahmen die Einzel- bzw. Gruppenverlegungen zu. Die Nervosität wuchs bei denen, die zurückblieben. Die verschiedensten Gerüchte liefen umher, eines alarmierender als das andere. Was wird mit uns geschehen? Manche behaupteten, wir kämen in ein Straflager und zur Erhärtung ihres Geredes fügten sie hinzu, daß ein Teil derer, die verlegt worden seien, sich dort bereits befände.

*

Eines Tages ging der Blockaufseher von Zimmer zu Zimmer, mit einer Liste in der Hand und las die Namen derjenigen vor, die sich zur Abreise am nächsten, am übernächsten und dem darauffolgenden Tag, d. h. am 10., 11. und 12. Oktober, bereithalten sollten.

„Wohin kommen wir?“ fragte ich ihn.

„Sie sind Rumäne?“

„Ja.“

„Und Sie?“ fragte er Dessovic und Androvich.

„Kroate..., Slowake“, antworteten sie.

„Nun gut, Sie werden jeweils nach Rumänien, Kroatien und nach der Slowakei geschickt werden“, schlußfolgerte der Soldat mit dem größten Ernst.

Wir konnten nicht entscheiden, ob er die Wahrheit sagte, oder ob er sich über uns lustig machte. Jedenfalls machten wir uns über unser Gepäck her.

Am folgenden Morgen wurden wir in Gruppen zu 30 Mann eingeteilt, und jede Gruppe einem Lastwagen zugewiesen. Danach mußten wir einer nach dem anderen in das Kontrollbüro des C.I.C. gehen.

Nachdem schon eine lange Kette im Büro gewesen war, betrat ich es, die Arme - wie ein Weihnachtsmann — voll mehr oder weniger gut verschnürter Kartons.

„Öffnen Sie Ihre Pakete“, befahl der mit der Kontrolle beauftragte Soldat.

Ich hatte viel Mühe damit, die Knoten aufzumachen und meine Schätze auf dem Tisch auszubreiten. Ich sah, wie der Kontrolleur

beim Anblick meiner armen Habseligkeiten einen Flunsch zog. Dennoch entschied er sich für die wenigen Zigaretten, die ich mir gespart hatte, legte sie beiseite und befahl mir, alles wieder einzupacken. Ich glaubte nun, die Kontrolle sei beendet und wollte herausgehen; er war aber noch nicht mit mir fertig.

„Leeren Sie Ihre Taschen!“ sagte er zu mir.

Ich fügte mich auch dem, schweren Herzens. Aber ich vergaß absichtlich meine Uhr herauszulegen, die ich in eine kleine Tasche gesteckt hatte. Ich hoffte, daß man ihr Vorhandensein nicht bemerken werde. Er blätterte in den Papieren, die ich auf seinen Schreibtisch gelegt hatte, und stellte Fragen an mich. Als ich mich näherte und mit dem Finger auf einen Satz zeigte, den ich ihm übersetzen wollte, wurde er plötzlich wütend und schlug mit der Faust auf den Tisch!

„Finger weg! Finger weg!“ brüllte er, „weg mit den Pfoten!“

„Und das? Was ist das?“ schrie er mich wieder an.

„Meine Visitenkarten“.

Er nahm sich ein paar davon - sicherlich als Souvenir.

„Packen Sie alles wieder ein. Sie können weggehen“, brüllte er von neuem.

Ich packte meine Kartons zusammen, ging heraus und begab mich zu dem Lastwagen, wo es keinen Sitzplatz mehr gab.

Gegen Mittag war die Kontrolle beendet. Die Wagen konnten losfahren.

Wieder lag eine Station des *Automatic Arrest* hinter uns. Was sollte die nächste bringen?

Kornwestheim

Wir wußten nicht, wohin es ging. Nur die Tatsache, den Ort zu wechseln, gab uns unseren guten Humor wieder.

Schon nach wenigen Stunden stellte sich freilich heraus, wie sehr zu Unrecht wir uns über die Verlegung gefreut hatten. Bald dachten wir an Seckenheim wie an ein verlorenes Paradies.

Mit dem Auto ist Ludwigsburg, ein altes württembergisches Residenzstädtchen, von Seckenheim aus in knapp zwei Stunden zu erreichen. Unsere Fahrer kannten aber den Weg nicht. Sie machten daher Umwege, so daß wir in der Ludendorff-Kaserne in Kornwestheim bei Ludwigsburg erst bei Anbruch der Nacht ankamen.

Staubbedeckt hält unsere Fahrzeug-Kolonnen am Kasernen-Eingang. Amerikanische Soldaten tauchen aus der Dunkelheit auf und umstellen die Lastwagen. Mit dem Gewehr über der Achsel und einem Gummiknüppel in der Faust befehlen sie uns, schnellstens auszusteigen. „*Go on! Go on!*“ Wer nicht schnell genug läuft, bekommt den Gummiknüppel zu spüren. Es wird geschrien und geflucht wie in den erfolgreichsten amerikanischen Gangsterfilmen.

Ohne jede Ordnung, wild durcheinander rennend, in ständiger Furcht vor den Gummiknüppeln über unseren Köpfen werden wir in den Turnsaal der Kaserne getrieben.

Hier sperrt man uns zunächst unter starker Bewachung die Nacht hindurch ein. Eine Wand des großen Saales war einst aus Glas gewesen, jetzt stellt sie fast nur noch ein metallisches Gerüst dar, denn die meisten der vielen kleinen Scheiben sind zerbrochen und der kalte Wind pfeift herein. Im Saal ist es stockdunkel.

Plötzlich beginnt es von draußen zu pfeifen und zu klirren — ein wahrer Steinregen setzt ein. Jetzt wissen wir, wie die Glaswand zerstört worden war: schon die, die vorher unseren Weg gegangen waren, hatte man im wahrsten Sinn des Bibelwortes hier gesteinigt, wie uns jetzt.

Wir flüchten in die äußersten Ecken des finsternen Saales, um vor dem Steinhagel Schutz zu finden, bis den Unmenschen in Uniform da draußen die „Munition“ und die Lust ausgeht und das Steinwerfen endlich aufhört.

Nun ist endlich Ruhe, nur das Stöhnen der Verletzten, die von den Steinwürfen getroffen am Boden kauern, zeugt noch von dem schauerlichen Geschehen. Jetzt endlich rühren sich auch die Posten, die für uns zuständig sind. In einer Ecke des Saales entfachen sie ein Feuer. Um es in Gang zu bringen, zerbrechen sie Stühle und Tische.

Durch den blassen Schein der Flamme weicht für kurze Augenblicke die Dunkelheit.

Wir sehen uns an. Unsere Gesichter sind blaß und haben tiefe Ränder unter den Augen, Zeichen des Entsetzens.

„Was halten Sie von all dem?“ frage ich den bulgarischen Diplomaten Belinoff.

Er flüstert mir auf rumänisch zu: „Wir müssen auf das Schlimmste gefaßt sein!“

*

Die Stunden dieser Nacht verstrichen langsam. Es war schon längst Mitternacht vorbei, als das letzte leise Geflüster aufhörte. In unsere Mäntel gehüllt, streckten wir uns auf dem eiskalten Fußboden aus.

Jeder von uns bemühte sich, die Angst zu überwinden, die ihm die Kehle zuschnürte.

Der Tag war kaum angebrochen, als Soldaten in den Saal stürmten. Nicht ein einziger Offizier befand sich unter ihnen. Unter Zuhilfenahme ihres Gummiknüppels teilten sie uns aufs Geratewohl in mehrere Gruppen. Jede zählte ungefähr 40 Verhaftete. Es gab soviele Gruppen wie Soldaten. Diese 40 Häftlinge bildeten den „Job“ eines jeden der Soldaten.

Zunächst gaben sie uns große Umschläge, in die wir die Wertgegenstände hineintun sollten, die wir noch besaßen. Sie machten uns keine Angaben hinsichtlich der Gründe und des Bestimmungsortes dieser Deponierungen. Wir trauten der Sache nicht.

Die meisten von uns hatten mindestens eine böse Erfahrung schon hinter sich. Dennoch war die Reaktion unterschiedlich. Die einen steckten in den Umschlag, was sie noch an Wertvollem besaßen: Geld oder eine Uhr. Die anderen dagegen versteckten solche Dinge im Futter ihrer Kleidung.

Die klügsten Berechnungen erwiesen sich alle als null und nichtig: Wie man es auch angestellt hatte, das spätere Schicksal unseres Eigentums war doch immer das gleiche. Nachdem die Umschläge — jeder Umschlag trug den Namen des Besitzers — verschlossen waren, wurden sie eingesammelt. Dann mußten wir uns alle vollständig ausziehen und jedes Kleidungsstück, jeden Gegenstand vor uns hinlegen. Der Kontroll-Soldat begann nun seinen „Job“ und ging von einem Häftling zum anderen. Er prüfte jedes Gepäckstück sehr sorgfältig und nahm, was ihm gefiel. Den Rest warf er zurück. Er betastete das Futter der Kleidungsstücke, um festzustellen, was wir dort versteckt haben könnten. So sahen wir noch das Wenige dahinschwinden, was wir bis jetzt bei den früheren Kontrollen dem Zugriff hatten entziehen können.

Ich glaubte, instinktmäßig richtig zu handeln, indem ich meine goldene Taschenuhr, meinen Füllfederhalter und die 500 Reichsmark, die ich noch bei mir hatte, dem Umschlag anvertraute. Die Genugtuung freilich, die ich dabei empfand, sollte sich später als völlig unbegründet erweisen.

Nachdem die Untersuchung vorbei war, durften wir uns wieder anziehen. Zuvor waren wir und unsere Kleider mit Insektenpulver bestreut worden. Diese Maßnahme war zweifellos höheren Ortes befohlen worden: Gefangene sich ausziehen lassen und sie dann entlausen — ist das nicht ein geradezu ins Auge springender Beweis von Zivilisation?!

Als ich wieder beim Anziehen war, brach der Soldat, dem ich gerade entwischt war, in schallendes Gelächter aus. Er „kontrollierte“ gerade den alten kroatischen General von Dessovic. Da dieser keinen anderen Anzug als seine Uniform besaß, schritt der Soldat zunächst zur Degradierung des Generals: er riß ihm die Achselstücke und die Rangabzeichen herunter und warf sie dem General vor die Füße. Dann prüfte er sein Gepäck. Wie be-

reits erwähnt, hatte Dessovic verschiedene Wäschestücke seiner Gattin im Koffer. Das Vergnügen des Cowboys über diese Entdeckung kannte keine Grenzen. Er lachte Tränen, schlug sich vor Freude auf die Oberschenkel und schwenkte die zartfarbenen Schlüpfer und Hemdchen wie Fahnen in der Luft herum, um seine Kameraden an der Entdeckung teilhaben zu lassen.

Dessovic sagte kein Wort zu dem peinlichen Spaß, in dessen Mittelpunkt er stand. Aber die Tränen standen ihm in den Augen.

Nachdem die Durchsuchung beendet war, wurden wir wieder eingeteilt, diesmal in vier Gruppen: A, B, C und D entsprechend dem Gebäudeblock, dem wir zugeteilt wurden. Die Gruppe A, zu der ich gehörte, wurde von Posten umstellt. Wir verließen den Turnsaal und wurden zu unserem Block geführt. Jeder einzelne Block der Kaserne war von einem meterhohen Stacheldrahtzaun umgeben. An jeder Ecke war eine Art Wachturm aufgestellt, vor dem die Mündungen der Maschinengewehre sich auf uns richteten.

In dem beschränkten Raum um jeden Block bewegten sich in dichten Haufen die Verhafteten. Wir mußten uns förmlich einen Weg durch sie bahnen. Dann erreichten wir den Block A, wo wir von den Kapos im Empfang genommen wurden. Die Kapos waren Verhaftete oder - wie es amtlich hieß - „Internierte“, die von den amerikanischen Stellen für die Innenverwaltung eines jeden Blocks eingesetzt waren.

Bis zur Ankunft in diesem Lager galten wir als „Festgenommene“, „Gefangene“, „Häftlinge“, „Verhaftete“; niemals hatte man uns die juristische Definition dieser Worte gegeben. Am Eingang des Lagers lasen wir: „Internierungs-Lager 75“. Nun gab es keinen Zweifel mehr: Wir waren endgültig „Internierte“!

Man führte uns in einen großen Saal im Erdgeschoß. Dort schritt man zu einer Art von Appell. Der Dolmetscher des Blocks war damit beauftragt, ihn vorzunehmen. Ich erkannte ihn sofort wieder. Es war Halter, der ehemalige Kabinettschef von Henke, dem Unterstaatssekretär im Deutschen Auswärtigen Amt.

Halter hatte auch die Aufgabe, uns in Gruppen zu drei oder vier Personen zu dem Block-Kommandanten zu führen und uns ihm „vorzustellen“.

Ich trat in das Büro des Kommandanten zusammen mit Albrecht, dem ehemaligen Chef des Rechtsamtes des Auswärtigen Amtes und mit dem französischen Professor Hérítier, dem bekannten Historiker.

Kommandant des Blocks war ein amerikanischer Gefreiter polnischer Herkunft namens Sworobtschine. Er flegelte sich in einem Sessel, hatte die Füße auf dem Schreibtisch und rauchte eine Pfeife.

Unser Anblick schien ihn zu belustigen. Er wandte sich zu Halter mit den Worten:

„Was wollen diese komischen Vögel?“

Halter nannte unsere Namen und Titel.

„Wie ist es möglich, daß dieser Lump zur gleichen Zeit General und katholischer Pfarrer ist?“ fragte Sworobtschine erstaunt und zeigte dabei mit seinem Pfeifenende auf mich.

„Er war nicht Priester!“ antwortete Halter. „Er ist Gesandter gewesen. Genau ausgedrückt: Rumänischer Gesandter in Berlin.“

Als guter Amerikaner, der Sworobtschine war, stand bei ihm fest, daß ein „Minister“ nichts anderes sein könne als ein Geistlicher, denn im Englischen hat das Wort „minister“ vorwiegend die Bedeutung von „Diener, Priester“.

„Und dieser dort, warum nimmt er nicht militärische Haltung an, dieser Hund?“ fuhr er fort, und dabei zeigte Sworobtschine auf Hérítier.

Sworobtschine schien sehr empfindlich hinsichtlich guter Umgangsformen zu sein. Er fühlte sich bei ihrer Umgehung in seiner Ehre gekränkt.

„Er bittet Sie, militärische Haltung einzunehmen“, flüsterte Halter Hérítier ins Ohr.

Der alte Professor mit seinen weißen wilden Haaren sah Halter ganz verduzt an. Er hatte zwei Entschuldigungen: erstens hatte er niemals Militärdienst geleistet, und zum anderen war er fast taub.

„Schnell!“ rief Halter, der nahe am Verzweifeln war, weil er sich Hérítier nicht verständlich machen konnte, und andererseits auch, da er sah, daß der Amerikaner mehr und mehr in Wut geriet.

„Aber wie?“ antwortete Hérítier, der endlich begriff. „Ich bin doch ein alter Mann!“

Trotzdem tat er sein Möglichstes, um sich auf seinen alten krummen Beinen zu halten und nahm linkisch die Hacken zusammen.

„Wegtreten!“ sagte Sworobtchine unwillig. „Was dieses Zebra anbetrifft“ - gemeint war Héritier-, „wird er drei Tage Exerzier-Dienst machen. Dann führst Du ihn mir wieder vor. Ich werde dann sehen, ob er gelernt hat, sich gerade zu halten.“

Nachdem der Sekretär des Blocks jedem von uns das Zimmer angegeben hatte, nahm ich mein Gepäck und stieg die Treppe hinauf, um das Zimmer Nr. 312 zu suchen, das für mich bestimmt war.

Als ich die Tür öffnete, blieb ich benommen auf der Schwelle stehen. Was mußten meine Augen sehen! Nein - ich träumte nicht! Ich stellte die Kartons, die ich unter meinen Armen trug, auf die Erde. Mir war ganz schwindlig.

Da ich unbeweglich am Eingang stehen blieb und nicht wagte weiterzugehen, schrie jemand mir zu:

„Nur Mut, Kamerad ! Wir sind keine Kannibalen und niemand wird Sie lebendig auffressen ...“

Beim ersten Blick in den Raum hatte ich den Eindruck, inmitten einer Schar von Affen zu sein, die wie Trauben an unsichtbaren Bäumen hingen. Der gesamte Raum schien eine einzige Konstruktion von Brettergerüsten zu sein. Sie reichten bis zur Decke. Der einzige freie Teil war ein enger Gang - knapp einen Meter breit - in Höhe der Tür. Die Brettergestelle umfaßten drei Etagen von übereinanderliegenden Lagerstätten der Häftlinge.

Am Tage gingen die meisten dieser Höhlenbewohner dem Lichte zu, d. h. sie setzten sich an dem Rande der Lagerstätten auf und baumelten mit den Füßen über dem Kopf ihrer Nachbarn von unten! Das hatte auf mich den Eindruck der Affen-Trauben gemacht. Für alle war natürlich ein solcher Vorzugsplatz nicht vorhanden; die übrigen mußten in ihren Löchern bleiben.

Später erfuhr ich genaue Zahlen: Diese „Stube“ hatte einen Flächeninhalt von 10 zu 6 Metern und eine Höhe von dreieinhalb Metern. Nicht weniger als 120 Menschen mußten hier dau-

ernst zusammenleben! Unser Stockwerk beherbergte 900 und der ganze Block 3000! Die Zahl der Verhafteten im Internierungslager 75 - Kornwestheim - belief sich damals auf über 12000!

Ich bin noch ganz versunken in den Anblick, der sich mir bietet, da spricht mich ein Häftling, der, wie sich herausstellte, Polizeihauptmann gewesen war, wohlwollend an:

„Ich bin der Stubenälteste. Wie heißt Du, Kamerad?“ In allen Lagern war es üblich einander mit „Kamerad“ und mit „Du“ anzureden.

Ich sage ihm meinen Namen und meinen früheren Titel.

„Ah! Ah!“ bemerkt er. „Ganz große Kanone! Wie Sie sehen, ist hier wenig Platz vorhanden. Aber wenn man dicht zusammenrückt, findet sich schon noch einer. He!, Kamerad Wagner“, sagt er darauf zu einem der „Affen“ in der zweiten Etage. „Du bist dünn, mach doch ein wenig Platz unserem neuen Kameraden, dem Kameraden ...“ (zu mir gewandt) „wie sagtest Du doch, wie Dein Name sei?“

Wagner, mit dem ich gleich ins Gespräch komme, war ein ziemlich rauher Bauer, vorzeitig gealtert durch die Sorgen während der langen Haftzeit. Er besaß eine Frau, Kinder und eine Schar Enkelkinder und hatte nur den einzigen Wunsch: zurückzukehren auf seinen Bauernhof in Thüringen, von dem er seit Monaten keine Nachricht hatte. Er war schon über das Alter hinaus, eingezogen zu werden, war also nicht interniert worden, weil er „Militarist“ war. Er war „Nazi“ gewesen und hatte die Funktion eines Kassenleiters der Ortsgruppe der Partei. Er konnte nicht begreifen, warum die Amerikaner so viele Menschen wie ihn vom Hof und ihren täglichen Beschäftigungen weggerissen hatten. Für diese Menschen war die Politik bestimmt das Letzte, um was sie sich Sorge machten. Es handelte sich bei den meisten um schlichte Deutsche, die von der großen nationalsozialistischen Welle mitgerissen waren, an ihre Ziele glaubten und die Hoffnung hegten, daß diese Idee eine neue, bessere und schönere Welt schaffen werde. Die Amerikaner konnten ihnen keinerlei kriminelle oder strafbare Handlungen vorwerfen. Man klagte sie einfach wegen ihres Glaubens an den Nationalsozialismus an.

Leute wie Wagner konnten den Grund ihrer Internierung nie begreifen. Sie hatten so gar nicht das Gefühl, etwas Strafbares getan zu haben, wie man es ihnen jetzt einreden wollte.

Etwas später bitte ich Wagner, mich ein wenig über die Menschen zu unterrichten, mit denen ich von jetzt ab zusammenleben sollte.

„Sie finden hier alle Sorten vor“, antwortet er mir. „Schauen Sie dort hinten im Saal ist Köhler, der ehemalige Ministerpräsident Badens. Er hat sich, seitdem er hier ist, den Bart wachsen lassen. Wir haben hier auch den Dr. Lippert, den ehemaligen Oberbürgermeister und Stadtpräsidenten der Reichshauptstadt Berlin. Ich sehe ihn im Augenblick nicht, — er muß draußen sein. Sie werden hier außerdem die Bekanntschaft machen mit allen Arten von Ingenieuren, Doktoren, Rechtsanwälten, Industriellen, Handelsleuten, Beamten und Bauern. Übrigens! Ich vergaß den Dr. Scheel. Er ist Gauleiter gewesen. Ein Typ, wie er sein soll. Wir haben auch Jungens hier. Der eine ist 15 Jahre.“ Man fragt sich, was die Amis damit wollen. Er gehörte anscheinend zur „Hitler-Jugend“.

Er hält mitten in der Rede an, als er den Inhalt meines Gepäcks sieht.

„Du hast ja keine Decke“ fährt er fort. „Nicht wegen der Kälte brauchst Du eine, denn die vielen Menschen hier geben viel zu viel Wärme ab. Aber Du kannst nicht auf den Brettern schlafen, die sind viel zu hart. Warte! Ich habe eine Idee. Nimm die vielen Kartons, die Du nicht mehr brauchst, zerschneide sie und lege sie auf das Holz. Dann ist es bestimmt nicht mehr so hart. Was den Überzieher anbetrifft, so mache eine Rolle daraus und lege sie unter den Kopf anstelle eines Kopfkissens. Das ist übrigens auch für den Überzieher besser. Auf diese Weise brauchst Du ihn nicht aufzuhängen.“

„Gib also die Kisten“, sagt Wagner zu mir, „Du verstehst nichts davon. Hab keine Angst um Deine Sachen, ich bin kein Dieb. Halt! Schau! Wer da kommt? Das ist der Dr. Lippert.“

„Lippert!“ rufe ich, glücklich einen alten Bekannten zu sehen.

Lippert ist einigermaßen verblüfft:

„Ich bin doch nicht verrückt!“ ruft er aus. „Wie kommt es, daß Sie, Exzellenz, hier sind?“

Das früher so gewohnte Wort „Exzellenz“ berührt mich eigenartig - es ist wirklich grotesk in dieser Lage.

Ich gehe mit Lippert auf den Gang. In der „Stube“ kann man sein eigenes Wort nicht verstehen. Inzwischen hat Wagner damit begonnen, meine Lagerstatt herzurichten.

Wir sind kaum einige Schritte draußen gegangen, als ich ein anderes bekanntes Gesicht wiedersehe.

„Was machen Sie hier, General?“ sagt der Neuhinzugekommene lachend.

Es war D., ein ehemaliger hoher Beamter des Reichsnährstandes.

„Ich sehe, ganz Berlin gibt sich hier ein Stelldichein“, antworte ich grüßend.

„Da hab ich was Schönes angerichtet. Ich habe den Konzentrationslagern nicht entgehen können!“ fährt D. fort. „Es ist mir gelungen, den unseren zu entkommen, doch nicht denen der Amerikaner! Aber, Sie werden sehen, die Amerikaner sind trotzdem weniger schlecht!“

D. war durch die nationalsozialistische Führung abgesägt worden, obwohl er eine ziemlich bedeutende Rolle gespielt hatte. In seiner Eigenschaft als Prominenter des Reichsnährstandes war er in allen Agrarländern Europas bekannt, mit denen er bisweilen Verträge über mehrere Milliarden abschloß. Er war eines Tages plötzlich von seinem Posten entfernt worden. Einige behaupteten, der immer fröhliche D. habe zuviel Kognak getrunken, andere verdächtigten ihn, Beziehungen zu Personen gehabt zu haben, die auf der Schwarzen Liste des Regimes standen. Es lief auch das Gerücht, daß Unregelmäßigkeiten finanzieller Art mit zu seinem Sturz geführt hätten. Er wäre - wie es damals hieß -fast in ein Konzentrationslager geschickt worden, doch war es ihm gelungen, in einem Regiment als Rekrut angenommen zu werden.

„Wann sind Sie hier angekommen?“ fragt er mich. „Und wo hat man Sie hingesteckt?“

„In Nr. 312.“

„Das ist ja wahnsinnig! Ich werde alles daransetzen, um Sie und Lippert da herauszubekommen. Ich werde B. sagen, er solle Sie in einen etwas ruhigeren Saal legen. Lassen Sie mich das nur machen!"

Er verläßt uns - eilig und geschäftig wie immer.

„D. ist der Quartiermacher und Fourier vom dritten Stock" erklärt mir Lippert. „Er hat es verstanden, sich auch hier aus der Patsche zu helfen. Er gehört zu den Menschen, die immer wieder auf die Beine kommen."

„Machen Sie sich fertig zum Suppeholen!" schrillt eine Stimme.

„Schnell!" sagt Lippert. „Man versteht hier keinen Spaß hinsichtlich Disziplin."

Wagner erwartet mich schon mit meiner Eßschüssel.

„Man muß dort zu zweien hingehen", erklärt er mir, „und zwar stockweise, abteilungs- und saalweise. Heute müssen wir zum vierten Kessel gehen, ganz hinten auf dem Hof, ganz rechts, wo die Stacheldrähte sind. Du wirst es nicht allein finden. Folge mir."

Kaum hat Wagner das gesagt, da werden wir auch schon in einen Strom von Menschen gezogen, die alle in Richtung Hof liefen. Ich bin erschüttert von dem wilden Blick dieser ausgehungerten Wesen. Als Eßgeschirr halten sie die unwahrscheinlichsten Behälter in den Händen. In zwei Reihen stellt sich eine endlose Kette auf.

Wagner zieht mich am Ärmel. Wir steigen langsam die Treppe hinunter. Das Geklapper der Weißblechbüchsen begleitet uns. Wagner gibt mir dann weitere Instruktionen für den Rückweg.

Endlich ist auch unsere Kolonne am vierten Kessel angelangt. D. hält sich rechts vom Essenausgeber und wacht mit Argusaugen darüber, daß niemand einen Tropfen mehr erhält als sein Nachbar.

„Das ist nun unser Essen"! flüstert Wagner mir ins Ohr und sieht dabei traurig in die Eipulverbrühe, die man uns reicht. „Einen halben Liter mittags, einen halben Liter abends. Vielleicht gibt es heute abend zur Abwechslung Sojabohnensuppe. Das Brot wird morgens verteilt. Mal bekommt man ein Viertel Brot, mal ein Sechstel. Das ist ganz verschieden. Es kam auch schon

vor, daß man uns ein ganzes Brot gab, das wir unter 20 Personen zu teilen hatten, oder gar keins."

Wagner schließt seine Ausführungen mit der Lebensweisheit: „Es ist besser, die Amerikaner nicht ergründen zu wollen."

Nun kehren wir in unsere volle Stube zurück, um dort unsere Suppe zu verzehren. Jeder klettert mit seiner Schüssel in sein Bett. Es gibt nirgendwo anders einen Platz. Der Napf ist bald leer. Es sind ja nur einige Schlucke.

„Man braucht weder Gabel noch Löffel", bemerkt Wagner philosophisch.

*

Ich legte mich, so gut es ging, auf meine Lagerstatt, die knapp einen halben Meter breit war. Erst am Abend erwachte ich wieder.

D. rüttelte mich auf. Er war zusammen mit Dr. B., dem Etagen-Chef, gekommen.

„Nehmen Sie Ihre Sachen", sagte er zu mir. „Wir werden Sie woanders unterbringen. Sie haben dann etwas mehr Platz."

Es tat mir leid, von dem braven Bauer Wagner getrennt zu werden. Andererseits fiel es mir doch recht schwer, nur auf einer Seite beim Schlafen liegen zu können. Ich nahm nun mein Hab und Gut zusammen — so geringen Wert es auch hatte, für mich war es kostbar - und folgte B. und D.

Sie führten mich in ein Zimmer, das nur für die sogenannten Kapos bestimmt war. Es maß 5 zu 2,50 Meter, hatte ein Höhe von 3,50 m und ähnelte sehr dem von Seckenheim. Der Etagen-Chef hatte es vorwiegend für die Leute reserviert, die im Lagerbetrieb zu arbeiten hatten. Aber es waren dort auch einige bedeutendere Verhaftete, deren Elendsdasein ihn besonders gerührt hatte. Insgesamt lebten dort zehn Personen. Eine besondere Gunst war es für mich, daß ich nun hier untergebracht wurde — die Internierten hatten mehr Gefühl für die Stellung eines ausländischen Diplomaten und eines Generals als die „Militärregierung".

Unser neuer Stubenchef war Dr. Müller, bisher Staatsanwalt in Jena; im Ersten Weltkrieg hatte er den rechten Arm verloren.

Die neuen Insassen waren: der Gesandte Albrecht, Belinoff, Dr. Lippert und ich.

Müller verteilte die verfügbaren Betten unter uns vier. Diese waren längs der Wand übereinander aufgestellt. Mein Bett war ganz dicht unter der Decke und es war für mich gar nicht so einfach, da hinaufzusteigen und wieder herunter zu klettern, was unvermeidlich mehrmals am Tage geschehen mußte. Ich machte mich gleich daran, die von Wagner zurechtgeschnittenen Pappkartons auszubreiten.

Dann teilte uns Müller in zwei Gruppen, die der Reihe nach Dienst zu tun hatten. Das Zimmer mußte dreimal täglich ausgefegt und sauber gemacht werden. Die Fliesen mußten glänzen wie ein Spiegel. Die Fenster mußten täglich geputzt und die Betten äußerst sorgfältig gemacht werden.

„Wehe Ihnen, wenn Sworobtschine jemals ein Stäubchen in einer Ecke findet!“, sagte Müller mahrend zu uns. Er schien ganz bestürzt bei dem Gedanken an eine solche Möglichkeit.

„Womit fegt man das Zimmer?“ fragte Lippert.

„Damit“, sagte Müller und zeigte ihm eine alte Bürste, die so gut wie gar keine Borsten mehr hatte.

„Es ist kein Besen da“, fügte er erläuternd hinzu. „Sie haben nur diese Bürste und die Lappen unter dem Bett, dicht am Fenster zu Ihrer Verfügung.“

Diese Lappen rührten von einer alten Militärhose her, die für diesen Zweck geopfert worden war.

„Sworobtschine inspiziert die Zimmer morgens um 8 Uhr und abends um 5 Uhr“, erklärte Müller weiter. „Die Verantwortlichen für das Zimmer stellen sich dann in den Gang, jeder auf die Schwelle seiner Tür und erstatten Meldung. Während dieser Zeit muß die Tür geöffnet bleiben. Es ist verboten, Koffer oder Pakete in das Zimmer zu stellen und irgendetwas an die Wände oder Betten aufzuhängen oder gar etwas auf die Betten zu legen. Alle persönlichen Gegenstände müssen am Kopfende des Bettes, unter der Decke aufbewahrt werden.“

„Ich habe keine Decke“, sagte ich zu Müller. Worauf Müller entgegnete: „Ich habe schon mit der Schreibstube gesprochen. Sie werden heute abend eine bekommen.“

Dann fuhr er fort: „Wenn der Pfiff ertönt, der den Beginn der Inspektion ankündigt, und bis zum nächsten Pfiff, der das Ende anzeigt - die Inspektion dauert für gewöhnlich eine halbe Stunde — müssen die Zimmerinsassen ständig in „Inspektionsstellung“ verharren, d. h. sich aufs Bett setzen, die Knie in der Höhe des Kinnes haben, die Hacken auf den Bettrand stellen, die Hände auf die Knie legen und geradeaus sehen.“

Sworobtchine auf Inspektion

Am nächsten Morgen stürzten sich Albrecht und Belinoff auf die Arbeit. Auf den Knien scheuerten sie die Fliesen und verloren beinahe die Puste dabei. Der eine mühte sich mit der Bürste ab, der andere folgte mit dem Lappen nach.

„Nicht so! Nicht so!“ rief Müller dazwischen. „Sworobtchine wird uns totschiagen!“

Verzweifelt über die Ungeschicklichkeit der beiden Neulinge, denen es trotz der Schweißtropfen, die ihnen von der Stirn rannen, nicht gelang, den verlangten Glanz zu erzielen, kam Müller ihnen zu Hilfe. Mit seinem einzigen Arm bemächtigte er sich des Lappens und kam mit ihm geschickt und tatkräftig in die dunkelsten Ecken und unter die Betten.

Die von Müller angekündigten 10 Minuten, die noch zur Verfügung standen, um dem Zimmer die vorgeschriebene Spiegelung zu geben, vergingen rasend schnell.

„Fertigmachen zum Kaffeeholen!“ schrieten die Abteilungs-Chefs.

„Schnell! Folgen Sie mir!“ befahl Müller. „Wenn wir uns nicht anzustellen brauchen, bleibt uns noch genügend Zeit, um das Zimmer fertig zu machen.“

Er hatte kaum zu Ende geredet, da waren wir schon die Treppe hinunter und rasten wie die Wilden zu den Ausgabekübeln. Unser Eilen war umsonst. Der Platz war bereits schwarz von Menschen. Es verstrich eine lange Zeit, bevor wir mit unserem Kochgeschirr zurückkamen, das eine schwarze und rauchende Brühe — Kaffee genannt — enthielt.

„Heute gibt es pro Mann ein Achtel Brot!“ schrie ein Mann. Dabei warf er uns einen Laib und eine Scheibe Brot zu. Das war die Ration für uns 10 Mann.

„Machen Sie vor allem keine Krümel!“ sagte Müller mit flehender Stimme. „Brotkrümel sind noch mehr zu sehen als Staub! Denken Sie an Sworobtchine!“

Jetzt waren die Kapos aus unserer Stube zu ihrer Arbeit gegangen. Wir konnten uns also ein wenig freier bewegen. Unter der Leitung Müllers, der aus Angst vor der Inspektion wie Espenlaub zitterte, legte jeder von uns noch die letzte Hand an.

Plötzlich ertönte ein Pfiff, und in allen Gängen des Blocks hörte man den Ruf: „Fertig zur Inspektion!“

Jeder von uns sprang auf sein Bett und nahm die vorgeschriebene Stellung ein. Ich stemmte mich zurecht so gut ich konnte. Den Kopf gegen die Decke gestützt und die Hacken an der Bettkante, legte ich die Hände vorschriftsmäßig flach auf die Kniee und richtete unbeweglich meine Augen geradeaus, irgendwohin ins Leere.

Albrecht und ich hockten uns gegenüber. Wir betrachteten uns gegenseitig und fragten uns, wer von uns beiden wohl die komischere Figur abgebe. Im Geist sah ich Albrecht in seinem Büro in der Wilhelmstraße vor mir, als er Chef der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes war. Ich verhandelte damals mit ihm über die Bestimmungen eines Abkommens, das sich auf die Kriegsschäden bezog, für die die deutschen Truppen verantwortlich waren, die an der rumänischen Front kämpften. Ich hatte in ihm damals einen Mann von außerordentlich großem Verständnis gefunden, und ich habe in der Folgezeit oft seine großen Fähigkeiten als Jurist und seine tiefe menschliche Güte feststellen können. Welchen Streich spielte uns nun das Schicksal hier! Albrechts Gesicht markierte ein Lächeln, aber ich sah eine Träne über seine Wange laufen.

Auch Lippert sah es: „Aber nicht doch! Werden Sie ja nicht weich! Den Gefallen tun wir diesen Gangstern nicht!“

„Ruhe! Schweigen Sie doch!“ rief uns Müller voll Entsetzen halblaut von der Tür her zu, wo er vorschriftsmäßig stand.

„Er kommt!“

„Achtung!“ schrie B., der Etagen-Chef. Wir hörten, wie er ungleichen Schrittes (sein linkes Bein war verkürzt) Sworobtschine entgegenging und Meldung erstattete.

„Seine Amerikanische Majestät, der Herr Gefreite Sworobtschine“, murmelte Lippert zwischen den Zähnen.

„Wir Armen!“ seufzte Belinoff.

Sworobchine durchschritt schnell den Gang. Er hörte sich nicht einmal die Meldungen an, die ihm bei seinem Durchgang vor jeder Tür erstattet wurden. Die Stimmen der Zimmer-Chefs überschritten sich, aber Sworobchine geruhte nicht einmal, einen Blick in das Innere der Schlafsäle zu werfen. Er kam bei Müller an.

„Room threehundredfour“, schrie dieser zitternd.

Mit heiserer Stimme wendet sich Sworobchine an B.:

„Das ist doch dieser alberne Schweinsaffe, der immer ins Stottern kommt?!“

Zu Müller gewendet, sagt er kichernd:

„Was meinen Sie, Bruder?“

„Sechs Mann hier, Sir!“ knüpft Müller außer Atem an.

Der Amerikaner brummelt ein Schimpfwort, das an Müller gerichtet ist und geht wieder seines Wegs in dem Lärm der herausgebrüllten Meldungen. Sie waren für einen Augenblick durch das Gestotter von Müller unterbrochen worden.

Sworobchine kommt bei den Aborten an. Zunächst sieht er nichts. Er hat schon zu einer Kehrtwendung angesetzt, als er sich's anders überlegt:

„Wer hat heute die Aborte gereinigt?“ fragt er B.

„Die Schicht des Saales Nr. 316“, antwortet B.

„Wer sind die Kerle?“

Vier Mann treten vor.

„Wer von Ihnen hat die Pissoirs gereinigt?“ fährt Sworobchine fort.

Ein dreißigjähriger Mann, groß, kräftig - ein ehemaliger Sturm-
bannführer — tritt weiter vor.

„Vorwärts!“ befiehlt der Amerikaner zwischen den Zähnen, und, ihn voranstoßend, führte er ihn zu den Aborten.

„Und das? Was soll das heißen?“ brüllt er ihn an. Dabei treten ihm die Augen förmlich heraus. Sworobchine zeigt auf ein winziges Stückchen Schmutz, das an der Wandung hängen geblieben war.

„Wir haben keine Besen“, bemerkt der Internierte, sich entschuldigend.

„Allerdings!“ sagt Sworobchine grinsend. Sein Gesicht leuchtet auf. Offenbar ist ihm eine gute Idee gekommen.

„Allerdings!“ wiederholt er. „Du hast keinen Besen. Aber Deine Zunge hast Du doch noch? Oder hast Du die auch nicht mehr? Nimm diesen Dreck da augenblicklich weg; damit Du es Dir merkst - mit Deiner Zunge!“

Selbst dem Dolmetscher hat es die Sprache verschlagen, und er zögert einen Augenblick, den Befehl zu übersetzen. Erst als er sieht, daß Sworobtchine die Fäuste ballt, übersetzt er die Worte.

Als der Deutsche versteht, was man von ihm verlangt, richtet er sich kerzengerade auf. Das genügt dem Amerikaner, um sich auf ihn zu stürzen und ihm ins Gesicht zu schlagen.

Noch immer weigert sich sein Opfer. Da zieht Sworobtchine seinen Revolver und drückt den Lauf auf die Brust des Sturmbannführers.

„Zum Donnerwetter noch mal! Wirst Du wohl nun endlich...“ brüllt er ihn wutentbrannt an.

Die Zeugen der Szene, der Chefs des Blocks, der Etagen-Chef sowie die Dolmetscher erblassen. Sie geben dem Sturmbannführer Zeichen, er möge den Befehl ausführen ...

Auf dem ganzen Gang und in den Zimmern hält jeder den Atem an. Müller wendet sich zu uns mit einer Geste, die so viel sagt wie: „Sehen Sie? Ich hatte es Ihnen ja gesagt!“

Trotz der stummen Mahnungen seiner Kameraden, zögert der Deutsche immer noch; der Pistolenlauf drückt sich zwischen seine Rippen. Die Hand des Amerikaners zittert, sein kalter Blick ist glasig geworden. Sein Finger drückt bereits auf den Abzug. Da endlich krümmt der Gepeinigte den Rücken, beugt sich nach vorn ... Einen Augenblick sieht man auf seiner Zunge den widerlichen Schmutz, dann spuckt er ihn aus ... Sworobtchine vor die Füße!

Der steckt seinen Revolver wieder ein. Er scheint nun plötzlich nicht mehr so stolz auf seine Heldentat zu sein. Brusk dreht er sich auf dem Absatz um und geht hinaus.

An diesem Tage fiel die Inspektion der oberen Stockwerke aus.

*

Das war die erste Visite von Sworobtschine, die wir erlebten. Sie hatte uns gereicht.

Lippert war der erste, der das Wort ergriff.

„Was wir eben erlebt haben, spottet jeder Beschreibung. Wir müssen unbedingt versuchen, etwas dagegen zu unternehmen!“

„Wenn wir an Murphy schrieben?“ regte Belinoff an.

„Wer ist Murphy?“ fragte Lippert.

„Ich kenne ihn sehr gut. Er war einst Gesandter der Vereinigten Staaten in Sofia. Jetzt ist er ziviler Hauptberater der amerikanischen Militärregierung“.

„Wozu soll das gut sein?“ fragte Müller achselzuckend. „Vom am Gang hängt ein Kasten. Da können wir unsere Beobachtungen und Beschwerden hineinlegen. Wir können noch so viel schreiben, es nützt doch nichts. Das Ergebnis war bisher stets gleich Null. Übrigens sind diese Kästen mehr im Hinblick auf die ‚Angeber‘ angebracht worden. Es gibt offenbar sogar hier Kanaille, denen es gar nichts ausmacht, ihre Kameraden zu denunzieren in der Hoffnung, dadurch für sich einen Vorteil zu ergattern. Trauen Sie ihnen nicht! Achten Sie gut auf alles, was Sie sagen, damit Sie sich nicht eines Tages wundern müssen, wenn Sie zu Levy geführt werden, der Ihnen alles wiederholen wird, was Sie zu irgendeinem zwei Tage vorher gesagt haben.“

„Wer ist Levy?“

„Wie! Sie wissen nicht, wer Levy ist?“ fragte erstaunt Müller. „Das ist der höchste Chef des Lagers. Es läuft das Gerücht, daß er gebürtiger Hamburger ist und während des ganzen Krieges in Deutschland gelebt hat. Alles, was in den letzten zehn Jahren bei uns passiert ist, weiß er besser als wir. Auf diesem Gebiet ist er nicht zu schlagen! Jetzt ist er Leutnant und C.I.C.-Chef des Lagers. Unser aller Leben liegt in seinen Händen.“

„Und wie kann dieser Levy solche Gemeinheiten dulden?“ fragte ich meinerseits.

„Er behauptet, der Innendienst des Lagers falle nicht in sein Ressort. Das sei Sache des Kommandanten.“

„Dann wollen wir bei diesem protestieren!“

Müller hat nur ein bittres Lachen:

„Ach! Der Lagerkommandant! Nie hat ihn jemand gesehen! Es heißt, er sei Leutnant. Aber wie soll man an ihn herankommen? Der einzige Amerikaner, mit dem wir zu tun haben, ist leider Sworobtchine“, schloß er mit einem Seufzer.

„Seine Majestät Sworobtchine I.“, bemerkte Lippert.

„Das macht nichts. Ich werde trotzdem an Murphy schreiben!“ sagte Belinoff. „Er ist ein Mann der guten Gesellschaft. Ich bin sicher, daß er nichts von dem weiß, was hier passiert!“

„Es ist offensichtlich besser, mit dem lieben Gott direkt zu tun zu haben, als mit seinen Heiligen!“ sagte Albrecht. „Aber ich zweifle daran, daß ihn dieser Brief jemals erreicht. Zugegeben, Murphy weiß nicht, was hier gespielt wird; aber glauben Sie, daß er sehr scharf darauf ist, es zu erfahren? Ganz wie Levy wird er sagen, daß das nicht sein Ressort ist.“

„Wir Armen“, wiederholte Belinoff seufzend. „Hier kommen wir lebend nicht wieder heraus!“

Müller teilte das Brot. Dies Problem machte ihm viel Kopfzerbrechen. Es war übrigens auch recht schwierig, 1/4 Brot in zehn gleiche Teile zu teilen, zumal, da jedes Stückchen für uns von riesenhafter Bedeutung ist. Um Streitigkeiten auszuschalten, hatte Müller - wie alle Zimmer-Chefs - eine kleine Waage mit zwei Pappstücken und einigen Bindfadenenden hergestellt. Mangels Gewichten konnte er nur durch Vergleichen wägen, und man kann sich leicht vorstellen, wie schwierig diese Operation war. Während Müller mit der Teilung beschäftigt ist, wiederholt Belinoff, den seine Idee nicht locker läßt:

„Ich werde trotzdem an Murphy schreiben!“

Wir kommen von dem Erlebten nicht los. Unsere Diskussionen gehen - wie könnte es anders sein - ins Grundsätzliche. Auch der ruhige Jurist Albrecht wird heftig: „Die Amerikaner sind die Beute einer Kollektiv-Hysterie geworden, die nicht nur in jedem Deutschen, sondern in jedem Europäer einen Verbrecher sieht. Sie sind durch ihre Propaganda so gut bearbeitet worden, daß jeder einfache amerikanische Soldat felsenfest daran glaubt, er sei eine Art Missionar. Er bildet sich ein, besonders vom Himmel dazu ausersehen zu sein, ein Übel auszurotten, dessen Ausmaß man derart übertrieben hat, daß sie alle jeden Maßstab verloren haben.“

„In der Tat“, meine ich, „vielleicht ist das einer der Hauptgründe für die blödsinnige Einstellung, die die Amerikaner nicht nur hinsichtlich der Deutschen, sondern auch hinsichtlich Europas eingenommen haben; denn es ist ein Wahnsinn, ein Volk in seiner Gesamtheit zu verdammen. Dennoch tun sie es, und deshalb befinden wir uns hier. Aber außer dieser Psychose, deren Opfer wir sind und wofür gewisse ‚Missionare der amerikanischen Demokratie‘ verantwortlich sind, besteht eine unfassbare Gleichgültigkeit von selten aller höheren amerikanischen Offiziere unserem Schicksal gegenüber.“

„Es ist einfach unbegreiflich“, fährt Albrecht fort, der meine Gedanken errät, „daß ein Lager wie dieses, in dem sich mehr als 10000 Internierte befinden, von denen sehr viele auf den verschiedensten Gebieten bekannt sind und einen Namen haben, unter die Machtbefugnis eines unbedeutenden Leutnants gestellt wird, den niemand jemals gesehen hat. Es ist unglaublich, daß dreitausend Personen unseres Blocks einem Gefreiten preisgegeben sind, der ein ausgemachter Gangster ist, und daß dieser Gefreite über Leben und Tod von uns entscheiden kann, ohne selbst für seine Handlungen vor einer höheren Stelle dafür einstehen zu müssen.“

„Ich war“, fügt Lippert hinzu, „bisher in sechs verschiedenen Lagern und Gefängnissen und habe dort nie Offiziere gesehen, die sich auch nur im Geringsten für uns interessiert hätten. Ich habe überhaupt nie einen zu Gesicht bekommen. Es gab überall nur die Aufsicht irgendeines Subalternen, der meist ebenso boshaft war wie dieser Sworobtschine oder irgendeines Levy, der den C.I.C. dirigierte“.

„Ich für meinen Teil glaube nicht“ meint Lippert weiter, „daß dieses Nichtvorhandensein amerikanischer Offiziere Absicht ‚von oben‘ ist. Es wird sicher nicht offiziell gewollt, sondern hat andere Gründe. Der Amerikaner beschäftigt sich im allgemeinen sehr wenig mit dem Ansehen seines Vaterlandes. Er hält dafür aber sehr auf seinen persönlichen guten Ruf. Man kann daher annehmen, daß die meisten amerikanischen Offiziere so handeln aus dem krampfhaften Bemühen, ihren Namen nur ja nie mit einer KZ-Angelegenheit in Verbindung gebracht zu sehen. Da-

her die systematische Drückebergerei aller in Frage kommenden Offiziere. Sie wollen einfach nicht sehen, wie wir hier behandelt werden. Es geschieht vorsätzlich und nicht nur aus Nachlässigkeit, daß sie sich jeder Kontrolle enthalten. Sie sind eifrig bemüht, alle ihre Verantwortung auf Dritte abzuwälzen, entweder auf solche Strolche wie Sworobtschine oder auf Juden, die durch die Leiden ihrer Glaubensgenossen verbittert und rachsüchtig sind. Es ist ihnen dabei ziemlich gleichgültig, ob darunter der Ruf der Vereinigten Staaten leidet, wenn nur ihr persönlicher Ruf intakt bleibt. Wir dürfen nicht vergessen, daß den Amerikanern jegliche Skrupel fehlen. Das ist einer ihrer wesentlichsten Charakterzüge. Als Journalist weiß ich sehr wohl, daß das Gefühl für nationale Verantwortung nur dort zu finden ist, wo man um den guten Ruf seines Vaterlandes innerhalb der öffentlichen internationalen Meinung besorgt ist. Die öffentliche internationale Meinung ist aber seit Jahren nur für den Kampf gegen den Faschismus mobilgemacht worden. Da es heute nach dem amerikanischen Sieg eine öffentliche internationale Meinung von neutralem Charakter nicht mehr gibt, ist es auch überflüssig geworden, sich damit näher zu befassen, besonders wenn man das Gefühl hat, ‚Herr der Welt‘ zu sein, wie das bei den Amerikanern der Fall ist. Da sie machen können, was sie wollen, brauchen sie auch für ihre Handlungen vor niemandem einzustehen."

Albrecht stimmt zu: „Das ist die einzig mögliche Erklärung für alle Diebstähle, Brutalitäten, Räubereien und Tötlichkeiten, die hier begangen werden. Ein solches Benehmen kann seinen Ursprung nur in einem Gefühl der Sicherheit haben, daß man für diese Handlungen nicht bestraft, nicht zur Rechenschaft gezogen und auch nicht die geringste Anklage - nicht einmal moralischer Art - gegen die Amerikaner erhoben werden wird."

„Das ist richtig", erwiderte Lippert. „Und das Schlimmste ist der Umstand, daß dieses Gefühl der Straflosigkeit tief verwurzelt ist. Denn um die angelsächsische Welt, ihre Satelliten und ihren Schutzbefohlenen herum, gibt es keinen Raum mehr für eine öffentliche Meinung, die in der Lage ist, ohne Leidenschaft und in Unparteilichkeit zu urteilen. Die wenigen neutralen Länder die in Wahrung ihrer Neutralität über den Krieg hinweggekom-

men sind, werden es niemals wagen, den über manchem Treiben der Alliierten liegenden Schleier zu lüften. Die Enthüllung dieser Verbrechen würde das Weltgewissen aufrütteln. Und das darf nicht sein! Was den anderen Teil der Welt anbetrifft, die kommunistische Welt und ihre Satelliten ... aber das ist ein Thema für sich".

„Ich weigere mich hartnäckig, so zu denken“, erkläre ich meinerseits, „denn das würde bedeuten, resigniert zuzusehen, wie die kleine Flamme der Humanität, die mehr oder weniger in jedem Menschenherzen glimmt, erlischt. Keinem wird es jemals gelingen, wie er es auch anstellen möge, die Stimme des Gewissens zu ersticken. Eine Welt läßt sich schließlich nicht auf dem Regime von Straflosigkeit und Willkür aufbauen. Auf solchen Methoden beruhten ja gerade gewisse Verfehlungen mancher Leiter des Faschismus und des Nationalsozialismus. Alle Willkürakte — gleichgültig, von welchem Lande sie ausgehen — werden geboren aus dem mangelnden Gefühl für Verantwortung und aus der völligen Straflosigkeit, mit der die Rädelsführer rechnen. Wecken Sie wieder das Gefühl für Verantwortung, schaffen Sie die Straflosigkeit ab, und Sie machen mit einem Schlag dieses Ausmaß an Verbrechen, wie wir es kennengelernt haben, unmöglich.“

„Bis auf den Unterschied, daß der Sieger immer recht hat und der Besiegte immer unrecht“, fügte Lippert skeptisch hinzu. „Der Erfolg heiligt nicht nur die Mittel: er rechtfertigt sie!“

„Niemand kann zynisch genug sein, um das zu glauben“, antwortete ich, „und besonders nicht Sie, der Sie so gar nichts von einem Zyniker an sich haben.“

Lippert besänftigt sich nicht:

„Glauben Sie denn allen Ernstes — wenn einer von uns hier weggehen und beschreiben würde, was hier geschieht, besonders die Szenen, wie wir heute Morgen eine erlebt haben, daß es geglaubt werden würde? Jeder, der das hören würde, würde sagen: ‚Halt! Wieder einer von diesen unverbesserlichen Nazis, diesen Verleumdern!‘ Denn die Welt wird mehr oder weniger, und zwar für lange Zeit noch davon überzeugt sein, daß solche Szenen nur in den deutschen Konzentrationslagern von gestern,

keineswegs aber in den amerikanischen Lagern von heute vorkommen konnten."

Sworobtschine hatte an jenem Tag keine Lust, eine zweite Inspektion durchzuführen, so daß der Tag ohne einen weiteren bemerkenswerten Zwischenfall verlief.

Am Abend nahm mich Lippert mit auf das Zimmer 301, wo er einige Freunde hatte. Dort fanden fast jeden Abend Vorträge statt. Ich hörte mit Vergnügen, wie Professor Zeh von der Evolution der dramatischen Kunst bei den Griechen sprach. Klein von Gestalt, mit lebhaftem Blick und dichtem Bart veranschaulichte der Professor seinen Vortrag dadurch, daß er lange Sätze mit einer wunderbaren Klangfülle in der Sprache des Äschylos vortrug.

Für anderthalb Stunden waren die Sorgen vergessen ...

*

Die folgenden Tage kamen uns weniger lang vor. Sworobtschine erschien immer seltener, wenigstens in den oberen Stockwerken. Das Wetter war besser. Ich genoß ausgiebig die Oktober-Sonnenstrahlen, indem ich auf dem kleinen Hof unseres Blocks wie ein Arbeitspferd hin und her lief, sehr oft allein und solange es mir meine Beine erlaubten. Am angenehmsten waren diese Spaziergänge morgens, dann waren nur wenige draußen. Gegen Mittag wurden sie unmöglich, weil sich dann eine riesige Menge in dem beschränkten und von Stacheldraht umgebenen Raum fortbewegte. Anschlagzettel wiesen uns darauf hin, daß es bei Todesstrafe ausdrücklich untersagt sei, sich diesen Stacheldrähten auf weniger als einem Meter zu nahem.

Wenn Sworobtschine oder irgend ein anderer amerikanischer Soldat über den Hof des Blocks ging, mußte der Häftling, der ihn als Erster sah, sofort laut rufen: „Achtung! Stillgestanden!"

Wir mußten dann jeder an seinem Platz verharren- diejenigen, die einen Hut aufhatten, mußten ihn in die Hand nehmen -, bis der Amerikaner uns wieder verlassen hatte. Alte Minister, Generäle, Marschälle, deutsche und ausländische Diplomaten, Gelehrte von Weltruf, Professoren, Ärzte, berühmte Ingenieure, sie

alle mußten augenblicklich stillstehen und sich wie Pfähle steif halten, um die amerikanischen Soldaten als die neuen „Herren der Welt“ geziemend zu grüßen. Um länger die Huldigung seiner Würde zu genießen, kam es vor, daß der „Herr der Welt“ im Schritt-Tempo nachließ, langsam einherging, die Hände in den Taschen und die Zigarette in einem Mundwinkel, mit der gewichtigen und einfältigen Miene eines Mannes, der mit sich selbst zufrieden ist.

Um bei der Wahrheit zu bleiben: es waren nicht alle so dumm. Manche hatten sogar das deutsche Kommando „Weitermachen!“ gelernt. Dieses Kommando ließen sie ertönen, sobald sie den Hof betraten. Aber Sworobtschine verstand bekanntlich keinen Spaß in Fragen der Disziplin. Zunächst machte er Anstalten, eiligst über den Hof zu gehen, dann hielt er inne und drehte sich um. Wehe demjenigen, den er dabei überraschte, daß er sich rührte.

Es war einige Tage nach unserer Ankunft im Lager, als sich vor unseren Augen eine dieser Szenen abspielte. Ich war auf dem Hof und ging mit Lippert spazieren, als Sworobtschine erschien. Irgendeiner rief sofort: „Achtung! Stillgestanden!“ Indessen hatte der Amerikaner einen Internierten — einen alten, ein wenig tölpelhaften Bauern - bemerkt, der nicht schnell genug stillgestanden war und vor allem: seinen Hut aufbehielt.

„Warum nimmst Du nicht den Hut ab?“ fragte er ihn mit näselnder Stimme.

Aber der alte Mann dachte einfach nicht an seinen Hut. Außerdem verstand er kein Sterbenswörtchen Englisch.

Ein heftiger Faustschlag ins Gesicht führte ihn in die rauhe Wirklichkeit zurück. Sein Hut rollte auf die Erde. Jetzt endlich begriff er, was Sworobtschine von ihm wollte. Er versuchte, sich zu entschuldigen, aber der Amerikaner ließ ihm nicht die Zeit dazu. Er prügelte ihn weiter, schlug ihm auf den Schädel und ins Gesicht. Der Bauer wagte nicht, sich zu wehren; er versuchte nur, das schon blutende Gesicht zu schützen. Sworobtschine stürzte sich immer wieder auf ihn und unterstrich jeden Schlag mit einem Schwall von Flüchen. Der Mann sank schließlich stöhnend zu Boden und verlor das Bewußtsein.



Wir mußten alle an ihm vorbeimarschieren

Ich sah, wie jeder um mich herum die Zähne zusammenbiß und in ohnmächtiger Wut die Fäuste ballte. Die geringste Geste wäre uns freilich teuer zu stehen gekommen - schon waren die Läufe der Maschinengewehre hinter den Schießscharten der Türme in Bewegung geraten ...

Sworobtschine rief den Chef des Blocks:

„Schaffen Sie mir dieses Tier hier weg“, sagte er zu ihm. „Man soll es auf den Boden im Gang hinlegen. Lassen Sie den Mann so, wie er ist. Alle Schweine des Blocks sollen an ihm vorbeimarschieren! Das gibt ihnen eine Vorstellung von dem, was sie erwartet, wenn jemals einer von ihnen nicht auf meinen Wink oder Blick hin gehorcht.“

Der Mann wurde bis zum Eingang des Blocks getragen, wo man ihn blutüberströmt und schmutzig an die Wand lehnte. Er hatte noch nicht wieder das Bewußtsein erlangt, als wir an ihm vorbeimarschieren mußten; wir taten es in tiefem Schweigen und auf den Zehenspitzen.

*

Am gleichen Tage, im Laufe des Nachmittags hatten wir den Besuch von D. In seiner Eigenschaft als Fourier hatte er manche materiellen Vorteile. Er bot uns Zigaretten an, die er - wie er sagte - „eingespart“ hatte. Immer war er guten Humors. Wir hatten viel Spaß daran, wenn er uns die kleinen Lagergeschichten nach seiner Art erzählte.

„Der Teufel ist nie so schwarz, wie er aussieht“, erklärte er uns heute. „Sworobtschine wird weich wie ein Lamm, wenn man ihn nur zu nehmen weiß.“

Wir spitzten die Ohren.

Lippert war abweisend:

„Ich frage lieber nicht, wie das aussieht, wenn der sich in ein Lamm verwandelt“, sagte er.

„Und doch gibt es das! Dieser Gangster hat irgendwo in Kornwestheim eine Freundin, und er braucht Geld, denn anscheinend ist die Kleine recht anspruchsvoll. Wir haben schon zusammen-

gelegt, um ihm einige hundert Mark zu geben und da läßt er uns in Ruhe ..."

„Und wie machen Sie das, ihm Geld zu geben?"

„Nichts einfacher als das! Er bittet uns selbst darum. Von Zeit zu Zeit kommt er in die Schreibstube und fängt eine Unterhaltung mit uns an. B..., der etwas Englisch kann, dient als Dolmetscher. Zunächst bietet er uns Zigaretten an, dann erzählt er uns von seinem „Girl", erklärt uns, daß sie ein Herz von Stein hat und häßlich wie eine Motte sei. Aber trotzdem sei er in sie vernarrt. Aber ohne Geld, nichts zu machen! Sie schau ihn dann nicht einmal an."

Und D., Sworobtschine nachahmend, mimte die Szene.

Sworobtschine: Wie kann man ihr nur das schenken, was sie so gern haben möchte? Haben Sie nicht zufällig etwas Geld?

Ein Kapo: Wir haben seit langem keins mehr, weil wir Dir alles gegeben haben!

Sworobtschine, ungläubig: Die Nazis sind ja stinkend reich! Ich bin nicht erst gestern geboren, ich weiß . . sie haben die ganze Welt bestohlen.

D. hört auf, den Amerikaner zu spielen, und sagt ernsthaft:

„Es gibt nur ein Mittel, daß er uns in Frieden läßt, und das ist, ihm Geld zu beschaffen, unser ganzes Stockwerk zieht daraus Nutzen. Er wird dann für eine gute Weile nicht mehr in unser Stockwerk kommen. Er ist wie eine Blume. Er muß von Zeit zu Zeit begossen werden. Was sagen Sie dazu? Können Sie mir auch etwas für ihn geben?"

„Ich täte das gern" meint Belinoff, der starker Raucher ist und den zwei hintereinander gerauchte Zigaretten in den siebten Himmel versetzt haben. „Aber das wenige Geld, das ich hatte, habe ich in den Umschlag gesteckt, der der Direktion übergeben wurde."

„Das ist ganz unwichtig!" findet D. „Wir werden Sworobtschine eine Quittung geben, die von dem Eigentümer des Umschlags unterzeichnet ist, und er wird das Geld abheben mit der Erklärung, daß der Betreffende es für sich haben möchte. Der Sergeant wird ihm das Geld geben und in die Kasse dafür die Quittung legen. Damit ist der äußere Schein gewahrt!"

Er schloß lachend:

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf! Die amerikanischen Lager sind noch die besten!"

Albrecht, der noch nichts gesagt hatte, wurde ernstlich böse:

„Ich werde diesen Gaunern nicht einen Pfennig geben, wenn man mich auch in Stücke schneidet."

„Umso schlimmer!" sagte D. „Ich werde dann eben woanders mein Heil versuchen. Wenn es mir nicht gelingt, wird Sworobtschine uns allen das Leben zur Hölle machen."

Er verließ uns. Gegen Abend steckte er den Kopf durch unsere ein wenig geöffnete Tür, blinzelte fröhlich und verkündete:

„Es ist alles in die Wege geleitet! Für eine gute Weile werden wir Frieden mit Sworobtschine haben!"

Fragebogen und „Vernehmung“

Es waren jetzt sechs Monate, seit ich mich in der amerikanischen Schule zur demokratischen Umerziehung befand. Ich hatte noch immer nicht die geringste Hoffnung, daß diese blödsinnige Lage in irgendeiner Weise bald ihr Ende haben würde. Ich begriff vor allem nicht, wer mich in Kornwestheim hatte internieren lassen. Allem Anschein nach war ich in einem Straflager. Ich konnte überlegen, soviel ich wollte, aber ich fand nicht heraus, welche erkennbare - wenn auch nicht zutreffende - Anklage gegen mich erhoben wurde. Welche Beziehung konnte zwischen meinem Fall und dem der Tausenden von Deutschen bestehen, die hier in Kornwestheim unter den verschiedensten wirklichen oder vermeintlichen Beschuldigungen interniert waren?

Ich wollte endlich Klarheit in dieser Frage haben. Ich schrieb deshalb einen Brief an den Kommandanten des C.I.C., in dem ich meine Verwunderung darüber zum Ausdruck brachte, eine so lange Internierung erdulden zu müssen, ohne daß jemand sich darum kümmerte, meinen Fall ernsthaft zu prüfen. Ich fügte hinzu, daß die amerikanischen Stellen über genügend Möglichkeiten verfügten, um sich in aller kürzester Zeit über meine Tätigkeit und über die Rolle, die ich als Gesandter Rumäniens in Berlin spielte, zu erkundigen. Ich beschwerte mich über die in meinen Augen unfaßbare Methode, mich hier sechs Monate in Haft zu halten, ohne daß die Untersuchung meines Falles in die Wege geleitet worden sei.

„Da ich mich keines Kriegsverbrechens schuldig gemacht habe“, fügte ich hinzu, „könnte meine Verhaftung nur damit begründet werden, daß ich mein Land in Berlin vertreten habe. Aber wie kann mir das zum Vorwurf gemacht werden? Die Amerikaner haben selbst einen akkreditierten Vertreter bei der Deutschen Reichsregierung gehabt, und zwar noch nach Kriegsbeginn, bis zum Jahre 1941, d. h. nach dem Beginn der letzten deutschen Offensive in Europa: des Rußland-Krieges. Noch zu

dieser Zeit unterhielten amerikanische diplomatische Vertreter in Berlin die besten Beziehungen zu den nationalsozialistischen Stellen."

Wie dem auch sei, man muß feststellen, daß die amerikanischen Behörden jetzt der Meinung waren, daß alle die zu bestrafen seien, die irgendwie Kontakt mit der Deutschen Reichsregierung gehabt hatten, auch wenn es sich um offizielle und rechtmäßig akkreditierte diplomatische Vertreter handelte - ausgenommen natürlich die Amerikaner! Ich begriff ferner nicht, warum meine Verhaftung einen so entehrenden Charakter annehmen konnte. Warum wurde ich in ein Straflager gebracht? Schließlich bat ich den amerikanischen Kommandanten, bei den zuständigen Stellen zu intervenieren, die in der Lage seien, sich mit meinem Fall zu befassen und nach Prüfung zu erklären, ob ich schuldig sei oder nicht und wenn ja, worin diese Schuld bestehe.

Ich hatte schon zuviel Erfahrungen hinter mir, um mir Illusionen hinsichtlich des Ergebnisses meiner Eingabe zu machen. Ich wußte, was ich von dem Bemühen der Amerikaner zu halten hätte, „die heiligen Rechte der Menschheit" zu verteidigen. Ich war mir durchaus klar darüber, daß zu allen Zeiten nicht immer folgerichtig vorgegangen wird. Trotzdem hoffte ich, daß mein Brief irgendeine Wirkung zum Guten oder Schlechten haben würde. Doch auch darin sollte ich mich täuschen.

Er blieb nicht nur unbeantwortet, was mich nicht sonderlich verwundert hätte, sondern wurde nicht einmal gelesen, wie ich in der Folge feststellen mußte. Mehrere Monate später, bei meiner Verlegung in ein anderes Lager bemerkte ich, daß mein Brief ungeöffnet zu meinen Akten gelegt worden war. Dort ist er auch geblieben...

Man nahm sich nicht einmal die Mühe, unsere Briefe zu lesen.

Dagegen erhielt aber jeder Verhaftete ein Formular, das er unter Androhung von schweren Strafen genauestens auszufüllen oder zu vervollständigen hatte. Diese „Fragebogen" sollten dazu dienen, die Delikt-Kategorie eines jeden von uns zu bestimmen, nämlich: „Kriegsverbrecher", „Nazi" oder einfach „Militarist".

Diese Fragebogen enthielten nicht weniger als 132 Fragen. Ich konnte alle Fragen, abgesehen von denen, die sich auf meine Per-

sonalien bezogen, mit „entfällt" beantworten. Keine einzige traf bei mir zu. Um ein Beispiel zu geben: etwa vierzig dieser Fragen hatten zum Inhalt die eventuelle Tätigkeit des Verhafteten in der einen oder anderen Organisation der NSDAP. Diese Fragen kamen für mich alle nicht in Betracht, da ich mich - wie bereits erwähnt - als Rumäne niemals irgendeiner Partei als Mitglied angeschlossen hatte. Dieser Fragebogen war in meinem Fall wirklich ein Dokument besonderer Art: er zeigte auf den ersten Blick, wie widersinnig mein Aufenthalt in diesem Lager war.

Einige Zeit später, als die Fragebogen ausgefüllt an die Leitung zurückgegeben worden waren, ging der C.I.C. dazu über, jeden Tag umfangreiche Gruppen von Verhafteten zu verhören. Manchmal belief sich deren Zahl auf mehrere Hundert. Es handelte sich hierbei aber nur um eine einfache Personalien-Kontrolle. Auch ich mußte mich zum C.I.C. begeben. Das war das erste Mal, daß ich mit dem C.I.C. von Kornwestheim in Berührung kam. Ich wartete zwei Stunden in einem Gemeinschaftssaal, wo alle diejenigen, die zum Verhör geladen waren, an der Wand stehen mußten. Wie ich da so stand, schien es mir, als ob ein mir nicht unbekanntes Gesicht am anderen Ende des Saales zu erkennen sei.

Ich schaute aufmerksamer hin und erkannte zu meiner großen Überraschung den ungarischen Konsul Mihalcovicz. Ich traute meinen Augen nicht! Als er in Seckenheim abgereist war, hoffte ich aufrichtig, daß er uns nur verließ, um entlassen zu werden. Aber die Wirklichkeit sah ganz anders aus. Er war nur einen Monat früher als wir nach Kornwestheim gekommen! Er war im Block C untergebracht, also ganz nahe; aber die Stacheldrahtverhaue trennten uns, als ob wir auf verschiedenen Kontinenten lebten.

Mihalcoviczs Aussehen hatte sich stark verändert. Er war traurig, niedergeschlagen und sehr gealtert. Schließlich hatte auch er mich erkannt. Wir konnten aber nur Blicke austauschen und uns freundschaftlich zulächeln. Es war jenes traurige, vielsagende Lächeln, das man nur im Gefängnis antrifft.

Endlich wurde ich aufgerufen. Der Soldat, der meinen Namen geradebrecht hatte, führte mich in das Büro Nr. 4.

Hinter einem Tisch stand ein Gefreiter, ein ziemlich großer Bursche, mit lächerlich frisierten Haaren und sah mich mit äußerst strenger Miene an.

„Setzen Sie sich!“ sagte er zu mir und zeigte dabei auf einen Stuhl vor dem Tisch. „Ihr Name?“

Ich nannte meine Personalien.

„Sie sind General in der rumänischen Armee?“

„Ja.“

„Sie sind doch Gesandter in Berlin gewesen, nicht wahr?“

„In der Tat.“

„Können Sie mir wohl erklären, warum Sie auf diesen Posten gekommen sind?“

„Meine Ernennung stellt nichts Besonderes oder Sensationelles dar. Ich war schon in Berlin in meiner Eigenschaft als Militär-Attaché und da der Gesandten-Posten frei geworden war infolge Demission meines Vorgängers, hat mich die rumänische Regierung für fähig gehalten, diesen Posten zu übernehmen.“

„Ach! Ach!“ stöhnte der Korporal. „Das ist kein schlechter Witz!“

Ich sah ihn erstaunt an. Ich sah wirklich nicht ein, was ich so Komisches gesagt hatte. Meine Antwort schien ihm Spaß gemacht zu haben; aus seinem Gesicht waren plötzlich für einen Augenblick die Falten verschwunden.

„Kann das nicht eher wegen Ihrer ausgezeichneten Beziehungen zu den Russen gewesen sein?“ fragte er mich.

„Den Russen?“ fragte ich. „Ich begreife gar nicht, worauf Sie hinauswollen. Ich habe bis heute keine Beziehungen zu den Russen gehabt, weder gute noch schlechte, politisch gesprochen, abgesehen von meinen persönlichen Beziehungen in Ankara wie in Berlin zu meinen sowjetischen Kollegen, wie das so üblich ist unter Diplomaten aller Nationen.“

„Hm! Die Russen werden Ihnen das besser sagen können als ich.“

„Ich bedaure, aber ich begreife wirklich nicht, was Sie andeuten wollen.“

„Sie sind noch rumänischer Bürger, nicht wahr?“

„Natürlich!“

„Im Grunde genommen, hat unsere Diskussion keinen Sinn. Wenn Sie mit den Russen zu tun haben werden, werden Sie vielleicht die Sprache ändern, denn sie verstehen es zweifellos gut, Sie zum Reden zu bringen. Sie müssen sehr viel besser über ihre frühere Tätigkeit unterrichtet sein als wir es sind.“

„Ich weiß nicht, was ich von Seiten der Russen zu befürchten hätte.“

„Es ist gut. Wir werden ja sehen. Sie können gehen ...“

Mein Verhör war beendet.

Als ich aus dem Büro ging, war ich noch verwirrter, als bevor ich dort eintrat. Was wollte man von mir? Nachdem ich sie auf alle möglichen Arten angezapft hatte, fanden die Amerikaner keine andere Antwort, als unklare Drohungen an meine Adresse zu richten. Wenn ich sie richtig verstanden habe, drohten sie mir damit, mich den Russen auszuliefern! Wieso waren sie auf diese Idee gekommen, und was war dabei ihr Vorteil, wenn sie glaubten, ich hätte irgend etwas von Seiten der Russen zu befürchten?

Nach reiflicher Überlegung kam ich zu dem Schluß, daß alles nur Bluff war.

Und das war es auch.

Gerüchte, Überraschungen und - Weihnachten

Gegen Mitte November gingen zwei Parolen im Lager herum und brachten alle Gemüter in Wallung. Es handelte sich darum, daß den Verhafteten endlich erlaubt werden sollte, mit ihren Familienangehörigen zu korrespondieren. Manche behaupteten sogar, daß in anderen Lagern der Postverkehr bereits in Betrieb sei. Man stelle sich unsere Erregung vor! Die Pessimisten schüttelten den Kopf und schenkten diesem Gerücht auch nicht ein Fünkchen Glauben. Wir hatten schon so viel Enttäuschungen dieser Art erlebt! Aber diesmal behielten die Optimisten recht. Im folgenden Monat schrieb wirklich jeder seinen ersten Brief - nach sieben Monaten Haft.

Das zweite Gerücht betraf Sworobtschine. Er sollte - so hieß es — demnächst nach den Vereinigten Staaten versetzt werden. Wir konnten nur sehr schwer unsere Freude darüber verbergen, die wir bei dem Gedanken empfanden, von diesem Individuum endlich erlöst zu werden.

Auch dieses Gerücht erwies sich als richtig.

Ohne daß wir sonstwie davon unterrichtet worden wären, trat eines Tages beim Morgenappell der neue Kommandant von Block A seine Tätigkeit an: es war der Gefreite Lissanetz.

Der neue Kommandant von Block A war immer geschneigelt und gebügelt. In reichlichem Maße benutzte er die von der amerikanischen Armee zur Verfügung gestellte Haarpomade.

Seine moralische Sauberkeit ließ indessen erheblich zu wünschen übrig. Sein Leben stand offenkundig im Zeichen einer einseitigen Strebsamkeit: sich alles anzueignen, was nicht solide verankert war. In dieser Hinsicht tat er sich nicht den geringsten Zwang an.

Bei seiner ersten Inspektion bemerkte Lissanetz an der Wand eine Uhr, die ein Gefangener besonders geschickt aus alten Konservenbüchsen, einigen Stückchen Holz und Pappe gebastelt hatte. Lissanetz fand ihren Mechanismus so geistvoll, daß er sie

sofort unter seinen Arm klemmte: „Derjenige, der sie hergestellt hat, wird in der Lage sein, ebensogut noch eine zweite zu bauen.“

Lissanetz war für Klarheit: er ließ uns durch den Dr. B., unseren Etagen-Chef, sagen, daß alle diejenigen, die den Wunsch hätten, ihm Geschenke zu überreichen, dies jederzeit und ohne falsche Scham tun könnten. Er ging dabei wohl von dem Gedanken aus, daß es für uns eine Ehre bedeuten müsse, wenn er geruhte, unsere Geschenke anzunehmen, Wäre Lissanetz nicht tschechischer Herkunft gewesen, hätten wir ihn für den Abkömmling irgendeines Großwesirs oder eines persischen Satrapen halten können.

Lissanetz hatte auch Qualitäten. Er war zum Beispiel ein überzeugter Anti-Militarist. Darin stimmte er voll und ganz mit der großen amerikanischen demokratischen Tradition überein. Sein Maßstab freilich war eigenartig. So wurde der Befehl der „Inspektionsstellung“, auf die Sworobtschine so großen Wert gelegt hatte, unverändert aufrecht erhalten, bisweilen sogar in verschärfter Form durchgesetzt. Das hinderte Lissanetz aber nicht, mindestens zehnmal am Tage dem Internierten P., der in seiner Eigenschaft als Dolmetscher gewisses Vertrauen bei ihm genoß, zu erklären, daß er am Tage seiner Entlassung den ersten amerikanischen General, dem er auf der Straße begegne, „ohrfeigen werde“.

*

Die entschiedene Abneigung des Gefreiten Lissanetz gegen Generale wurde beträchtlich gesteigert durch den Besuch eines solchen hohen Offiziers, der uns eines Tages angekündigt wurde. Man behauptet - und es ist sehr wahrscheinlich, daß es stimmt - diese Inspektion habe wirklich stattgefunden, obwohl keiner von uns den General bemerkt hat. Einige erzählten dennoch, daß er den Kopf durch die ein wenig geöffnete Tür eines der Parterrezimmer gesteckt, ihn aber sofort wieder zurückgezogen habe wegen des unerträglichen Geruches, der ihm unangenehm in die Nase stieg. Der sicherste Beweis für diesen Besuch war der kurz darauf erteilte Befehl, die Flure jedes Stockwerks in Schlafsäle umzuwandeln, um die überfüllten Zimmer zu „entleeren“. Nur

ein General war in der Lage, einen solchen Befehl zu geben. Da die Zahl der Gefangenen übergroß war, war das Ergebnis dieser Aktion nicht sehr fühlbar. Diese Maßnahme sollte sogar, wie man später sehen wird, unheilvolle Folgen haben.

Wir hatten noch einen weiteren Beweis für den Besuch des Generals. Lissanetz war durch ihn ziemlich scharf gestriegelt worden. Wir wußten die Gründe des Verweises nicht, und alle Bemühungen von P., sie zu erfahren, waren vergeblich geblieben. Aber Lissanetz ging in der Verkündung seiner antimilitaristischen Absichten nun ins Detail:

„Dem ersten General, dem ich nach meiner Entlassung begegnen werde“, sagte er wütend zu P., „werde ich die Backenzähne ausschlagen!“

Bisweilen können sich derartige Komplexe recht ungünstig für solche auswirken, die an sich gar nichts damit zu tun haben und die dennoch unvorhergesehene Folgen ertragen müssen. In bezug auf amerikanische Generäle war es Lissanetz im Augenblick unmöglich, seine Drohungen wahrzumachen. Außerdem verzögerte sich der Termin seiner Entlassung von Tag zu Tag mehr durch die allzu langsame Entmilitarisierung und Entnazifizierung Deutschlands. So kam Lissanetz eines Tages auf die glänzende Idee, es müsse ja nicht gerade ein amerikanischer General sein, dem er seinen antimilitaristischen Standpunkt handgreiflich klar mache.

„P.“, rief Lissanetz entschlossen „laß sofort einen General zu mir kommen. Ich will, daß er mir meine Schuhe putzt!“

P., der nicht recht begriff, was sein erlauchter Herr eigentlich wollte, zog sich sogleich eine Ladung zotiger Beleidigungen zu:

„Und vor allem, tu nicht so, als ob Du mich nicht verstehst, Du ...!“ fuhr Lissanetz fort. „Laß einen dieser dreckigen Generäle zu mir kommen! Ich will sehen, wie er meine Stiefel putzt!“

P., der nicht wußte, an wen er sich wenden sollte, kam zu mir.

„Lissanetz“, sagte er zu mir, „will absolut, daß Sie ihm seine Schuhe putzen.“

Ich glaubte zunächst, daß er scherze und erklärte ihm, daß ich das nicht witzig fände. Aber er beharrte darauf.

„Ich scherze nicht. Ich weiß nicht, welche Fliege ihn geärgert hat.“

„Wenn Lissanetz wirklich diesen Wunsch geäußert hat“, so antwortete ich, „können Sie ihm sagen, daß ich mich weigere, ihm diesen Wunsch zu erfüllen.“

P. kehrte zu Lissanetz zurück und teilte ihm meine Antwort mit. Dieser mußte sich wahrscheinlich weniger sicher fühlen als P., denn er bestand nicht darauf, soweit es meine Person betraf, und forderte P. auf, sich an einen anderen General zu wenden.

Zu dessen Unglück stieß P. nun auf Gerlof, den ehemaligen Professor der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, der als Leiter des Kriminalwissenschaftlichen Instituts einem General der Polizei gleichgestellt war. Auch Gerlof weigerte sich.

Zitternd berichtete P. den Fall an Lissanetz.

„Bring mir sofort diese beiden Nazi-Schweine! Für wen halten sie sich denn?“

Gerlof und ich mußten uns zu Lissanetz begeben. Da Gerlof ihm „arroganter“ schien als ich, nahm er ihn sich zuerst vor.

„Nimm diese Bürste und putz' sofort diese Schuhe, Du, Drecksau!“

„Was sagt er?“ fragte mich Gerlof, sich zu mir wendend.

Diese Frage war an sich schon ein schwerer Verstoß gegenüber der Stellung „Achtung! Stillgestanden!“, die wir einzunehmen hatten, wenn wir vor Lissanetz erschienen. Es hagelte also die schönsten Beleidigungen. Wutentbrannt befahl er uns, das Büro zu verlassen und draußen, auf dem Gang, zwei Stunden unbeweglich stehen zu bleiben und zwar mit dem Gesicht zur Wand. Aber das hatte ihn nicht beruhigt. Er kam einige Minuten später aus dem Büro heraus, um zu sehen, was wir machten. Gerlof war gerade dabei, sein Mißgeschick einem anderen Verhafteten zu erzählen. Lissanetz ließ ihn sofort wieder ins Büro kommen, aber der tapfere Gefreite scheint doch auch ein Quentchen Respekt vor Generalen in einem Winkel seiner Brust verborgen zu haben. Er begnügte sich mit Schimpfen und Fluchen und seine Stiefel blieben weiterhin generals-ungeputzt.

*

Meine Überraschung war grenzenlos, als eines Tages ein Soldat erschien, um mich abzuholen. Er führte mich geradewegs zu den Büros, in denen der C.I.C. seines Amtes waltete.

Leutnant Levy, der allgewaltige Leiter dieser bemerkenswerten Institution, saß hinter einem pompösen Schreibtisch und blätterte in meinen Akten.

Ich war neugierig, die Wirkung meiner Beschwerden kennen zu lernen. Aber ich sollte mich täuschen: nicht um meine Klagebriefe handelte es sich, sondern um ganz andere Dinge.

„In welcher Sprache wünschen Sie vernommen zu werden?“ fragte Levy, nachdem er mich mit einer Handbewegung aufgefordert hatte, auf einem Stuhl vor seinem Schreibtisch Platz zu nehmen.

„Ich spreche sehr gut französisch und fast so gut deutsch; englisch kann ich weniger gut. Französisch würde ich vorziehen.“

Unser Gespräch fand also in Französisch statt.

„Sie sind natürlich ein Freund Antonescus?“ lautete die erste Frage, die Levy an mich richtete.

„Es gibt mehrere Antonescus“, erwiderte ich. „Ich weiß nicht, welchen Sie meinen, und auf jeden Fall bin ich mit keinem von ihnen befreundet.“

„Ich meine den ehemaligen ‚Führer‘ von Rumänien. Wie können Sie zu behaupten wagen, nicht mit ihm befreundet gewesen zu sein, wo er Sie doch als Gesandten und bevollmächtigten Minister nach Berlin geschickt hat?“

Nun konnte ich mir eine kleine Bosheit nicht verkneifen:

„Sie irren sich, glaube ich. In den USA ist es üblich, daß der Präsident seine Gönner und persönlichen Freunde auf repräsentative Posten ins Ausland schickt. In Europa tut man so etwas nicht. Im übrigen bin ich nicht der Gesandte des Marschalls Antonescu gewesen, sondern der des Königs Michael.“

Levy lenkte ab: „Ich meinte, Sie seien Antonescus politischer Freund gewesen.“

„Auch das nicht. Marschall Antonescu war als rumänischer Regierungschef mein oberster militärischer und, wenn Sie wollen, auch mein politischer Vorgesetzter. Aber ich hatte nie die Ehre, sein Freund zu sein.“

„Sie kennen ihn aber gut.“

„Selbstverständlich. Wie hätte ich ihn nicht gut kennen sollen, wo ich doch sein Untergebener war und unter seinem Befehl stand?“

„Aber Sie verdanken Antonescu alle hohen Stellungen, zu denen Sie berufen worden sind?“

„Durchaus nicht. Ich war Militär-Attaché in der Türkei schon unter König Carol, und ich hatte dann entsprechende Posten in Polen und Frankreich inne unter ganz anderen Regierungschefs als Antonescu.“

Indes ich sprach, wühlte Levy in meinen Akten:

„Sie haben im Lager Seckenheim eine Denkschrift verfaßt?“

„Nein, nicht daß ich wüßte. In Seckenheim bin ich nie vernommen worden.“

„Aber Sie haben doch ein Memorandum über die Balkan-Entente geschrieben!“

„Tatsächlich, das ist richtig. Man hat es von mir verlangt; aber im Lager Bärenkeller, nicht in Seckenheim.“

„Hm!“ brummte Levy. „Wo ist eigentlich Ihre Familie?“ überfiel er mich plötzlich.

„Das weiß ich leider nicht. Als ich sie verließ, saß sie am Straßenrand in Ötz, ohne Dach über dem Kopf und ohne alles. Vielleicht sitzt sie immer noch dort...“

„Wo liegt Ötz?“

„Mitten in Tirol, etwa 60 Kilometer westlich Innsbruck.“

Levy hob seine dicken Augen auf, glotzte und runzelte die Brauen. Ich sah ihm starr ins Gesicht. Warum stellte er mir so seltsame Fragen? So schauten wir uns gegenseitig eine ganze Weile an.

„Wissen Sie, wem das Zeug gehört?“

Levy drehte sich kurz um, rückte zur Seite, ohne mich aus den Augen zu lassen, und zeigte auf ein Paket, das bisher hinter ihm verborgen gewesen war.

Ich betrachtete das Paket, und meine Kehle schnürte sich zusammen: es waren Kleidungsstücke, die mir gehörten. Insbesondere erkannte ich sofort einen Schlips, der quer über den Sachen lag.

„Die Stücke gehören mir.“ Und mit erstickter Stimme fügte ich hinzu: „Wie kommen meine Sachen hierher?“

Levy ließ den Blick nicht von mir, und langsam antwortete er:

„Ihr Sohn hat sie gebracht.“

Da spürte ich, wie mir zwei Tränen die Backen hinunterrollten. Ein Moment der Schwäche hatte mich übermannt, obwohl ich alles daransetzte, dem Leutnant Levy meine innere Bewegung nicht zu zeigen. Seit sieben Monaten die erste Nachricht von den Meinen! Kein Wort wollte über meine Lippen. Dann riß ich mich zusammen. Sekundenlang beobachteten wir uns, Levy und ich. Endlich brachte ich heraus:

„Wo ist er? Kann ich ihn sehen, und wenn es auch nur einen Augenblick wäre?“

„Ist verboten“, antwortete Levy. „Übrigens ist er schon längst wieder fort.“

Ich preßte die Zähne aufeinander.

„Wann haben Sie Ihre Familie zum letzten Mal gesehen?“ Levy durchbohrte mich geradezu mit seinem Blick.

„Vor mehr als sechs Monaten. Können Sie mir sagen, wo sie jetzt ist?“

„Ich habe nicht das Recht dazu. Nehmen Sie Ihre Sachen und verschwinden Sie!“

*

„Wo, zum Teufel, haben Sie das alles her? Allerhand! Ein neuer Anzug. Und Hemden und Schlipse! Das ist ja toll!“

Die Stubengenossen trauten ihren Augen nicht.

„Stellen Sie sich vor“, erzählte ich, „mein Sohn war hier und hat ein Paket für mich abgegeben.“

Das schien allen genau so fantastisch und unglaublich, wie mir selbst. Noch keiner hatte die geringste Nachricht von zu Hause, noch je gehört, daß irgendein anderer Lagerinsasse etwas von draußen hatte vernehmen dürfen.

Alle redeten sie aufgereggt und durcheinander:

„Haben Sie ihn gesehen, gesprochen? Was hat er gesagt, was meint er denn, wie sieht's draußen aus?“

Ich schüttelte den Kopf:

„Es scheint, daß es nicht möglich war, ihn zu mir zu lassen. Wenigstens sagte mir das Levy, der mich übrigens hat erst rufen lassen, als mein Sohn das Lager längst wieder verlassen hatte.“

Die Stubengenossen waren entrüstet. Sie hatten eine leise Hoffnung gehabt, von mir einiges über die Vorgänge in der Außenwelt zu erfahren. Ihre Enttäuschung war kaum geringer als die meine.

Als ich meine Sachen verstauen wollte, merkte ich, daß ich nichts besaß, wo ich sie hineintun konnte. Müller, mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit, bückte sich und holte unter seinem Bett eine Pappschachtel hervor, die er versteckt hatte:

„Hier, - die leihe ich Ihnen, bis Sie selber eine haben.“

*

Allmählich legte sich meine Erregung, und ich begann zu versuchen, aus den Fragen Levys einen Zusammenhang herauszufinden. Darüber waren sich alle Bekannten einig, mit denen ich über die Sache sprach: zweifellos hatte sich der Chef des C.I.C. gedacht, es sei mir irgendwie gelungen, aus dem Lager heraus Verbindung mit den Meinen aufzunehmen. Wie konnte das geschehen sein? Das mußte Levy beunruhigen. So leicht vergaß ich den stechenden Blick nicht, mit dem er mich musterte, als er mich nach meiner Familie fragte. Aber warum hatte Levy dann alle die anderen Fragen gestellt: über meine angebliche Freundschaft mit dem Marschall Antonescu, über die Denkschrift und all das übrige ungereimte Zeug? Welche Beziehung verband diese Erkundigungen? Und vor allem, - warum diese ständige Geheimniskrämerei?

Ich konnte nicht erkennen, was die Leute vom Schlage des Leutnants Levy eigentlich von mir wollten, und das bedrückte mich um so mehr, als ich nachgerade vermutete, ihr ganzes Verhalten mir gegenüber müsse auf absurden Ideen, Vorurteilen und entsprechenden Mißverständnissen beruhen, - Mißverständnissen vor allem hinsichtlich meiner Person, meiner früheren Tätigkeit und meiner Haltung. Was dabei besonders peinlich hervorstach, war die völlige Unwissenheit dieser Amerikaner über die

Ereignisse der jüngsten Geschichte und der Menschen, die dabei eine Rolle gespielt hatten. Das war mir besonders aufgefallen, als Levy von Antonescu wie von einem „Nazi-Ungeheuer“ gesprochen hatte, das jeden Morgen schon zum ersten Frühstück ein paar Juden verschlang.

Gewiß hatte Antonescu Ausnahme Gesetze insbesondere wirtschaftlicher Natur gegen die rumänischen Juden erlassen. Er tat dies unter dem Einfluß politischer Ideen, die damals in der ganzen Welt verbreitet waren und der Stimmung des rumänischen Volkes nachgebend, das tatsächlich seit Jahrzehnten sich immer wieder über die Ausbeutung durch jüdische Wucherer, Händler, Hausierer und Schnapsverkäufer beklagte. Jedoch waren diese Maßnahmen Antonescus weit davon entfernt, Terror und drohende Ausrottung zu bedeuten, wie man dies in den USA unter dem Einfluß der Kriegspropaganda anscheinend annahm. Im Gegenteil. Das Regime Antonescu war für die Juden in Rumänien ein wahrer Glücksfall. Denn wäre er nicht gewesen, so wäre es den rumänischen Juden viel schlechter ergangen. Gerade Antonescu hat die Juden davor bewahrt, erfahren zu müssen, wie ein Terrorregiment tatsächlich aussieht, sodaß der Marschall es wirklich nicht verdient hat, als der Judenschlächter zu gelten, den ein Levy nun leichtfertig und wider die wahren Tatsachen anklagte.

Was mich am meisten beunruhigte war, feststellen zu müssen, daß gerade die Befreiungsposten, die gekommen waren, um uns eine gerechtere Welt zu bauen, in höchst ungerechter und leichtfertiger Weise kreuz und quer eine Unzahl von Personen beschuldigten und festsetzten, ohne sich zu überzeugen, ob die Anklagen und Verdächtigungen gegen sie auch nur entfernt begründet waren. Bei Vernehmungen des C.I.C. gab es immer die gleiche Methode. Man gab sich nicht die geringste Mühe, einen Tatbestand aufzuhellen. Alles ging darauf aus, den Verdächtigten durch direkte Anschuldigungen mit vorgefaßten Meinungen zu überrumpeln und ihn festzunageln. Jeder Vernehmer hatte die gleiche primitive Taktik:

„Sie sind ein Nazi. Natürlich waren Sie einer. Sie sind ein Verbrecher. Sie sind ein Judenfeind.“

„Aber nein, nicht doch! Das ist falsch.“

„Aber ja doch! Sie waren ein Nazi. Sie sind ein Verbrecher. Sie müssen einer gewesen sein. Es ist unmöglich, daß Sie es nicht waren. Alle, die Nazis waren, sagen jetzt, es sei nicht wahr.“

Jeder nichtjüdische Europäer galt als Antisemit, und wer nicht handgreifliche Beweise einer exzessiven Freundschaft für alle Juden beibringen konnte, war ihr Henkersknecht. So war ungefähr das Bild, das sich offenbar die amerikanische Öffentlichkeit von Europa machte.

*

Levys Verhalten mir gegenüber war um so merkwürdiger, als drei Tage, nachdem er mir das Paket meines Sohnes ausgehändigt hatte, uns offiziell die Erlaubnis gegeben wurde, Briefe und Pakete zu empfangen. Auch durften wir selber schreiben, - einmal im Monat. Dies lang ersehnte Ereignis war ein Markstein im Lauf unseres Gefangenendaseins. Die allgemeine Atmosphäre änderte sich mit einem Schlage; die Zahl der Selbstmorde ging erheblich zurück. Freilich hatten nicht alle teil an der Freude. Die Möglichkeit, nun endlich mit Familie, Freunden und Verwandten Verbindung aufnehmen zu können, enthüllte manche Tragödie, die bisher in dem großen Schweigen, das über uns verhängt gewesen war, sich der allgemeinen Kenntnis entzogen hatte. Furchtbare Dinge traten zutage.

Viele Familien von Internierten bekamen als einzige Nachricht ein paar kurze Zeilen eines „Pritschenkameraden“, die ihnen mitteilten, der Vater, Gatte, Bruder oder Freund sei ins Reich der Schatten eingegangen, - im Lagerlazarett verstorben, durch eigene Hand geendet oder „aus Spaß“ von einem betrunkenen Sonny-Boy mit dem Feuerstoß einer Maschinenpistole kunstgerecht umgelegt. Und wie viele Internierte mußten ihrerseits erfahren, daß ihr Heim vernichtet, ihre Familie ausgelöscht sei durch die Furie eines Krieges, der noch immer, lange nach dem Datum der Beendigung der offiziellen Feindseligkeiten seine Opfer blindwütend forderte, - durch Austreibung, Massaker und eine kriminelle Bandentätigkeit, wie sie seit dem Dreißigjährigen Krieg in Europa nicht erlebt worden ist.

Man kann sich die innere Bewegung von Tausenden vorstellen, die mit ihren Sorgen und Nöten bisher mehr oder weniger gutwillig aufeinander angewiesen waren und nun auf einmal Kontakt mit einer meist grausam veränderten Außenwelt bekamen.

Dieser Kontakt wurde hergestellt durch ein Briefformular mit 18 Zeilen.

Achtzehn Zeilen, einmal im Monat, wo wir Seiten um Seiten hätten vollschreiben können mit all dem, was uns das Herz überfließen ließ!

Trotzdem, wir waren sehr froh, sie zu haben, diese armseligen 18 Zeilen ...

Viele Gefangene konnten von der Schreiberlaubnis nicht einmal Gebrauch machen, weil sie nicht wußten, wohin sie ihre Briefe richten sollten. Mit den östlichen Gebieten des ehemaligen Reiches und mit Österreich, gab es keinerlei Verbindung. Da ich annehmen mußte, meine Familie sei noch in Tirol, hatte mein Brief keine Aussicht, an seinen Bestimmungsort zu gelangen.

Was sollte ich tun, da Leutnant Levy sich kategorisch geweigert hatte, mir zu sagen, wo meine Frau und mein Sohn sich jetzt befanden?

Nach langem Nachdenken verfiel ich auf die Idee, an die Freundin meiner Frau zu schreiben, eine Ärztin in Bad Kissingen, indem ich von der Annahme ausging, meine Frau werde sich vor allen an ihre beste Bekannte gewendet haben, wenn sie in der Lage war zu schreiben. Ich bat daher Frau K., gegebenenfalls meiner Frau mitzuteilen, ich sei vollkommen gesund, und sie könne mir von nun an schreiben. Nachdem ich diesen Brief abgeschickt hatte, begann das fieberhafte Warten auf eine Antwort.

Nach sehr kurzer Zeit begannen die Antworten zu Hunderten ins Lager zu flattern. Wie beneidete ich die Gefährten, die schon Post bekamen! Lange wartete ich, und schließlich verlor ich alle Hoffnung.

*

Weihnachten 1945 nahte heran. Viele Gefangene, hauptsächlich die Bauern, hatten von daheim Pakete bekommen, mit runden Landbrotten, dicken Würsten, Speck, Tabak und Äpfeln.

Ach, diese Äpfel! Wenn ich sie nur ansah, so rotbäckig und blank, kam mir das Wasser in die Augen. Meine Kindheit stand vor mir, und ich sah mich am Weihnachtsabend in den Karpaten mit meinen kleinen Spielgefährten von Tür zu Tür gehen, fröhlich singend, um dafür Äpfel, Nüsse und Brezel einzuheimsen.

Unser Block bereitete sich vor, Weihnachten zu feiern. Die Chöre waren seit langem eingeübt. Irgend jemandem war es -weiß Gott, wie - geglückt, irgendwo eine kleine Tanne aufzutreiben. Das Bäumchen ward im Flur unseres Stockwerks auf einen Tisch gestellt und nach unserem besten Vermögen mit bunten Papierschnitzeln und Sternen aus Konservenblech geschmückt.

Vor diesem Baum feierten wir den Heiligen Abend, zusammengedrängt auf Korridoren und Treppen. Es wurden Ansprachen gehalten und Gedichte aufgesagt. Die deutschen Weihnachtslieder ließen manche Träne rinnen. Viele hatten gehofft, vor Weihnachten in Freiheit gesetzt zu werden. Sie konnten sich ihre lange Gefangenschaft nicht erklären. Die meisten von ihnen waren noch nie vernommen worden. Einige hatte man nur auf Grund einer Namensverwechslung festgenommen, und, obwohl der Irrtum längst aufgeklärt war, ließ man sie doch nicht frei. Einer von ihnen war sogar an Stelle eines anderen verschleppt worden, gerade als er auf seinem Acker arbeitete. Irgendwo in der Nähe war ein Festgenommener aus einem Transportauto entwichen. Daraufhin schnappten sich die Boys der Begleitmannschaft den ersten Besten, den sie allein auf dem Felde werken sahen, zwangen ihn, so wie er ging und stand, ohne Kopfbedeckung und in Hemdsärmeln auf den Lkw. und lieferten ihn ab. Die Hauptsache war, daß die Zahl stimmte. Nun saß der Unglückswurm schon sieben Monate, ohne daß jemand sich im Geringsten um ihn gekümmert hätte. Seine Klagen verhallten ungehört.

Diese einfachen Leute verstanden nichts von dem, was mit ihnen geschehen war. Da sie für ihre Gefangenhaltung keinen Grund sahen, hatten sie sich naiverweise eingeredet, sie müßten an Weihnachten zu Hause sein. Ihre schmerzliche Enttäuschung

zu sehen, griff ans Herz. Dicke Tränen kullerten über ihre fahlen eingesunkenen Wangen.

Plötzlich alarmierten uns Rufe von den Fenstern her:

„Seht doch, seht! Ein Weihnachtsbaum auf der Straße, da unten an der Ecke!“

Alles drängte hinzu. Tatsächlich: am Rand der Straße nach Kornwestheim, jenseits des Stacheldrahts etwa 300 Meter entfernt, hatten Frauen aus Kornwestheim den Gedanken gehabt, für uns einen Weihnachtsbaum anzuzünden. Die Nacht war hereingebrochen, und wir betrachteten gerührt die zitternden Lichter, die im Schnee wunderbare Reflexe warfen, als eine Botschaft der Hoffnung, die uns von draußen, aus der Freiheit grüßte. Jetzt waren alle Fenster weit geöffnet. Aus tausenden von Kehlen erklang das schöne feierliche Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht...“

Es dauerte nicht lange. Ein Soldat kam angerannt; mit drohend gereckter Maschinenpistole fuchtelnd, befahl er, sofort alle Fenster zu schließen. Ein anderer Amerikaner ging auf die Lichterpyramide zu und riß sie aus.

Wir sahen von ferne, wie er sich auf das Bäumchen stürzte, es mit dem Kolben seiner Waffe kurz und klein zusammenschlug.

Die Kerzen verlöschten.

Auf den Straßen und in unseren Herzen war es wieder Nacht.

Tod am Stacheldraht

Kurz nach dem Weihnachtsfest traf ich im Hof den Lehrer Keller, einen jüngeren Mann, den ich wegen seines Lebensernstes und der Klarheit seines Denkens schätzte. Zahlreiche lebhaftere Unterhaltungen hatten wir schon miteinander geführt. Er war ein glänzender Mathematiker.

Keller spiegelte so recht den geistigen Zustand der deutschen Jugend wider, die innerlich unausgefüllt und leer war durch den Einsturz eines Idealgebäudes, dem sie mit Glauben und Treue angehangen hatte. Nun war sie bereit, im großen Durcheinander einer völligen Verwirrung jede neue Lehre aufzunehmen, wenn diese nur geeignet schien, Land und Volk wieder aus der Finsternis herauszuheben, die sie umgab. Die deutsche Jugend hatte für ihre Ideale unsagbar gelitten und zahllose Opfer gebracht. Aus diesem Grund war diese Jugend wenig geneigt, - nach der fürchterlichen Enttäuschung, die sie dadurch erleben mußte, daß man an die politische Bewegung, der sie mit hingebender Treue gedient hatte, nunmehr kriminelle Maßstäbe anlegte, - neue politische Ideen in sich aufzunehmen. Außerdem war das, was die scharfen Augen der Jugendlichen nun als das Neue und angeblich soviel Bessere zu sehen bekamen, meist nicht dazu angetan, ihnen Respekt einzuflößen oder gar neue Ideale zu vermitteln.

Die Gefahr besteht, daß in Europa eine Jugend heranwächst, die vollkommen kaltschnäuzig und nüchtern ihren Weg geht, ohne jedes weltanschauliche oder überpersönliche Gefühlsmoment. Ich weiß nicht, ob dies für die Zukunft Europas ein Gewinn sein wird; aber auf alle Fälle wird man sich, wenn man diese Entwicklung einmal bereut und es zu spät sein wird, sie in andere Bahnen zu lenken, sich erinnern müssen, daß es das amerikanische Kreuzzugsfieber war, das diesen Seelenmord an Europas Jugend verübt hat.

Manche der älteren Deutschen schienen von dem Zusammenbruch innerlich viel weniger berührt. Ungeniert sprachen sie ihre

politischen Ansichten aus und machten ihre Zukunftspläne, oft ganz so, als wollten sie einfach da wieder anknüpfen, wo sie 1933 hatten aufhören müssen.

Nicht in jedem von ihnen hatte die reine Flamme der Begeisterung gelodert, manche waren Opportunisten gewesen. Nun, da sie die braune Uniform hatten ausziehen müssen, waren sie bereit, irgendwelchen neuen „Führern“ nachzulaufen, vorausgesetzt, daß es dabei wieder Posten und Pfründen einzuheimsen gab, wie in den Jahren nach 1933, wo sie sich, unter höhnischer Verachtung der wirklichen Idealisten, in die nationalsozialistische Partei hineingedrängt hatten.

Keller hatte gerade einen Brief von seiner Frau bekommen, den ersten, den sie ihm schrieb. Er schien mir verstört und ganz außer Fassung zu sein.

„Haben Sie schlechte Nachrichten?“ fragte ich ihn.

„Tatsächlich. Sehr schlechte sogar. Obendrein ist das wahrscheinlich nur ein Anfang“, war die Antwort.

„Aber, aber! Nicht so pessimistisch. Was ist los? Ist es wirklich so schlimm?“

„Es fällt mir schwer, es Ihnen zu sagen. Meine Nerven machen nicht mehr mit. Ich möchte Ihnen lieber den Brief zu lesen geben, den ich von meiner Frau bekommen habe, denn ich hätte gern Ihren Rat. Aber wir wollen allein sein. Ich möchte nicht, daß die anderen etwas erfahren, - es ist zu bitter für mich.“

„Dann besuchen Sie mich bitte zwischen vierzehn und fünfzehn Uhr. Zu dieser Stunde ist von meinen Stubenkollegen keiner da, weil sie Unterricht und Vorträge besuchen.“

Kurz vor 3 Uhr kam Keller zu mir. Wie vorausgesehen, war ich allein. Wortlos hielt er mir den Brief seiner Frau entgegen. Ich begann zu lesen. Nach den ersten Zeilen hielt ich inne und sah Keller an. Sein Gesicht war bleich und starr, sein Blick flackernd und unstet. Welch einem Drama war er zum Opfer gefallen!

Seine arme Frau berichtete sehr nüchtern und ganz einfach, wie sie von den Russen vergewaltigt worden war, im Beisein ihres kleinen Mädchens -, mehrfach, immer wieder, so daß sie geschlechtskrank geworden sei und sich schließlich keinen ande-



„Meine Nerven machen nicht mehr mit. Ich möchte Ihnen diesen Brief zu lesen geben.“

ren Rat mehr wußte, als das Haus in Berlin im Stich zu lassen und zu fliehen. Nun arbeitete sie in einer Kartonagenfabrik bei Hannover.

„Wie entsetzlich“, sagte ich zu Keller.

„Lesen Sie weiter. Das ist nicht alles.“

Und ich las:

„Sicher wirst Du bald freikommen, da Du nie ein großer Nazi warst. Ich mußte Dir alles erzählen, bevor wir uns wiedersehen. Der Arzt meint, daß ich nie mehr Kinder bekommen werde, weil mein Leiden chronisch geworden ist. Wirst Du mich weiter als Deine Frau behalten wollen? Sei mir nicht böse, daß ich Dir nicht gleich alles sagte. Auch unsere Kleine war krank, es geht ihr aber schon viel besser, und sie wird bald ganz gesund sein.“

„Wie hat denn Ihre Frau Ihre Anschrift bekommen?“ fragte ich, um Zeit zu gewinnen und Kellers Gedanken abzulenken.

„Ich weiß es nicht genau. Ich hatte an unser Haus in Berlin geschrieben. Meine Mutter, die auch in Berlin wohnt, wird sich wohl um unsere Wohnung gekümmert und ihr den Brief nachgeschickt haben.“

„Wenn Sie meinen Rat hören wollen, so ist es ganz einfach der, daß Ihre Frau sich als rechtschaffen und anständig, ganz allgemein und auch Ihnen gegenüber, erwiesen hat. Wenn Sie sie ebenso lieben, wie sie Sie liebt, so werden Sie alles daransetzen, damit die Arme das vergißt, was sie Schreckliches durchgemacht hat. Sie selber müssen auch vergessen.“

Keller: „Genau das gleiche habe ich mir auch gesagt. Ich habe ihr bereits in diesem Sinne geschrieben.“

Zwei Tage später suchte mich Keller wieder auf:

„Seien Sie mir nicht böse, aber hätten Sie nicht eine Zigarette für mich? Ich grüble Tag und Nacht. Es ist alles so schwer. Doppelt schwer, seitdem ich das von meiner Frau weiß. Sie brauchte jetzt meine Hilfe so nötig und ein gutes Wort ...“

„Mit Vergnügen gäbe ich Ihnen eine, aber ich habe keine mehr. Die letzten, die ich hatte, habe ich Ihnen vorgestern gegeben.“

„Um so schlimmer! Na, - dann eben nicht. Gestern hab ich beim Stacheldraht zwei Ami-Kippen liegen gesehen. Ich habe

die Nacht kaum geschlafen, so versessen war ich darauf. Aber ich kann's nicht! Ich kann sie nicht aufklauben, ich glaube, ich müßte mich doch schämen."

„Warten Sie ein bißchen. Gleich muß D. kommen. Ich werde versuchen, etwas Tabak von ihm zu pumpen."

Keller wartete vergebens. Rauchwaren waren schon lange nicht mehr verteilt worden und D.'s Reserven erschöpft. Endlich ging Keller, nachdenklich und mit zerquältem Gesicht.

Keine fünf Minuten waren vergangen, da hörte man vom Hof her mehrere rasch hintereinander folgende Schüsse, offenbar ein Feuerstoß aus einem Maschinengewehr. Im Handumdrehen waren alle Insassen unseres Blockes an den Fenstern oder draußen vor dem Gebäude. Auch mir war es gelungen, bis nahe an den Stacheldraht durchzuschlüpfen, an dem eine dichte Menge herumstand. Keller lag auf dem Boden, zusammengekrümmt, beide Hände auf seinem von Kugeln zerfetzten Leib. Ein dünner Blutstrahl lief über sein Kinn. Neben ihm offenbar seiner Rechten entfallen, die sich noch Mühe gab, die Löcher im Unterleib abzudichten, aus denen das Leben unaufhaltsam entfloh, lag ein halb zerquetschter Zigarettenstummel, eine „Kippe", wie der Gefangenenjargon es nannte. Das blutleere Gesicht war wachsbleich, alles deutete darauf hin, daß Kellers Tod unmittelbar bevorstand, wenn er nicht schon eingetreten war.

Im Laufschrift nahten einige Ami-Soldaten. Nach links und rechts teilten sie Kolbenhiebe aus, um die Menge zu zerstreuen. Wir wichen ein wenig zurück, konnten uns aber nicht entschließen, unsere Unterkünfte aufzusuchen. Der Mann der Heldentat erschien. Er war von seinem Wachturm heruntergeklettert, und ein anderer Soldat war hinaufgestiegen. Er betrachtete sein Opfer aus nächster Nähe. Seine Kameraden standen um ihn herum, und er erklärte ihnen stammelnd und stotternd, wie er dazu gekommen war, zu schießen.

Vor dem eigentlichen Stacheldrahtverhau war ein mannshoher Maschendraht gezogen, etwa in einem Meter Abstand, und es war bekanntgemacht, daß bei Berühren dieses Maschendrahtes durch einen Gefangenen der Posten Befehl habe, sofort zu schießen. Wir hatten diesen ungeheuerlichen Befehl nie ganz ernst

genommen, zumal es schon lange her war, daß er verkündet wurde. Leider war der Lehrer Keller der erste von uns, der die Probe aufs Exempel machte. Nur den Bruchteil einer Sekunde hatte er den „todesgeweihten“ Maschendraht berührt, um eine der beiden Kippen zu angeln, und schon hatte das Maschinengewehr losgetuckert, das ständig vom Wachturm auf den Hof gerichtet war.

Die Amis, die um ihren Helden herumstanden, lachten und rissen Witze. Der Held selbst lachte nicht. Er war grün im Gesicht und schien wackelig auf den Beinen. Einer seiner Kameraden steckte ihm mit Gewalt eine Zigarette zwischen die Lippen und zündete sie an. Ein anderer klopfte ihm tröstend auf die Schulter.

Kellers Leiche wurde in eine Decke gewickelt und weggeschafft.

Ein Nazischwein weniger, was machte das aus!

„'ne ganze Weile ist er an den Kippen vorbeigestrichen, ohne zu wagen, durch den Draht zu greifen. Drei, vier Male ist er weggegangen und wiedergekommen. Dann endlich hat er's riskiert.“

Keiner antwortete. Wir blieben wie angemauert, wo wir gerade standen. Auf einmal gellte ein Schrei:

„Mörder! Wegen einer Kippe, - am hellen Tage! Mörder!“

„Mörder, Mörder, Mörder ...!“

Hundertfaches Echo brach sich an den Mauern.

„*Get away! Get away!*“ heulte der Posten auf dem Turm. Drohend richtete sich das Maschinengewehr auf uns. Langsam gingen wir auseinander. Abends beim allgemeinen Palaver vor dem Schlafengehen sprachen noch einige von dem Zwischenfall und dem Unglückswurm Keller. Am nächsten Morgen hatten ihn die meisten über ihren eigenen Sorgen vergessen.

Armer Keller! Das Drama seines Ehelebens war nun zu einer schnelleren Lösung gekommen, als er es hatte erwarten können. Von dort, wo er sich jetzt befand, konnte er mit Gelassenheit auf die menschliche Niedertracht und Gemeinheit herabsehen, und seine Frau konnte ihre schmerzliche Schande tief im eigenen Herzen verschließen, unerkannt von den Menschen, bis zum Tage des Jüngsten Gerichts.

„Was sagen Sie dazu?“ fragte ich Lippert.

„Was soll ich dazu sagen? Möglich, daß wir alle so enden. Die Rache ist mein, spricht der Herr, und die Amis sind die Herren der Welt.“

„Wir wollen nicht übertreiben. Es war ein glatter Mord, aber immerhin kommt dergleichen selten vor.“

„So sehr selten nun wieder nicht“, warf Ahrweiler, unser Sektionschef, ein. „Gestern ist im Block C ein alter, tauber Mann auf ähnliche Weise ums Leben gekommen und vor 14 Tagen ein anderer im Block D.“

„Das nennt man das Gesetz der Serie“, meinte Lippert sarkastisch.

Der "Ausflug nach Heilbronn"

„Eben haben wir Befehl bekommen, eine Liste von allen mehr als Fünfzigjährigen aufzustellen" - verkündet der Stubenälteste.

„Warum denn? Was hat das Alter dabei zu tun?"

„Wir wissen auch nix Genaues. Aber es geht das Gerücht, daß die Ältesten von uns bald entlassen werden."

Noch am gleichen Abend waren die Listen aufgestellt. Wir hatten schon ganz andere erledigt! Die Zahl der Formulare und Fragebogen, in denen wir uns, oft über die sonderbarsten Dinge, hatten äußern müssen, war überhaupt nicht mehr festzustellen.

Zum ersten Male jedoch wurden wir nunmehr in zwei genau bestimmte Kategorien eingeteilt: in die Männer über und die unter fünfzig Jahren. Trotz der vielen Enttäuschungen, die wir in dieser Hinsicht erlebt hatten, keimte eine schwache Hoffnung in uns auf, die wir, so gut es ging, vor uns selber nicht wahrhaben wollten.

Wozu sich Illusionen hingeben? sagten wir uns, indem wir schwärzesten Pessimismus heuchlerisch zur Schau stellten. Wie immer würde auch diese Liste zu nichts führen. Es war „Wind, Wind, eitel Wind".

Auf unserer Stube waren Müller und ich die einzigen, die die Fünfzig überschritten hatten.

Wegener wendete sich zuletzt an Lippert:

„Und Sie? Auf welche Liste soll ich Sie setzen?"

„Zunächst auf gar keine", entschied der Gefragte. „Man muß vorsichtig sein. Ich bin kürzlich fünfzig Jahre alt geworden, aber ich bin noch nicht einundfünfzig, so daß ich mit gutem Gewissen sagen kann, ich sei nicht über Fünfzig. Lassen Sie meinen Fall in der Schwebe. Später, wenn ich sehe, wie der Hase läuft, ist immer noch Zeit, mich auf die eine oder die andere Liste zu setzen. Sie können ja später in jedem Fall sagen, Sie hätten nicht gewußt, daß diejenigen auf die Liste gehören, die in ihrem fünfzigsten Lebensjahre stehen."

Wegener zögerte und druckste lange herum; schließlich gab er Lipperts Wunsch nach.

Ein orientalisches Sprichwort sagt, man solle nie ins Rad seines Schicksals eingreifen wollen. Lippert kannte es. Später wird er es bitter bereut haben, daß er sich mit diesem schlaun Kunstgriff um die Listen gedrückt hatte. Gern wäre Lippert da noch in die „Altersliste“ geschlüpft, aber es war zu spät.

Am nächsten Tag frühmorgens bekamen alle Leute unter Fünfzig, die „Jungen“ — unter ihnen auch Lippert - den Befehl, sich noch vor dem Frühstück reisefertig zu machen. Irgend ein Gefühl sagte uns zurückbleibenden „Alten“, daß dieser Transport nichts Gutes bedeutete, obwohl wir natürlich gar nichts Positives wissen konnten.

Eine Woche später erfuhren wir, dieser ganze Umzugsbefehl sei das ferne Echo des seinerzeit inspizierenden Generals gewesen. Anscheinend hatte der hohe Herr festgestellt, daß die Lebensbedingungen für die Häftlinge des *Internment Camp 75* derartig waren, daß jeder Tierschutzverein sich erregt hätte, wenn Vieh so zusammengepfercht worden wäre. Infolgedessen waren Maßnahmen angeordnet worden, die auf eine „Auflockerung“ des Lagers abzielten. Um diese durchzuführen, hatte man die unter fünfzig Jahre alten Insassen, mit Ausnahme derer, die in Küche, Werkstätten usw. eine Tätigkeit ausübten, alles in allem über 3000 Mann, zu je sechzig- jawohl, sechzig! - auf einen Lkw. gepackt. Vorn und hinten und zwischen je zehn Lkw. von maschinengewehrgespickten Jeeps und maschinenpistolen-bewaffneten Soldaten eskortiert, hatte sich die unendlich lange Elendskolonne in Marsch gesetzt und war im eisigen Nebel des Januarnachmittages verschwunden.

Von P. erfuhren wir alsbald, unsere ehemaligen Gefährten seien in Heilbronn, wo sie hinter Stacheldraht auf freiem Feld in Zelten kampierten.

„Das ist doch nicht möglich. So etwas gibt es einfach nicht“, warfen wir ein. „Man kann doch nicht Leute zwingen, im Winter in Zelten zu leben. Das macht sogar der Amerikaner nicht.“

Die Wegtransportierten waren bald vergessen. Man sprach kaum noch von ihnen. Nach Lipperts Weggang fühlte ich mich

sehr einsam. Lippert hatte die seltene Eigenschaft, sehr intelligent und gleichzeitig unterhaltsam zu sein. Sein reicher Geist und seine Vergangenheit - er hatte die berühmtesten Leute kennengelernt - gaben der Unterhaltung mit ihm einen unvergleichlichen Charme. Als Verwaltungsoberhaupt der Reichshauptstadt Berlin hatte er sich als umsichtiger und korrekter Beamter bewährt; er war indessen lang genug Journalist gewesen, um, bei allem Sinn für Tradition und innere Sauberkeit, einer gewissen bohemehaften Leichtigkeit der persönlichen Lebensauffassung zu huldigen. Er war ein großer Idealist und hatte - im Ausland geboren und erzogen - keine „typisch“ deutschen Eigenschaften im weniger angenehmen Sinne dieses Begriffs.

Von den ursprünglichen Insassen der Stube 304 blieben nur noch Müller und ich übrig. Der junge Deutschrusse hatte uns verlassen. Wegener, King und Ahrweiler waren alle drei nach Heilbronn gegangen, weil sie noch nicht 50 Jahre zählten. Von den Kapos auf unserer Etage blieb nur Dr. B. übrig, der Stockwerkchef, dem man seiner Kriegsverletzung wegen erlaubt hatte, hier zu bleiben.

Jetzt, wo wir nicht mehr so viele waren, wurden wir uns der großen Zahl an Invaliden und Körperbeschädigten bewußt. Die meisten hatten keine Prothesen. Als der C.I.C. sie seinerzeit aus dem Bett heraus verhaftete, hatte er ihnen noch nicht einmal die Zeit gelassen, sie anzuschallen. „*Come-on! Come-on!*“ hatte man sie angebrüllt, einige waren auf einem Bein hüpfend ins Lager gekommen.

Mit Hilfe von Kameraden hatten sich die Unglücklichen behelfsmäßige Gehstöcke und Krücken angefertigt, mit denen sie nun in Gängen und Zimmern herumschwankten. Auf unserem Stockwerk war ein Mann, dem das linke Bein und der rechte Arm fehlten. Auch er hatte keine Prothese, und er hätte nicht existieren können ohne die ständige Hilfe eines Kameraden.

Es bleibt dem gesunden Menschenverstand unerfindlich, inwiefern dieser doppelte Krüppel für die Besatzungsmacht eine Gefahr darstellte und ins Lager geschleppt werden mußte.

Die Anwesenheit so zahlreicher Invaliden war übrigens leicht erklärlich. Weil sie kriegsuntauglich waren - viele von ihnen

noch vom Ersten Weltkriege her — waren sie von der nationalsozialistischen Partei in Verwaltungsstellen aller Art eingesetzt worden, nachdem die unerbittlichen Kämpfe des Zweiten Weltkrieges manche Dörfer und Städtchen aller erwachsenen und gesunden männlichen Personen beraubt hatten. Damit waren sie in den „demokratischen“ Augen der Amerikaner zu „gefährlichen Nazis“ und „politischen Leitern“ geworden, die automatisch auf unbestimmte Zeit unter den entwürdigendsten Umständen einzusperren nicht nur erlaubt, sondern im „Interesse der Sicherheit der amerikanischen Armee“ geradezu geboten erschien.

*

Die Neuverteilung der Häftlinge im „aufgelockerten“ Camp gab Gelegenheit, mit Gefährten früherer Tage zusammenzukommen, die bis jetzt in anderen Blocks des Lagers unerreichbar gewesen waren, und ich konnte mit mehreren „Kollegen“, die ich in Bärenkeller und Seckenheim kennengelernt hatte, Wiedersehen feiern. Ein fünfter Block, Block E, wurde im hintersten Winkel des Kasernements in ehemaligen Fahrzeugschuppen eingerichtet, wo einige hundert Internierte Platz fanden.

Das Leben war entschieden leichter als zu Anfang. Beispielsweise hatte der Block A im dritten Stockwerk 900 Häftlinge beherbergt, die buchstäblich zu Zweien und Dreien übereinandergepfercht lagerten. Jetzt waren es noch 500.

Immerhin war es uns jetzt erlaubt, freier zu atmen. Wir bekamen den Befehl, Öffnungen in die Türen zu sägen, um für ständige Lüfterneuerung zu sorgen; kurz vorher war die Anordnung ergangen, ständig einen Teil der Fenster offen zu halten. Damit saßen oder lagen wir in einem dauernden kalten Durchzug. Wir froren buchstäblich zu Eis, wenigstens während der endlosen Inspektionen durch Herrn Lissanetz, denn selbstverständlich wurden die Fenster sofort geschlossen und die Türöffnungen verrammelt, sowie er den Rücken gedreht hatte. Zwischen dem Risiko einer schweren Bestrafung und der an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit, uns eine Lungenentzündung zuzuziehen,

hatten wir das Risiko gewählt. Um es auf ein Mindestmaß zu reduzieren, war ein Wachdienst eingerichtet. Die Wächter lösten sich am Blockeingang ab. Sobald ein Ami am Horizont auftauchte, ertönte der vereinbarte Alarmruf:

„Fuffzehn!“ Dann flogen Fenster und Türlöcher auf, und das Reglement war innegehalten. Es gab Tage, an denen sich diese Komödie ein Dutzendmal wiederholte!

Ungefähr 14 Tage nach dem Abtransport unserer „jungen“ Leidensgefährten rasselte ein Lkw. mit einem Dutzend Personen in den Hof. Wir erwarteten die Ankömmlinge mit Ungeduld. Sicherlich würde man einige Neuigkeiten erfahren.

Einige Stunden darauf, nach der üblichen Gepäckdurchsuchung in der Turnhalle, wo die Ankömmlinge natürlich wieder einmal nach Strich und Faden bestohlen wurden, kamen sie in den großen Innenhof, um auf die Blocks verteilt zu werden. Ihr Anblick war derart, daß er an die bunten Zeichnungen der Neuruppiner Bilderbogen erinnerte, auf denen man den Rückzug der Großen Armee Napoleons im Jahre 1812 abkonterfeit hatte. Schmutzig, verfallen, zerlumpt, mit struppigen Barten und letzter Kraft schleppte sie sich mit ihrem armseligen Gepäck dahin.

„Mein Gott, — die kenne ich doch!“

Nachdem ich diese Jammerfiguren aufmerksam betrachtet hatte, war kein Zweifel mehr: es waren Leute aus der Gruppe der „Jungen“, die unlängst nach Heilbronn „versetzt“ worden waren.

Unter ihnen erkannte ich D. Er war in einem bemitleidenswerten Zustand.

„D...“, rief ich, „D., was ist denn mit Ihnen los?“ D. begnügte sich mit Kopfwackeln und einem dünnen Lächeln.

Wer von den Wiedergekommenen unserem Block zugeteilt war, sah sich, ohne Rücksicht auf seine Müdigkeit, von Fragern geradezu überfallen.

„Wir kommen aus der Hölle“.

„Es ist einfach herrlich, daß wir wieder hier sind.“

In Heilbronn hatten sie wie Wilde, genauer gesagt, schlimmer als wilde Tiere vegetiert. Das Lager bestand aus alten, ausran-
gierten Militärzelten für je zwanzig Mann. Die Zelte waren lö-
che-

rig, vielfach zerrissen, ohne Türen, ohne Öfen, ohne Lagerstätten. Aufgestellt waren diese „Unterkünfte“ auf einem Meer von Schlamm und Dreck, das so schlüpfrig und klebrig war, daß man die Schuhe verlor, wenn man sich hineinwagte. Die Latrinen waren 200 Meter weit entfernt. Wer sich dahin begeben mußte, verfluchte sein Geschick. In der Nacht ging es dabei oft um Leben oder Tod. Die Wachen, die diesen dantesken Höllenpfehl von den Lagertürmen aus betrachteten, hatten den Finger sehr locker am Drücker ihrer Maschinenpistolen. Sie schossen nach Lust und Laune, wenn sie einen Schatten um die Zelte geistern sahen. Mindestens zwei Dutzend Häftlinge waren durch Schüsse verletzt worden, als sie, im kalten Zeltinnern wie die Igel zusammengerollt, auf Brettern kauerten, um zu versuchen, eine Stunde vergessenden Schlafs zu finden. Es gab kein Wasser zum Waschen; jeder bekam täglich nur eine Konservenbüchse voll, die auch als Kochgeschirr und Eßnapf dienen mußte. Es war unmöglich, sich zu rasieren, denn vorsorglich wurden keine Klagen ausgegeben, damit keiner der Verzweifelten sich die Pulsadern aufschneiden konnte. Tagsüber mußten die Gefangenen Balken und Bretter von einem Ende des Lagers zum anderen schleppen, bis zu den Knien im Morast wattend, zum Umfallen schwach vor Müdigkeit, Hunger und Verzweiflung. Nachts schnitt ihnen die Kälte bis ins Mark. Im Innern der Zelte regnete und schneite es fast genau so wie draußen.

Eine erste warme Mahlzeit, - mit heißem Wasser angerührtes Maismehl - wurde ihnen erst am vierten Tage nach ihrer Ankunft verabreicht, denn man hatte amerikanischerseits nicht die geringsten Vorbereitungen für die Verpflegung getroffen. Am Morgen gab es überhaupt nichts. Die meiste Zeit hatten sie von Ölsardinen gelebt, — zwei Dosen je Tag und Mann, dazu eine dünne Scheibe Weißbrot. Viele bekamen die Ruhr.

Das Lager Heilbronn „beherbergte“ auf diese Weise mehr als zehntausend Menschen. Wer schon länger dort einsaß, hatte sich nach und nach die Unterkünfte bewohnbarer machen können. Die Tausende, die da eines Tages im Januar aus Kornwestheim und anderswoher in die zerfetzten Zelte getrieben wurden, hatten nicht einmal die Möglichkeit, sie zu reparieren.

Es dauerte nicht lange, da mußten die Lazarettbaracken des Lagers die Kranken wegen restloser Überfüllung zurückweisen.

Nur tödlich Erkrankte und Sterbende wurden aufgenommen. Worauf die amerikanische Verwaltung sich die Entscheidung abrang, die überzähligen Kranken dahin zurückzuschicken, woher sie gekommen waren. D., Glückspilz wie immer, hatte rechtzeitig Durchfall bekommen. Außerdem hatte er, wie hinzugefügt werden muß, um der Wahrheit die Ehre zu geben, sich der Gunst des diensttuenden Arztes erfreut. Kaum war er in seiner alten Stube, hatte er Hunger, Schmutz und Krankheiten des Lagers Heilbronn vergessen, und mit seinem Humor war er bald wieder obenauf.

„Was ist aus den anderen geworden, den alten Insassen von Stube 304?“ fragte ich ihn. „Was macht Lippert?“

„Lippert ist in einer bösen Patsche“, erwiderte D. „Zwei Tage nach unserer Ankunft in Heilbronn ist er beim Holzschleppen zusammengebrochen und wäre um ein Haar im Schlamm erstickt. Als man ihn ins Lazarett schaffte, war er noch immer besinnungslos.“

„Und wie geht's ihm jetzt?“

„Sie sind wirklich witzig! Glauben Sie etwa, daß man in die Lazarettbaracke gehen konnte, um Freunde zu besuchen? Übrigens war sie am anderen Ende des Lagers. Es war vor Dreck gar nicht möglich hinzukommen.“

„Und die Anderen?“

„King lag im Sterben, als ich ihn zuletzt sah. Er hatte eine Infektion und Blutzersetzung, seine Tage waren gezählt. Wegener und Ahrweiler hab' ich überhaupt nicht gesehen. Anscheinend waren sie anderen Sektionen zugeteilt.“

*

Das Gerücht lief um, diejenigen, die nach Heilbronn verfrachtet worden waren, würden alle bald wieder bei uns sein. Mehr als die Hälfte von ihnen war, wie berichtet wurde, krank zusammengebrochen.

Eine Kältewelle hatte die eisigen Januarregen abgelöst, der Schlamm im Lager war gefroren, und wenn die Unglücklichen nun in ihren Zelten erstarrten, so war trotzdem dieser Zustand dem früheren vorzuziehen.

Inzwischen hatte eine Inspektion stattgefunden, und die höheren amerikanischen Dienststellen hatten sich bewogen gefühlt, etwas zu unternehmen. Das einfachste war, dieses unmögliche Lager wenigstens für die Wintermonate aufzulösen und die Insassen dahin zu schicken, woher sie gekommen waren. Von einem Tag zum anderen erwarteten wir die Rückkehr der „Jungen“, und tatsächlich: eines guten Morgens waren sie wieder da.

Ein Teil der Bettgerüste war inzwischen abgeschlagen worden, weil ja bedeutend weniger Schlafplätze gebraucht worden waren. Den Befehl zur Entfernung der überflüssigen Gerüste hatten wir freudig begrüßt, einmal, weil unser „Lebensraum“ sich dadurch beträchtlich vergrößerte, zum anderen, weil wir die Erlaubnis bekamen, aus dem anfallenden Holz uns Stühle und Tische zu zimmern, wodurch in den Schlafsälen so etwas wie ein primitiver Komfort entstanden war.

Damit erwuchs jetzt ein Problem, das uns unlösbar schien. Wo sollten die Häftlinge hausen, die jetzt wieder in ihre Blocks einzogen? Es war materiell unmöglich, ihre Schlafplätze wieder herzustellen.

Irgendwie ging es aber doch. Es stellte sich heraus, daß viele beim Zählappell fehlten. Ihnen war das Zeltlager Heilbronn schlecht bekommen. Niemand wußte, was aus ihnen geworden war, seitdem sie in einer der Lazarettbaracken verschwanden. Von King habe ich nie mehr etwas gehört, und Lippert blieb für mich lange Zeit verschollen*.

Andererseits hatte ich die Freude, den Obersten Androvich, ehemaligen Militär-Attaché der Slowakei in Berlin, wiederzusehen. Er war nur noch der Schatten seiner selbst, und ich hatte den Eindruck, zu seinem Geist zu sprechen. Mühsam nur ver-

*) Über das weitere Gefangenenschicksal des früheren Berliner Oberbürgermeisters und Stadtpräsidenten Dr. Julius Lippert vgl. dessen Buch: „Lächle ... und verbirg die Tränen. Erlebnisse und Bemerkungen eines deutschen ‚Kriegsverbrechers‘ “. Druffel-Verlag Leoni am Starnberger See 1955.

mochte er sich aufrecht zu erhalten, seine Augen lagen tief in den Höhlen. Vor Erschöpfung vermochte er kaum zu sprechen, und als ich ihn fragte, antwortete er mit erloschener Stimme.

Zunächst war er im Heilbronner Lager von der Ruhr befallen worden. Eine Zeitlang hatte er in einem Sanitätszelt gelegen, als er jedoch erfuhr, daß die Leute aus Kornwestheim dorthin zurückkehrten, meldete er sich gesund, obwohl er weit entfernt war, es zu sein. Unter allen Umständen wollte er der „Dreckhöhle“ von Heilbronn entgehen.

Androvich streifte das Hemd herunter:

„Sehen Sie meine Schulter.“

Sie war braun, blau und violett.

„Tag um Tag haben wir dicke Balken schleppen müssen, in Schlamm und Nässe“, berichtete er schlicht.

Nach und nach nahmen die Blocks ihr früheres Aussehen an. Im neuen Block E war angeblich die Enge nicht gar so groß. Aber im allgemeinen hockten wir wieder dicht aneinandergedreht wie die Sardinen in ihren Büchsen.

*

Dieses Intermezzo des Versuchs einer „Auflockerung“ des Lagers Kornwestheim wurde von den Opfern, die dies Meisterstück amerikanischer Militärverwaltungsweisheit am eigenen Leib verspürt hatten, spöttisch der „Ausflug“ nach Heilbronn genannt. Er dürfte schätzungsweise dreihundert Häftlingen das Leben gekostet haben.

Es ist freilich richtig, - die Amerikaner hatten es hierbei in der Hauptsache mit „Nazischweinen“ zu tun, die nach ihrer Auffassung keine bessere Behandlung verdienten.

Das Paket

Anfang Februar 1946 bekam ich einen Brief meines Sohnes, in dem er mir die Absendung eines Lebensmittelpaketes mitteilte. Mein erstes Postpaket! Der Briefumschlag trug, wie ich bei näherer Betrachtung feststellte, weder Marke noch Stempel. Der Briefinhalt ließ keinerlei Schluß über den Aufgäbeort zu. Das Schreiben war vom 2. Februar datiert, das war alles. Irgendwie war ich darüber beunruhigt.

Während ich vor mich hingrübete und dabei mechanisch zum Fenster hinaussah, das nach Kornwestheim ging, erblickte ich in der Ferne, an der Gabelung des Weges, der zu unserem Lager führte, die schattenhaften Umrissse einer menschlichen Gestalt, die ich, trotz des Frühnebels, sofort erkannte: es war mein Junge! Alles war vergessen, — der Stacheldraht und die Schildwachen. In unbändiger Freude riß ich das Fenster auf; aus vollem Halse schallte mein Schrei:

„Jonel“, und nochmals: „Jonel!“

Ich hatte die unbeschreibliche Freude zu sehen, wie er anhielt und sich umdrehte. Sein Blick glitt rasch über die Fassade des Blocks, um das Fenster festzustellen, aus dem die Rufe gekommen waren. Mit den Armen rudern, machte ich ihm Zeichen; aber ich war so bewegt, daß ich kein Wort mehr aus der Kehle bekam. Instinktiv, wie dies alle eingesperrt gehaltenen Lebewesen tun, beobachtete ich scharf meinen Kerkermeister, den Soldaten auf dem nächsten Wachturm. Der Amerikaner hatte meine Rufe hören, auch meine Armbewegungen sehen müssen. War er durch das Herzergreifende der Situation gerührt, war es Gleichgültigkeit? Der Posten drehte sich um und blieb abgewendet stehen.

Jonel hob die Arme. Seine Hände zeichneten die Umrissse eines Paketes in die Luft. Er wollte mich fragen, ob ich es schon bekommen habe. Nun begriff ich, wie der Brief zu mir gelangt war; er war unmittelbar beim C.I.C. abgegeben worden. Genau

wie schon einmal im November des Vorjahres, hatte mein Sohn offensichtlich versucht, die Gemüter der C.I.C.-Cerberusse zu rühren und die Bitte ausgesprochen, zu mir vorgelassen zu werden, was ihm abgeschlagen wurde*. Er hatte sein Paket abgegeben und war dann um das Lager herumgestrichen, in der wahnwitzigen Hoffnung, mich an einem der vielen hundert Fenster zu sehen. Daß es ihm geglückt war, erschien mir märchenhaft.

Bevor ich Jonel auf seine Signale wegen des Paketes antwortete, überlegte ich einen Augenblick. Ich hatte erst den Brief mit der Ankündigung des Pakets, nicht dieses selbst erhalten. Sicher würde es mir bald ausgefolgt werden, wenn die üblichen Kontrollformalitäten vollzogen waren. Lebhaft nickte ich mit dem Kopf, zum Zeichen, daß ich im Besitz des Pakets sei. Diese kleine Abweichung von der reinen Wahrheit wurde reichlich belohnt durch den Ausbruch unbändiger Freude, den Jonel zu erkennen gab. Gott allein weiß, durch welche Wunder es ihm und meiner Frau gelungen war, das zusammenzukratzen, was sie mir, sicherlich unter persönlichen Opfern, geschickt hatten. Außerdem hatte der Junge 300 km zurücklegen müssen, um nach Kornwestheim zu kommen und ebensoviel standen ihm für den Rückweg bevor, in Eisenbahnzügen, die nicht geheizt waren, und durch deren zerbrochene Fensterscheiben der eisige Wind pfiff.

Wie konnte ich es da übers Herz bringen, meinen Sohn um den einzigen Lohn seiner Mühen zu bringen, den er erhoffte, - die Gewißheit, daß seine aufopfernde Sohnesliebe nicht vergebens gewesen und ich in den Besitz der mir zugedachten guten Sachen gekommen war?

*) Die Erlebnisse meines Sohnes in seinem Bemühen, meinen Aufenthaltsort festzustellen und zu mir vorzudringen, bilden eine Geschichte für sich: Während des Sommers 1945 hatte er Monate hindurch an alle erdenklichen Türen geklopft, war von Dienststelle zu Dienststelle gerannt. Tagelang hatte er in Vorzimmern und Büros herumgesessen. Immer und überall stieß er auf Ablehnung. Eines Tages war er in ein amerikanisches Büro bei Heidelberg vorgedrungen. Der diensttuende Offizier hörte ihn an und verlangte dann am Telefon über mich einige Auskünfte. Bei dem Ferngespräch vernahm mein Junge aus der Hörmuschel, wie der Gesprächspartner das Wort „Kornwestheim“ aussprach. Der Offizier weigerte sich, ihm den Namen des Lagers zu sagen, in dem ich mich befand, aber mein Sohn hatte schon genug gehört. Er fuhr nach Kornwestheim und als Erfolg seiner Bemühungen bin ich dann Ende November zu dem überraschenden ersten Paket gekommen, das er mir ins Lager brachte.

Wir wechselten noch ein paar freundschaftliche Zeichen. Dann wendete sich Jonel zum Gehen; ich wußte, daß er glücklich war, mich, wenn auch nur von weitem, gesehen zu haben. Ganz in der Ferne sah ich ihn noch einmal auftauchen, wie einen Schatten, schwankend unter der Last seines Rucksackes und getrieben von der beißenden Kälte dieses unbarmherzigen Winters.

Ein großes Glücksgefühl durchströmte mich; es war unbeschreiblich! Meine Zimmergenossen, die der Szene beigewohnt hatten, enthielten sich aller Fragen und Bemerkungen, zweifellos, um meine innere Bewegtheit nicht zu verstärken. Für diese Zurückhaltung war ich ihnen dankbar.

Den ganzen Tag verbrachte ich in der fieberhaften Erwartung des Pakets. Am nächsten Morgen ging ich zu unserem Postbüro im Block. Der dort beschäftigte Gefangene, Postdirektor im Zivilberuf, bestätigte mir, es sei zwar ein Brief vom C.I.C. für mich herüberschickt worden, den er mir unverzüglich ausgeliefert habe, aber kein Paket.

Das beunruhigte mich.

„Machen Sie sich keine Sorgen“, sagte der Postmeister. „Es kommt manchmal vor, daß Pakete drei Tage und länger beim C.I.C. herumliegen.“

Ein anderer mischte sich ein:

„Mir ist ein Paket, das meine Frau zu Weihnachten für mich abgegeben hatte, erst nach Neujahr ausgehändigt worden.“

„Das wäre weiter nicht tragisch“, fügte ich hinzu, „wenn nicht Lebensmittel drin wären. Die verderben, besonders das Brot wird steinhart und ungenießbar.“

„Sprechen Sie doch mal mit P., dem Dolmetscher“, meinte abschließend der Postdirektor. „Vielleicht kann der den Lissanetz bitten, beim C.I.C. mal nachzufragen, was aus Ihrem Paket geworden ist.“

Dieser Ratschlag erschien mir gut. Eilig ging ich zu P. Er versprach mir, sich einzuschalten und mir nach besten Kräften zu helfen. Am Abend, als er aus dem Büro zurückkam, berichtete er mir, Lissanetz habe ihn auf seine, P's. Vorstellungen hin, nur mit einer Flut von Schimpfworten überschüttet.

„Es bleibt Ihnen jetzt nur noch die Beschwerde beim C.I.C.“

Schreiben Sie einen Brief! Geben Sie ihn gleich morgen früh ab, dann wird man sehen ..."

Tage vergingen, es kam nichts, weder das Paket noch eine Antwort.

Mein hungriger Zustand versetzte mich in einen Paroxysmus der Wut und Gier. Wo ich ging und stand, dachte ich an das Paket und seinen köstlichen Inhalt, ohne den ich mir einbildete an Nahrungsmangel eingehen zu müssen. Die letzten Monate waren sehr entbehreungsreich gewesen. Noch nie waren wir so unzureichend gepflegt worden. Tagaus tagein gab es die gleiche Brühe aus Eipulver und Sojamehl, die so dünn war, daß sie so gut wie keinen Nährwert besaß. Der gesunde Menschenverstand sagte mir, das Paket sei unterschlagen, gestohlen, geraubt worden. Aber dann gaukelte mir die Phantasie eines latenten Hungerdeliriums seinen Inhalt vor, — Schnitten duftenden Brotes und süße Kuchen. Ich wollte die Hoffnung nicht aufgeben, daß diese Kostbarkeiten mir eines Tages doch noch zuteil werden könnten, obwohl ich mir sagen mußte, der größte Teil sei nun verdorben.

Ach, — nur einmal sich den Magen richtig füllen, sich vollstopfen mit Brot. Brot vor allem! Brotessen, bis man nicht mehr konnte, wie herrlich, wie wunderbar, - mochte es zehnmal verschimmelt sein!

Das Paket kam niemals. Der Brief, den ich an den C.I.C. geschrieben hatte, wurde keiner Antwort für wert gehalten.

„Ihr Paket ist immerhin nicht ganz verloren“, bemerkte eines Abends P. mit verschmitztem Lächeln. „Ich kenne die Gepflogenheiten meines hohen Chefs Lissanetz. Irgendeine seiner Freundinnen hat sicherlich viel Vergnügen an den guten Sachen gehabt, und er hatte ein billiges Brautgeschenk.“

Ich sah P. schief an. Meine Lust, über diese Angelegenheit zu scherzen, war gering. Ein neuer Protestbrief an den C.I.C. ging ab, in dem ich mit sehr deutlichen Worten meine Meinung äußerte - womit die Geschichte meines Paketes im Beweis meiner Naivität endete.

Ich bekam natürlich auch auf diesen Brief keine Antwort.

Ein Hungerstreik

Im März sprach mich im Hof auf einmal jemand in Rumänisch an. Obenhin und ganz von ungefähr hatte ich vernommen, es sei außer mir noch ein Rumäne im Lager. Nun stand er vor mir. Es war der Schriftsteller Virgil Gheorghiu, unser ehemaliger Kultur-Attaché in Agram. Lang, mager und dürr wie ein Zaunstecken, elend, mit gebeugtem Rücken, hatte er gleichwohl den lebhaften Blick seiner schwarzen Knopfaugen bewahrt, die hinter zwei großen runden Brillengläsern unruhig funkelten.

Gheorghiu gab mir viel von meiner guten Laune wieder. Unverhofft stieß ich hier auf eine der amüsantesten Persönlichkeiten Bukarests. Er war ein Prachtexemplar seiner Gattung. Ungeniert, phantasievoll, niemals um Auswege verlegen, hatte er neben- und miteinander die Berufe des Journalisten, Diplomaten, Literaten, Rundfunksprechers und Lokalpolitikers aus Idealismus ausgeübt. Gelegentlich neigte er zu Extravaganzen, aber wahrscheinlich nur, um die Spießbürger zu verblüffen, die sonst seiner im Grunde genommen zurückhaltenden Art nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hätten.

Wir plauderten viel miteinander; nach und nach erzählte er mir seine Odyssee. Zunächst hatte man ihn und seine Frau in dem ehemaligen Truppenübungsplatz Ohrdruf interniert, wo amerikanische Soldaten den Ausdruck „Jemanden bis aufs Hemd ausplündern“ insofern Lügen strafen, als sie den Internierten auch die Hemden stahlen. Als Gheorghiu am Stacheldrahtzaun, der die Männer von den Frauen trennte, seiner Gattin mit der Hand zuwinkte, wurde er vor deren Augen zusammengeschlagen, abgeschleppt und in der Wachbaracke so verprügelt, daß er mehrere Stunden ohnmächtig blieb. Später wurde er von seiner Frau getrennt: er kam hierher ins *Internment Camp 75* Kornwestheim, seine Frau in ein Frauenlager nicht weit von hier bei Ludwigsburg.

Mit der ihm eigenen Listigkeit war es Gheorghiu geglückt,

durch die Hilfe eines deutschen Zahnarztes, der in beiden Lagern arbeitete, mit seiner Gattin in Verbindung zu treten. Der Zahnarzt hatte es, des Risikos wegen, allerdings strikt abgelehnt, Briefe zu befördern, erklärte sich aber bereit, außer mündlichen Botschaften auch Bücher zu vermitteln. Gheorghiu praktizierte die Botschaften an seine Frau entweder in den Buchdeckel, oder er schrieb sie einfach mit spitzem Bleistift zwischen die Zeilen des Textes. Da seine Gattin auf die gleiche Weise antwortete, ergab sich eine recht rege Korrespondenz, aus der wir Einzelheiten über das Leben in den Frauenlagern erfuhren.

Die Frauen waren, genau wie wir, in engen Räumen zusammengepfercht. Eine Frau leidet unter einem derartigen Dasein noch bedeutend schwerer als der in diesen Dingen robustere Mann. Hinzu kamen die öfteren „Inspektionen“ und „Durchsuchungen“, die betrunkene Amis durchführten, wobei in sadistischer Manier an den intimsten weiblichen Körperteilen angeblich versteckte Gegenstände „gesucht“ wurden. Es kam auch vor, daß nächtliche männliche Besucher mit und ohne Uniform in die Schlafsäle eindringen.

Die Frauen in den Lagern waren ganz verschiedener Herkunft. Jugendführerinnen und Mitglieder nationalsozialistischer Wohlfahrtsorganisationen waren ohne Unterschied des Lebensalters oder ihrer parteilichen und gesellschaftlichen Ränge, ebenso sinn- und wahllos festgenommen und irgendwohin verfrachtet worden, wie es bei uns Männern der Fall war. In den kleinen Zimmern eng aufeinanderhockend, sah man die siebzigjährige Bäuerin, Besitzerin eines Erbhofes und Mitarbeiterin beim Reichsnährstand neben der jugendlichen Sekretärin eines einstmals gebietenden Parteifunktionärs, die Gattin eines hohen in- oder ausländischen Diplomaten und die kleine Stenotypistin, die auf irgendeiner unbedeutenden Dienststelle der NSDAP, gelegentlich gearbeitet hatte. Nicht alle dieser Unglücklichen vermochten es, ihre Nerven auf die Dauer im Zaum zu halten. Es gab Ausbrüche von Massenhysterie, Balgereien, die mit dem Zustande brütenden Stumpfsinns abwechselten. Bald traten die ersten Fälle von Nervenzusammenbrüchen auf. Viele Frauen hatten Halluzinationen, redeten ungereimtes Zeug. Nach den Mit-

teilungen von Frau Gheorghiu müssen besonders die Nächte schauerlich gewesen sein - wenn vor Seufzen, Weinen, leisen Klagen und plötzlichen Wutausbrüchen an ruhigen Schlaf nicht zu denken war.

Gheorghiu, den die Mitteilungen seiner Frau maßlos erregten, führte sich wie ein wildes Tier im Käfig auf. Seine ungestüme und zugleich sensible Natur litt unsäglich. Tagaus, tagein schrieb er Briefe an den C.I.C., alle Arten von Denkschriften, Petitionen, Aufrufe und Bitten, die einheitlich darauf abzielten, wenigstens den Grund für seine und vor allem auch seiner Gattin Verhaftung zu erfahren. Selbstverständlich blieb alles ohne jedes Echo.

Der Chef unseres C.I.C., Leutnant Levy, offensichtlich von der Unschuld Gheorghius überzeugt, versprach ihm endlich, alles zu tun, was in seinen Kräften stehe, um ihm und Frau Gheorghiu die Freiheit wiederzugeben. Es scheint sogar, daß Levy tatsächlich mehrmals sich dieserhalb an die C.I.C.-Zentrale in Heidelberg beim Amerikanischen Hauptquartier gewandt hat. Aber dort war man mit anderen Dingen beschäftigt.

Gheorghiu beschloß, seine Taktik zu wechseln. Er schickte dem C.I.C. bzw. dem Leutnant Levy nunmehr Briefe, die von Beleidigungen strotzten, in denen er Rache schnaubte und die Gangstermethoden seiner und seiner Gattin Peiniger anprangerte. Mit allen Einzelheiten zählte er auf, wo und wie oft amerikanische Soldaten und sogar Offiziere sie beraubt, bestohlen und geschlagen hatten. Alles werde er in die Welt hinausschreien, alles, was er selber hatte erdulden müssen oder wovon er und seine Gattin Augenzeugen gewesen waren: die Gewalttätigkeiten, die Morde, die Notzuchtversuche und all' die übrigen Verbrechen. Gheorghiu ging sogar soweit, anzukündigen, er werde sich bei nächster Gelegenheit einer antidemokratischen Widerstandsorganisation anschließen, um den heuchlerischen amerikanischen Terror zu bekämpfen, obschon er niemals mit dem Nationalsozialismus irgendwelche ideologischen Berührungspunkte gehabt habe.

Jedoch Levy stellte sich tot. Entweder nahm er diese Äußerungen ohnmächtigen Zorns nicht tragisch, oder er hatte sich nun auch Gheorghiu gegenüber die Taktik voll zu eigen gemacht,

die die anderen C.I.C.-Angehörigen, vom höchsten bis zum niedrigsten, längst anwendeten - die Taktik, in keiner Weise zu reagieren, die Taktik des Totschweigens. Schließlich kam Gheorghiu auf eine Idee, die er großartig fand.

Einen Hungerstreik hatte noch kein Häftling Kornwestheims probiert und auch sonst war nicht bekannt geworden, daß dies verzweifelte Mittel in irgendeinem Lager versucht worden wäre. Er schrieb also wieder einmal einen Brief an Levy, um ihm anzukündigen, daß er, Gheorghiu, heute über acht Tage in Hungerstreik treten werde, sofern er zu diesem Termin nicht entlassen sei.

Am Abend noch wurde Gheorghiu zur Vernehmung geholt.

„Werden Sie nicht zu ungeduldig“, sagte Levy zu ihm. „Gerade heute früh habe ich Ihretwegen einen neuen Rapport nach Heidelberg geschickt, obwohl ich dazu gar nicht berechtigt bin. Hier ist die Kopie, lesen Sie selbst!“

Gheorghiu blieb unbeugsam:

„Ich werde eine Woche warten und keinen Tag länger. Wenn ich bis dahin nicht in Freiheit bin, weiß ich, was ich zu tun habe.“

Levy verlegte sich aufs Feilschen.

„Warten Sie wenigstens zwei Wochen“, flehte er. „Vor vierzehn Tagen kann keine Antwort auf meinen Rapport da sein.“

„Nichts zu machen“, erwiderte Gheorghiu. „Ich habe eine Woche gesagt!“

Genau zur vorgesehenen Stunde begann unser Bukarester Freund seinen Hungerstreik. Einige seiner Mithäftlinge hielten ihn glattweg für verrückt, als er morgens auf seiner Pritsche liegenblieb und erklärte, nichts mehr essen zu wollen. Die meisten konnten einfach nicht verstehen, wie jemand auf das bißchen Nahrung, das wir bekamen, freiwillig verzichten konnte. Nur ein paar jüngere Leute ermutigten ihn in seinem Vorhaben, erklärten ihn für einen Helden und überreichten ihm als Ehrengeschenk eine Blechdose voll Tabak aus „Kippen“, die sie gesammelt hatten. In unserer damaligen Lage eine wahrhaft fürstliche Gabe!

Gheorghiu hatte mir die Absicht seines Hungerstreiks mitgeteilt, und ich beeilte mich, ihm lebhaft abzuraten, indem ich ihn

darauf hinwies, ein derartiger Schritt werde, meines Erachtens, sein Los keineswegs verbessern. Der örtliche C.I.C., unter dessen Augen er seinen Streik durchführe, könne von sich aus keinerlei Entscheidung treffen. Der Streik ermangele also, um wirksam zu sein, des rechten Zieles und sei schon deshalb zum Scheitern verurteilt, weil er die tatsächlich für seinen Fall zuständigen Stellen überhaupt nicht berühre.

Die bekämen vielleicht einen Bericht durch Levy, aber bei der bekannten apathischen Bummelei höherer amerikanischer Dienststellen sei zu erwarten, daß er, Gheorghiu, längst verhungert sei, ehe man sich höheren Orts zu irgendeiner Entscheidung durchgerungen habe:

„Es ist allenfalls möglich, daß Sie mit ihrer Hungerei irgendein untergeordnetes Büro in Panik stürzen und Ihrem Freunde Levy, der sich tatsächlich für Sie bereits verwendet zu haben scheint, ernsthafte Schwierigkeiten bereiten. Also was haben Sie davon?“

Eine romantisch-scurrile Natur wie Gheorghiu bleibt von solchen Ermahnungen völlig unberührt. Als ich ihn am Abend seines ersten Streiktages aufsuchte, war er voll Vertrauen, rauchte wie ein Türke und sonnte sich im Ruhm eines Nationalheros, den die jungen, heißblütigen kippensammelnden Bewunderer um ihn verbreiteten. Den zweiten Tag überstand er gleichfalls in heiterer Gelassenheit, aber am dritten bekam er eine Nierenkolik und wurde ins Lazarett eingeliefert, wo die Ärzte ihm Spritzen gaben, ohne ihn jedoch von seiner Nahrungsverweigerung abbringen zu können. Gheorghiu hielt stand.

Levy ließ sich stündlich über den Zustand des Kranken berichten. Nach und nach nahm dies Duell zwischen dem Streiker und dem C.I.C. Kornwestheim beunruhigende Formen an, weil offenbar wurde, daß keiner der Kontrahenten nachgeben wollte. Zunächst unternahm Levy einen kindischen Schritt, um Gheorghius Widerstand zu überspielen. Er ließ den protestantischen Geistlichen, der das Lager betreute, kommen, und dieser mußte dem freiwillig hungernden Kranken vorstellen, daß er im Begriff sei, eine schwere Sündenschuld auf sich zu laden, da Gott den Selbstmord in jeder Form verbiete. Gheorghiu erwiderte kühl, er habe

früher der griechisch-orthodoxen Kirche angehört, sei Heide und könne die Ansichten des Herrn Pastors in keiner Weise teilen.

Als letztes verzweifelt Mittel hatte da Levy eine ebenso teuflische wie geniale Idee. Er ließ den Professor Dörflinger, den Leiter des Lazarets, kommen und ersuchte ihn um ein Gutachten darüber, daß Gheorghiu geistesgestört sei. Dörflinger, der glaubte, Gheorghiu damit einen Gefallen zu tun, gab tatsächlich ein entsprechendes Gutachten ab, das nunmehr Levy erlaubte, sich den lästigen Streiker mitsamt der Verantwortung für alle Folgen des Streiks vom Halse zu schaffen, indem er ihn in die psychiatrische Abteilung des Krankenhauses Karlsruhe transportieren ließ. Damit hatte er zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen : Gheorghiu, dessen Beispiel doch vielleicht hätte Schule machen können, war aus dem Lager entfernt und außerdem haftete dem Heros Gheorghiu nunmehr ein leiser Hauch von Verrücktheit und Lächerlichkeit an.

Gheorghiu gab sich nicht geschlagen. Bei seiner Ankunft im Krankenhaus Karlsruhe erklärte er, seinen Hungerstreik fortsetzen zu wollen.

„Warum wollen Sie nichts zu sich nehmen?“ fragte ihn der herkulisch gebaute Wärter, der ihm gerade ein Tablett mit wunderbarem Essen gebracht hatte.

„Ich mache Hungerstreik.“

„Das werden wir ja sehen“, erwiderte der Wärter, der der Meinung war, es mit einem Verrückten zu tun zu haben.

„So komische Vögel wie Dich haben wir hier öfter. Muß ich Dich zwangsweise ernähren?“

Gheorghiu war in einer unmöglichen Situation. Sollte er sich als Verrückter behandeln, in Dauerbäder setzen und mit der Sonde füttern lassen? Schon begann der Wärter sich beziehungsweise die Ärmel hochzukrempeln. Im eigenen wohlverstandenen Interesse mußte Gheorghiu den Beweis zu erbringen versuchen, daß er nicht verrückt, sondern im Vollbesitz seiner Geisteskräfte war. Das konnte nur dadurch geschehen, daß er aß. Seufzend ließ sich Gheorghiu auf den Stuhl nieder und verzehrte die Speisen, die vor ihm standen. Befriedigt ließ sich der Wärter dazu herbei, mit ihm zu plaudern, wie mit einem Vernünftigen.

Nach einigem Hin und Her kamen auch die Großen Zauberer und Medizinmänner des Krankenhauses zu der Überzeugung, daß es sich in Sachen Levy-Gheorghiu um ein abgekartetes Spiel handeln müsse. Worauf Gheorghiu nach vierzehn Tagen wieder im Lager Kornwestheim erschien, mit Halloh und Gelächter begrüßt, denn die Kunde seines Umfalls war ihm schon vorausgeeilt. Dafür hatte Levy gesorgt.

Als ich ihn wiedersah, wäre ich beinahe herausgeplatzt; mit Mühe beherrschte ich mich:

„Na, was sagen Sie nun?“

„Es ist ein Elend! Dieser Schurke Levy. Der hat mich schön drangekriegt, aber das nächste Mal ist die Reihe an ihm.“

Immerhin hatte Gheorghiu die Genugtuung, daß sein Streik nicht ganz vergebens war. Wenn der C.I.C. im Falle Gheorghiu nicht nachgegeben hatte, so war dies vor allem aus Gründen des Prestiges geschehen. Solche lagen im Falle der Gattin Gheorghius nicht vor. Als sie durch den Zahnarzt, der den Boten machte, vom Hungerstreik ihres Mannes erfuhr, erklärte Frau Gheorghiu das gleiche Unternehmen beginnen zu wollen.

Die bloße Ankündigung genügte. Man setzte sie in Freiheit, bevor sie ihre Drohung wahrzumachen brauchte.

Eines Morgens stand sie auf der Straße, entlassen, ohne daß man sich die Mühe einer Erklärung oder Entschuldigung gegeben hätte, genau so sinn- und planlos, wie man sie vor einem Jahr gefangengesetzt hatte.

Das Bewußtsein, seine Frau aus der bestialischen Elendshölle des Frauenlagers Ludwigsburg erlöst zu haben, beruhigte Gheorghiu für eine Weile - so war sein Hungerstreik doch noch von Erfolg gekrönt worden.

„Demokratie“ im Lagerleben

In den ersten Frühlingstagen 1946 röteten sich die blassen Wangen der Gefangenen von Kornwestheim. Daran waren die lauen Sonnenstrahlen einer noch zaghaften Aprilsonne ebenso schuld wie eine leise Hoffnung, die in den Herzen aller aufzukeimen begann.

Zwar schien die Stunde der Entlassung noch immer fern. Dafür sollte es uns endlich gegeben sein, an den Segnungen der Demokratie teilzuhaben. Anscheinend waren die amerikanischen Autoritäten der Ansicht, daß es gefährlich sei, von heute auf morgen, ohne jede Vorsichtsmaßregel, Tausende von verfluchten Nazischweinen ins gleißende Licht der Freiheit zu entlassen, wie sie außerhalb des Stacheldrahtes herrschte. Man mußte diesen Leuten zunächst einmal mindestens die grundlegenden Spielregeln demokratischer Prinzipien beibringen, damit sie die diesen innewohnenden Vorteile bei einer zweckvollen Anwendung kennen lernten.

Es war offenkundig: bisher hatten „die Nazis“ höchst drastisch eine Züchtigung als Strafe für ihre abscheulichen Verirrungen empfangen; nun war die Stunde gekommen, wo man diese hartgesottenen alten Sünder (in den Augen der amerikanischen Führung war das jeder Deutsche, ohne Unterschiede des Lebensalters oder des Geschlechts) mit den überlegenen Werten des Parlamentarismus bekanntmachen mußte.

Demzufolge wurden die Lagerinsassen aufgerufen, eine Selbstverwaltung einzurichten. Künftig sollte es streng demokratisch zugehen, das Lager eine neue Verwaltung bekommen und diese nach den Grundsätzen des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts ins Leben gerufen werden.

Jeder Block sollte seinen „Bürgermeister“ bekommen und an der Spitze des gesamten Lagers ein „Oberbürgermeister“ stehen. Die bisherigen Funktionäre, die Kapos, hatten ändern Platz zu machen. Die neuen Männer aber wurden nicht mehr von der ame-

rikanischen Lagerleitung eingesetzt, sondern in freier, unbeeinflusster Wahl durch das Vertrauen der Häftlinge berufen. Außerdem würde die Lagerverwaltung künftig von zwei „Parlamenten“ überwacht und beaufsichtigt werden. Das kleine Parlament, das nur aus den Block- und Lagerleitern bestand, war als eine Art Oberhaus oder Senat gedacht. Ins große Parlament kamen - außer den Mitgliedern des kleinen - eine Anzahl von aus den Wahlurnen hervorgegangenen „Vertrauensleuten“.

Diese erhabene parlamentarische Maschinerie sollte künftig in der Welt innerhalb unseres Stacheldrahts und der waffenstarrenden Wachtürme den unbeeinflussten Willen des Volkes der Lagerinsassen zum Ausdruck bringen. Der C.I.C. hatte sich lediglich die Richtlinien und die pädagogische Kontrolle vorbehalten.

Diese neuartige „Selbstverwaltung“ hätte ganz gut wirken können, wenn sie nicht nur tierisch ernst, eher vielmehr auch ein wenig humoristisch aufgenommen worden wäre. Sie hätte Gutes bewirken können, wenn sie in den Gefangenen den Spieltrieb weckte, ihre Seelen erheiterte und damit die verkrampten Gemüter entspannte. Leider kam es nicht dazu. Die Mehrzahl der „Wähler“, die da nun so überraschend aufgerufen wurden, als Selbstgestalter ihrer Umwelt aufzutreten, hatten nicht den geringsten politischen Instinkt und noch weniger Sinn für gesunde Selbstironie, die eine der besten Lebenshilfen ist; sie waren zudem durch das politische Durcheinander, dessen Opfer sie einst gewesen und jetzt wieder waren, völlig verstört. Alle diese guten Leutchen, die sonst so friedfertig und recht vernünftig schienen, verwandelten sich mit einem Schlage in einen Haufen entsprungener Narren, als es um sogenannte politische Fragen und ans Wählen ging.

Den „besten“ demokratischen Traditionen getreu, taten sich in allen Winkeln des Camps Kandidaten auf, ein jeglicher mit seiner besonderen und höchst persönlichen Anhängerschaft. Der Wahlkampf setzte stürmisch ein, - mit gegenseitigen Verdächtigungen, Schimpfereien, einer Lawine von Verunglimpfungen und Verleumdungen. Sogar Prügeleien ereigneten sich. Einer beschuldigte den anderen, ein „Verräter“, ein „Faschist“ oder ein „Bolschewik“ zu sein. Versammlungen wurden abgehalten, um

„das Volk aufzuklären“. Berühmte Historiker hielten gelehrte Vorträge über das Funktionieren der demokratischen Einrichtungen in England und Amerika. Das ganze Lager war von Wahlfieber geschüttelt; mancher Insasse fühlte einen erhabenen Schauer, wenn er sich vergegenwärtigte, daß er sich nun wieder „politisch betätigen“ durfte.

Es gab natürlich auch Ausnahmen, Männer, die diesen Rummel ablehnten, ganz abgesehen von den Ausländern, die keine Veranlassung sahen, sich in dies merkwürdige Treiben plötzlich entfesselter demokratischer Regungen einzumischen. Hinzu kam noch die Schar Ängstlicher, die sich scheuten, in irgendeiner Hinsicht hervorzutreten, die um keinen Preis der Welt aufzufallen wollten, weil sie fürchteten, anzuecken und in ein anderes, noch schlimmeres Lager versetzt zu werden.

Aufmerksam beobachtete man die Haltung der wirklichen alten, der echten, in der Wolle gefärbten Nationalsozialisten. Zahlreich waren die unter ihnen, die offen zugaben, was für eine Überzeugung sie gehabt hatten. Aus der damaligen Situation ihres Vaterlandes heraus versuchten sie ihre Einstellung von gestern zu rechtfertigen, nicht ohne eine oft sehr würdige Haltung an den Tag zu legen, indem sie es für vollkommen vertretbar hielten, nationale Sozialisten gewesen zu sein und es für sich selbst sogar zu bleiben. Diese alten Nationalsozialisten echter Prägung ließ man im allgemeinen gelten, meist auch diejenigen, die sich zwar ebenfalls als solche bekannten, aber Fehler und Irrtümer, die begangen worden waren, aufrichtig bereuten und nun jedem Gedanken an die Vergangenheit abgeschworen hatten. Ganz allgemein wurden die einst führenden Nationalsozialisten entweder von der Masse geachtet oder verabscheut, je nach ihrem Verhalten, das sie an den Tag gelegt hatten als sie die Fülle der Macht in Händen hielten.

Recht bemerkenswert war aber doch auch die Zahl ehemaliger Parteimitglieder, die sich als charakterloses Gesindel entpuppten. Je mehr Vorteile sie früher aus ihrer Parteizugehörigkeit gezogen hatten, desto lauter schimpften sie jetzt auf die „Verbrecher“, denen sie „gutgläubig nachgelaufen“ seien. Immer waren sie „eigentlich dagegen“ gewesen, und wenn sie das nicht offen

hatten zeigen können, so lag das an dem furchtbaren Terror, unter dem sie angeblich innerlich „bitter gelitten“ haben. Ach, wenn sie gewußt hätten ... !

Ihre gutgespielte Entrüstung war wirklich hübsch anzusehen. Sie legten sie mit einem unermüdlichen Eifer, voll zornbebenendem Schwung an den Tag und lieferten so den handgreiflichen Beweis dafür, daß sie nie etwas anderes gewesen waren, sein wollten und jemals sein würden als glühende und überzeugte Demokraten. Diese Konjunkturritter bildeten eine zahlenmäßig starke Gruppe. Und weil sie allein sich bemerkbar machen konnten, hatten sie auch die besten Aussichten, nach den Spielregeln des Parlamentarismus die neue „Selbstverwaltung“ des Lagers maßgeblich zu beeinflussen.

Unter den Kandidaten gab es noch andere Kategorien. Da waren die „Unschuldigen“, die, die „von nichts gewußt hatten“, die Projektmacher und jene, die von den eigenen Kameraden als „Spinner“ bezeichnet wurden. Aber ihre kleinen Häuflein vermochten das Wahlergebnis, das sich deutlich dem Block der Opportunisten zuneigte, kaum zu beeinflussen.

Vielleicht wäre es, dieser Vorbelastungen ungeachtet, dennoch möglich gewesen, mittels der Wahl etwas Sinnvolles zustande zu bringen, hätte sich nicht ein Gespenst erhoben, das man seit Jahrhunderten gebannt glaubte: der Religionskrieg.

Tatsächlich war die politische Begeisterung, in die ein Teil der Häftlinge verfallen war, eine vergleichsweise harmlose Angelegenheit, verglichen mit der überschäumenden religiösen Ekstase, die viele von ihnen durchschüttelte. So wie sich ehemals nazistische Gemüter der Demokratie brünstig öffneten, so waren nun auf einmal die Offenbarungen aller christlichen Bekenntnisse ein Gegenstand heißesten Seelenverlangens. Mancher ehemalige „Nazi“ fragte sich zerknirscht, wie er sich hatte vom rechten Weg des Glaubens abbringen lassen können; nun schwor er der Philosophie Alfred Rosenbergs, der bekenntnislosen Gottgläubigkeit und dem Unitarismus wieder ab, die eine Zeitlang große Mode gewesen waren. Wie verirrte Schafe beeilten sie sich, unter dem Druck gefahrdrohender Ereignisse erneut zur großen Herde zu stoßen und strömten den weit geöffneten Pforten

des Katholizismus, der Protestantischen Kirche oder einer der Sekten zu.

Die Handvoll Priester, die im Lager zugelassen waren, sahen sich genötigt, eine Messe um die andere zu lesen, auf den Höfen, im Freien, in den Blocks und sogar in den Schlafsälen. Das ging den ganzen Tag über mit Beichten, Bibelstunden, Segenspenden und Abendmahlausteilen. Die frommen Lesekränzchen, die Betgemeinschaften waren nicht mehr zu zählen, und es gab eine Menge reumütiger Abtrünniger, die sich von morgens bis abends nur noch erbaulicher Gespräche befleißigten und kein profanes Wort über ihre Lippen brachten. Weil dies alles noch nicht genug schien, nahm man besondere Gebetsstunden ins Tagesprogramm auf, die block- und sogar zimmerweise exekutiert wurden. Von früh bis spät in die Nacht hinein hörte man irgendwo im Lager irgendjemanden einen Choral anstimmen, in den eine Anzahl Begeisterter einfielen. Manchmal hatte man das Gefühl, man schreibe 1912 und sitze auf der „Titanic“, als die Passagiere ohne Unterschied der Rasse und der Konfession, Gläubige und Ungläubige, in Todesnöten ihre frommen Gesänge anstimmten, indeß das stolze, für unsinkbar gehaltene Schiff langsam in den Fluten unterging.

Katholiken und Protestanten führten einen scharfen Konkurrenzkampf. Die katholischen Priester versuchten, die große Masse der Unentschlossenen zu sich herüberzuziehen, und die protestantischen Geistlichen taten dasselbe. Religiöse Arbeitsgemeinschaften entstanden hüben und drüben, auf die Vorschläge einiger besonders gerissener Konjunkturathleten hin, die ihre Frömmigkeit in ein besonderes Licht stellen wollten. Denn sie hofften, die Früchte ihrer Frömmigkeit vor allem auf dem Felde der Politik und - wer weiß? - vielleicht sogar in Gestalt einer vorzeitigen Entlassung pflücken zu können. Vor allem kam es jetzt darauf an, Beweise für die erfolgte aufrichtige Bekehrung zur Demokratie beizubringen, und die religiöse Inbrunst war in den Augen vieler das handfeste Zeugnis einer solchen.

So war denn die Atmosphäre höchst gespannt, als der Tag der Wahlen kam, die uns zwei Parlamente, Oberbürgermeister, Bürgermeister, neue Blockchefs und Vertrauensleute bescheren sollten.

Von den alten Kapos wurde keiner gewählt. Den ganzen Wahlkampf hindurch waren sie der Korruption, der Unterschlagung von Lebensmitteln zu Gunsten des Schwarzen Marktes und, weiß Gott, noch welcher anderen Schandtaten bezichtigt worden, wobei allgemein angenommen wurde, daß sie insbesondere mit dem amerikanischen Intendanturpersonal unter einer Decke steckten. Der gerechte Unwille des Volkes fegte sie also hinweg. An ihre Stelle traten Gewählte, die „wenigstens unsere Leute sind“.

Die Hoffnungen des Lagervolkes wurden grausam enttäuscht. Die Nahrung wurde nach den Wahlen schlechter und geringer als sie es vordem gewesen war. Die beiden Parlamente, das große und das kleine, wurden beschleunigt einberufen, um Abhilfe zu schaffen. Man machte dort düstere Andeutungen über skandalöse Unterschleife in der Intendantur und in den Küchen, wo unser neuer „Oberbürgermeister“ seine Vertrauensleute sitzen hatte. Es schien, als würden auch die Ärzte des Lazarets reichlich bedient. Sofortige Abberufung der Verantwortlichen wurde mit markigen Worten gefordert. Aber der amerikanische Lagerkommandant war der Meinung, daß diese Scherze nun ihre Zeit gedauert hätten, und da er der Ansicht zu sein schien, die Häftlinge mischten sich in Dinge, die sie nichts angingen, verbat er sich kurzerhand derartige Erörterungen ein für allemal.

Seitdem beleißigten sich die Parlamentarier bei den Debatten einer klugen Zurückhaltung, zumal an den Sitzungen jedesmal ein Offizier des C.I.C. teilnahm, der sich offenbar ein bißchen erheitern wollte. So versackte denn die politische Begeisterung sehr rasch im Marasmus des Alltags-Lagerlebens mit seinem Schmutz und Hunger.

*

Die Wahlergebnisse hatten unerwartete Rückwirkungen für die Insassen unseres Zimmers 304 und auch für die Bewohner von 308, die alten Kapos. Letztere wurden von den Vertrauensleuten der Vetternwirtschaft geziehen, weil sie einige Freunde in diesen Zimmern untergebracht hatten, wo man nicht ganz so eng aneinandergedrückt war wie in den anderen Räumen. Die neuge-

wählten Vertrauensleute erschienen eines Abends kurz vor der Nachtruhe, bewaffnet mit improvisierten, aber gleichwohl ge-
eichten Meterstäben, um genau den Kubikmeterinhalt Luft zu
vermessen, den jeder von uns zur Verfügung hatte. Es stellte
sich heraus, daß die Zimmer 304 und 308 glattweg ihren Insas-
sen mehr atembaren Lebensraum boten, als der großen Masse
des gewöhnlichen Lagervolkes zur Verfügung stand. Ein Zu-
stand, der sich mit demokratischen Grundsätzen nur dann ver-
einbaren ließ, wenn seine Nutznießer nicht die alten Kapos, son-
dern die Neugewählten waren.

Infolgedessen forderte man die Insassen von 304 auf, unverzüg-
lich ihre Plätze zugunsten der aus den Wahlurnen hervorgegan-
genen Kapos zu räumen. Um sie dafür zu bestrafen, daß sie lan-
ge Monate hindurch sich erfrecht hatten, mehr Luft zu atmen als
das ordinäre Fußvolk, stopfte man sie in 308 zu denen, die
schon drin waren. Sogar drei „Neue“ kamen hinzu, weil sonst
der Kubikmeterdurchschnitt des Lagers nicht erreicht war. Es
erschieden: der ehemalige bulgarische Minister Rogozaroff und
zwei alte Bekannte, der kroatische General von Dessovic und
der slowakische Oberst Androvich. Von den alten Insassen des
Zimmers 304 durfte nur der einarmige Müller bleiben.

*

Unsere neue Wohnung war ein Raum von zweieinhalb zu fünf
Meter Grundfläche. Acht Menschen bewohnten ihn: Rogo-
zaroff, von Dessovic, Androvich, D., Höger, ein ehemaliger Po-
lizeikommandant, P., Dr. B. und ich. Ungeachtet der räumlichen
Enge, war die Atmosphäre nicht unangenehm.

Die Stunden vergingen oft rasch. Wir politisierten und philoso-
phierten und vergaßen durch diese Art der Unterhaltung die er-
bärmlichen Zustände, die um uns herum herrschten. Die Anwe-
senheit verschiedener Ausländer war dabei ein wichtiger Faktor,
denn er erweiterte den allgemeinen Horizont. Rogozaroff hatte
die Sechzig stark überschritten; er war weitaus der Älteste von
uns, sehr ruhig und gesetzt. Er war am Kriegsende Leiter der
Arbeitsfront in Bulgarien gewesen, und es war ihm

gelingen, sein Vaterland als Flüchtling zu verlassen, bevor die Russen kamen und der bulgarische Kommunismus sein blutiges Haupt erhob. In Deutschland hatte er geglaubt, zusammen mit dem ehemaligen Ministerpräsidenten Tzankoff eine Widerstandsbewegung gegen die kommunistische Bedrückung Bulgariens ins Leben rufen zu können. Seine Frau hatte in Füssen ein notdürftiges Unterkommen gefunden, sein knapp achtzehnjähriger Junge war gleichfalls in einem amerikanischen Lager interniert. In Bulgarien hatten ihn die Kommunisten in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Dies alles drückte ihn nicht so sehr nieder als die Tatsache, daß sein Volk nun völlig in die Hand des Kommunismus gefallen war. Er war überzeugt, daß durch die Gewalt der Umstände sich über kurz oder lang eine Weltkoalition gegen den Bolschewismus bilden werde und bilden müsse, deren Begründung er als die Lebensfrage für alle Völker, die frei sein wollten, bezeichnete:

„Die Stunde für die Freiheit ist noch nicht gekommen, denn Europa ist zu schwach geworden, um sich in einer großen und allgemeinen Aktion gegen den Bolschewismus wappnen zu können. Es wird noch vieler Anstrengungen bedürfen.“

Und er hörte nicht auf, mit ruhiger Stimme die Albernheit und Kurzsichtigkeit der Amerikaner zu beklagen, die durch ihre Politik wieder einmal alle Zukunftskeime einer europäischen Entwicklung zerstörten.

„Es sind das die unausbleiblichen Folgen ihrer Phrasen und ihrer Verlogenheit“, warf Dessovic ein. „Nun sehen wir die Ergebnisse der amerikanischen Heuchelei und ihres Pharisäertums. Um Deutschland und den ‚Nazismus‘ zu vernichten und sich des russischen Bundesgenossen zu versichern, mußten sie einerseits die Deutschen als Verbrecher hinstellen, andererseits den verbrecherischen Kommunismus beschönigen und Stalin entlasten. Er ist schließlich zum ‚guten Onkel Joe‘ avanciert. Die amerikanische Propaganda hat nicht nur den Bolschewismus verniedlicht und reingewaschen, sondern darüber hinaus in lächerlicher Weise die russischen Helden gefeiert, die in den ‚vom Faschismus unterdrückten Ländern‘ angeblich als Befreier aufgetreten sind. Die Russen, die auf diese Weise in eine poli-

tisch außerordentlich starke Position gelangt sind, verlangen jetzt die Einlösung der Wechsel, die man so großzügig zu ihren Gunsten in Umlauf gebracht hat. Sie wären ja auch dumm, wenn sie es nicht täten! Und wie würden die amerikanischen und englischen Staatsmänner vor ihren Völkern dastehen, wenn sie auf einmal erklären wollten, sie hätten nun erkannt, daß der Bolschewismus des guten Onkel Joe für die Demokratie genau so gefährlich sei wie der ‚Nazismus‘, gegen den man diesen wundervollen Kreuzzug geführt und für dessen Vernichtung man Millionen Deutsche, Frauen und Kinder, umgebracht hat? Der Mann auf der Straße in Minnesota, Bordeaux oder Bath würde sich dann ja Gedanken darüber machen, ob das ‚nazistische Ungeheuer‘ wirklich so rabenschwarz war, wie man es ihm dargestellt hatte, oder ob es vielleicht doch nicht ganz so verwerflich gewesen sei wie der Bolschewismus, den man ihm nun als Abschaum der Menschheit vorführt. Auf solche Ideengänge darf aber die große Masse erst gar nicht kommen, denn das könnte für die Manager des Kreuzfahrtums eine böse Sache werden."

Androvich brütete in dumpfem Zorn schweigend vor sich hin. Innerlich tobte es in ihm, weil er keine Möglichkeit sah, aus seiner ausweglosen und absurden Lage herauszukommen. Mehrfach schon hatte er Gesuche geschrieben, man möge ihn an seine Heimatbehörden ausliefern, weil er um jeden Preis aus diesem Lager heraus wollte. Antworten hatte er natürlich keine erhalten.

Die Deutschen, die mit uns lebten, verbrachten in nicht unerheblicher Zahl einen großen Teil ihrer Zeit damit, ihre früheren Führer und Vorgesetzten und auch sich gegenseitig anzuschwärzen. Das war nicht immer erbaulich anzuhören! Besonders B. schimpfte hemmungslos auf alle „Nazis“, von Hitler bis auf den kleinsten Zellenleiter hinunter. D. war gemäßigter; er verfluchte einige der einstigen Größen, hauptsächlich seinen ehemaligen unmittelbaren Chef, den Reichsernährungs-Staatssekretär Backe, ließ aber die übrigen gelten und behauptete sogar, für verschiedene, zum Beispiel den später in Nürnberg gehenkten Reichsinnenminister Dr. Frick, sehr viel Hochachtung zu haben. Geradezu witzig war, daß B. ebenso wie D., die beide

behaupteten, sie hätten ihre Ämter niedergelegt, weil sie vom Nationalsozialismus genug hatten und die Katastrophe kommen sahen, einer hinter dem Rücken des anderen sich gegenseitig beschuldigten, aus ganz anderen Gründen um ihre Ämter gekommen zu sein; angeblich war es so, daß sie ihre Stellungen nicht länger halten können, teils wegen Unfähigkeit, teils wegen nachgewiesener Unregelmäßigkeiten.

Ihr Fall wiederholte sich im Lager hundertfach. Leider gab es viele, die, obwohl sie vom Regime nie genug Vorteile hatten einheimen können, nun im Unglück in widerlichster Weise auf alles schimpften, was ihnen jahrelang wert und teuer gewesen war. Mit Argusaugen suchten sie jeden Vorteil zu erspähen, der ihr Renegatentum und ihre Gesinnungslumperei bezahlt machen könnte, und eifersüchtig beobachteten sie sich gegenseitig, wer wohl das Rennen um die Gunst der neuen Machthaber gewinnen werde, indem er möglichst viel Schmutz auf seine alten Ideale häufte und der Ehre seines Volkes in Gesicht spie.

Rogozaroff war über derartige Charakterlosigkeiten entsetzt und empört. Ich war duldsamer. Dem Nationalsozialismus ist es genau so wie anderen revolutionären Bewegungen ergangen: die allgemeine menschliche Unzulänglichkeit bringt es mit sich, daß überall auf einen begeisterten Mitarbeiter an einer Sache mindestens zehn Opportunisten kommen. Der Nationalsozialismus hatte einerseits sehr viele ideale Mitstreiter um sich sammeln können - das war seine Stärke gegenüber dem fast nur von materiellen Interessen bewegten Liberalismus; es gab andererseits eine mit den nationalsozialistischen Erfolgen wachsende Schar von Nutznießern und kaltschnäuzigen Strebern - das war seine tödliche Schwäche.

„Das mag richtig sein“, rief Rogozaroff voller Unwille, „aber wie können einige dieser Leute sich jetzt rühmen, daß sie dem Regime Widerstand geleistet haben, indem sie nicht nur Hochverrat trieben, was von ihrem Standpunkte aus vielleicht vertretbar gewesen sein mag, sondern Landesverrat, Verrat an ihrem Volke, und das schon zu einer Zeit, wo man von nationalsozialistischen Exzessen überhaupt noch nicht sprechen konnte? Und wie verträgt es sich mit der Ehre dieser Herrschaften, daß sie,

trotz ihrer Haßgefühle gegenüber dem ‚Tyranen‘ dessen Gunstbezeugungen und die hohen Gehälter des Systems gern entgegennahmen? Hatten diese Leute denn gar nicht das Gefühl, Verrat zu begehen, und haben sie jetzt nicht das Empfinden, ausgemachte Lumpen zusein? Gewiß, Verräter gibt es immer und überall. Aber daß man sich seiner Schuftigkeiten rühmt und sich gegenseitig den Ruhm, der größte Verräter gewesen zu sein, streitig macht, übersteigt mein Begriffsvermögen."

Dessovic meinte abschließend:

„Sehen Sie sich die Verhandlungen vor dem Tribunal in Nürnberg an. Sogar von diesen Säulen des Systems waren einige im Kern verfault. Was soll man zu einem Speer sagen, der sich jetzt rühmt, sein Staatsoberhaupt, das ihn mit Ehren und Vorteilen überhäufte, habe vergiften wollen, oder von einem Schirach, der nun Reue darüber mimt, daß er ‚einem Verbrecher gedient‘ habe. Merkwürdig, daß gewisse Herren so gar keinen Sinn für das wenig Herrenmäßige ihrer Haltung haben! Wenn es schon dem autoritären nationalen Sozialismus nicht gelungen ist, eine genügende Zahl von Elitenaturen um sich zu scharen, wie soll es der parlamentarischen Demokratie gelingen, mit ihren nach unten nivellierenden Tendenzen, die ihr ihrer Natur nach nun einmal anhaften? In dieser Hinsicht kann man nur mit Besorgnis in die Zukunft blicken."

„Ach, wir Armen." Verträumt murmelte ich Belinoffs beliebte Floskel vor mich hin, die nun außer mir niemand mehr verstand.

Die leichten und die schweren Fälle

Anfang Juni 1946 erging der Befehl zur Aufstellung einer Liste aller Ausländer. Dann wurde eine Namensliste aller Generale, nach Nationalitäten getrennt, angefordert. Seit langem schenkten wir solchen Anforderungen keine Beachtung mehr. Dutzende von Listen hatten wir schon ausgefüllt, ohne daß das Geringste erfolgt war.

Diesmal war es anders:

Es dauerte keine zwei Tage, und der Abtransport aller in Kornwestheim einsitzenden Ausländer nach Darmstadt begann.

Als er innerhalb acht Tagen durchgeführt war, blieben zurück: Rogozaroff, ein anderer Bulgare, Virgil Gheorghiu und ich. Voller Bangen fragten wir uns, warum gerade wir nicht nach Darmstadt kamen.

Die Amerikaner haben eine eigene Logik. Sie ist von der europäischen grundverschieden. Wenn es dafür noch eines Beweises bedurfte, so wurde er durch die Tatsache geliefert, daß die drei mit mir Zurückgebliebenen eine Woche später als „Einzelreisende“ doch nach Darmstadt in Marsch gesetzt worden sind. Für mich sollte eine andere Gegend bestimmt sein.

Am 17. Juni wurde ich in Gesellschaft von sieben deutschen Generalen ins „Lager für höhere Stabsoffiziere Neu-Ulm“ in Marsch gesetzt. Wieder einmal klaubte ich meine paar Habseligkeiten zusammen und bestieg einen maschinenpistolengesicherten Lastkraftwagen. Herzlich verabschiedete ich mich von den Gefährten gemeinsamen Unglücks.

Ich verließ Kornwestheim ohne Bedauern - nach acht Monaten, die ich solange ich lebe nicht mehr vergessen werde.

*

Weder bei meiner Abfahrt von Kornwestheim noch anlässlich der Ankunft in Neu-Ulm wurde mein Gepäck kontrolliert.

Immerhin ein Fortschritt, der sich vielleicht dadurch erklären läßt, daß es sich in den zuständigen Kreisen herumgesprochen haben mochte, von den schon so oft gefilzten Internierten sei doch nichts mehr zu holen.

Das Lager Neu-Ulm war in einer Artilleriekaserne untergebracht. Etwa sechshundert deutsche Generale saßen dort, außerdem zwei SS-Kompanien, die den Innendienst machten. Dann gab es da noch den Stab eines amerikanischen Infanteriebataillons und eine kleine Wacheinheit. Diese Zahlen geben einen Begriff von den gegenüber Kornwestheim wesentlich günstigeren Lebensbedingungen. Hier in Neu-Ulm beherbergte ein Kasernenblock knapp dreihundert Insassen, während es in Kornwestheim über 1500 gewesen waren.

Zunächst hatte ich das herrliche Gefühl, auf einem unbekanntem paradiesischen Planeten gelandet zu sein. Weite Räume, freie Flächen, eine Lebensweise, deren ich mich seit langem entwöhnt hatte, die überall herrschende wohltuende Ruhe, - dies alles bildete einen geradezu verblüffenden Gegensatz zum Durcheinander, der Enge und dem unvermeidlichen Radau, der in Kornwestheim die tägliche Regel gewesen war.

Der Raum, in den ich nach kurzen, korrekten Aufnahmeformalitäten durch einen deutschen SS-Mann als Ordonnanz geführt wurde, war nur von fünf Personen belegt: den Fliegergeneralen Weidinger und Hertel, dem Generalrichter Röder, einem Generalmajor Krepel und dem Fallschirmjärgeneral Lothar Schulz. Das Zimmer war geräumig und zureichend ausgestattet; jeder von uns hatte ein bequemes Bett. Ich traute meinen Augen nicht! Als ich meine Zimmergenossen über die „miserablen Bedingungen“ klagen hörte, unter denen sie zu vegetieren gezwungen seien, brach ich in schallendes Gelächter aus.

Allerdings waren die Klagen nicht unberechtigt, wenn man die Bestimmungen der Genfer Konvention über die Behandlung von Kriegsgefangenen als Maßstab anlegte. Danach stand einem General ein Einzelzimmer zu, allenfalls war es erlaubt, ihm noch einen Zimmergenossen beizugeben; im übrigen sollten kriegsgefangenen Offizieren, abgesehen vom Freiheitsentzug, die glei-

chen Lebensbedingungen gewährt werden, wie sie den Dienstgraden gleichen Ranges bei der gegnerischen Armee, im vorliegenden Falle also der amerikanischen, zustanden. Unwillkürlich stellte ich mir die unbändige Heiterkeit vor, die ausbrechen würde, wenn man die Innehaltung dieser Bestimmungen der Genfer Konvention von den Amerikanern gefordert hätte, Bestimmungen, von denen sie wahrscheinlich nie etwas gehört hatten, obwohl auch die USA der Genfer Konvention beigetreten und völkerrechtlich an sie gebunden waren.

Die Behandlung der Generale in Neu-Ulm entsprach dieser Konvention in keiner Hinsicht. Insofern waren die Klagen der deutschen hohen Offiziere durchaus berechtigt. Für mich jedoch, der ich meine Erfahrungen mit den amerikanischen Methoden der Gefangenenbehandlung hatte, galt hier nicht der absolute Rechtsstandpunkt; relativ war das Häftlingsleben der deutschen Generale, an dem ich nunmehr teilhatte, durchaus erträglich. Die Ernährung war schmackhaft und genügend, es fanden regelmäßige Verteilungen von Rauchwaren statt, und auch an den notwendigsten Gegenständen zur Körperpflege herrschte kein Mangel. Jeder durfte wöchentlich einen Brief und eine Postkarte schreiben, einmal im Monat ein Päckchen verschicken, und der Empfang von Post war praktisch nicht beschränkt. Peinlich waren nur die Pannen, die sich immer wieder ergaben.

Als ich ins Lager kam, war der Kommandant ein Leutnant Ansell. Unter dem Verwände, er habe nicht genug Personal für die Briefzensur, schickte er unsere gesamte Korrespondenz nach München, wo sie wochen-, oft sogar monatelang herumlag, ohne daß man auch nur einen Blick auf sie geworfen hätte. Gewöhnlich kamen die Postsäcke nach einem Vierteljahr uneröffnet wieder zurück, mit dem Befehl, die Zensur müsse in Neu-Ulm und dürfe nicht in München durchgeführt werden. Worauf dann unsere Post mit entsprechender Verzögerung nach und nach in Marsch gesetzt wurde.

Es ging schon gegen den Herbst. Generaloberst von Lindemann, der dienstälteste Deutsche im Lager - Generalfeldmarschall von Kückler hatte ihm wegen Krankheit diese Funktion abgetreten - kündigte den Besuch eines Schweizer Offiziers als

Delegierten des Internationalen Roten Kreuzes an. Lindemann setzte viel Hoffnungen auf die Ankunft dieses Herrn, dem er eine Reihe von Beschwerden vortragen wollte: die unglaubliche Handhabung und Verschleppung der Postzensur, die dauernde Unterschlagung von für uns bestimmten Lebensmitteln, der Diebstahl unserer Uhren und anderer Wertgegenstände, - alles Dinge, die sich mit der Genfer Konvention kaum in Einklang bringen lassen. Mit Spannung erwarteten wir alle das Ergebnis der Unterhaltung, die Lindemann mit dem Schweizer unter vier Augen hatte. Es war mager und enttäuschend genug.

Der schweizer Herr erklärte rund heraus, er könne nichts tun, da die höchsten amerikanischen Dienststellen sich weigerten, die Genfer Konvention in Deutschland anzuerkennen. Wir seien keine regulären Kriegsgefangenen, sondern verdächtige Kriminelle, die sich bis zur Klärung der Sachlage in einer Art Untersuchungshaft befänden. Infolgedessen war es dem Internationalen Roten Kreuz nur ganz ausnahmsweise gestattet worden, die Inspektion bei uns, dem verhältnismäßig erträglichen Offizierslager zu unternehmen; in die Elendslager wie etwa Heilbronn, wo die Insassen täglich zu Dutzenden an Entkräftung starben, ließ man niemanden hineinsehen.

Unsere Klagen und Beschwerden verhallten also ungehört. Der internationale Delegierte sprach darüber selbst sein Bedauern aus. Er durfte die ihm berichteten Mißstände nicht einmal protokollarisch festhalten; nur solche Mißbräuche, die er als Augenzeuge selbst erlebte, konnte er aktenkundig machen. Das Einzige, was der schweizer Herr versprechen konnte, war, daß er versuchen werde, unsere Postverhältnisse zu bessern.

Bei allen sechshundert in Neu-Ulm internierten Generalen hinterließ der Rote-Kreuz-Delegierte den Eindruck eines persönlich biederem und wohlwollenden Mannes, der aber längst erkannt hatte, wie sehr alle Bemühungen, gegen die internationale Morgenthaulinie anzugehen, zum Scheitern verurteilt waren.

Unbestreitbar war die persönliche Atmosphäre in Neu-Ulm sehr viel besser als in Kornwestheim. Hier benahmen sich die Internierten durchwegs zurückhaltend und würdig. Fast alle bekannten freimütig die Fehler und Schwächen des national-

sozialistischen Staates, dem sie gedient hatten, ohne jedoch deshalb zu vergessen, daß sie Deutsche waren.

Natürlich gab es einige Ausnahmen. Man erzählte mir von einigen Generalen, die sich als Denunzianten betätigt und von anderen, die sich kriecherisch an die Amerikaner angehängt hatten. Die Amerikaner selbst hatten diesen Speichelleckern bald die kalte Schulter gezeigt, und im Lager machten die ändern einen großen Bogen um sie. Die Verachtung ihnen gegenüber war allgemein.

Die überwiegende Mehrheit der internierten Generale enthielt sich jeglicher politischen Betätigung.

Je schärfer profiliert die Generale waren, je größere Proben von militärischem Können, Charakterstärke und Umsicht sie im aktiven Dienst an den Tag gelegt hatten, desto weniger schienen sie geneigt, in die Niederungen der Tagespolitik herabzusteigen. Sie fühlten wohl, daß das parteipolitische Gezänk, das nun wieder große Mode geworden war, kaum geeignet sein konnte, das niedere Niveau des öffentlichen und privaten Lebens im besetzten Deutschland zu heben.

*

Alle Generale verspürten dagegen den gebieterischen Drang, sich zu beschäftigen, noch irgendetwas zu lernen oder mindestens ihre Zeit mit nützlichen Dingen auszufüllen. Viele unter ihnen, die teilweise die Sechzig längst überschritten hatten, widmeten sich hingebungsvoll allerlei Sprachstudien, wobei Englisch die meisten Schüler hatte, nachdem - erstes äußeres Zeichen der erkaltenden Freundschaft mit den Sowjets - das Abhalten russischer Sprachkurse verboten worden war. Da konnte man die alten Herren den ganzen Tag über fleißig büffeln sehen; sie hörten sich gegenseitig die Vokabeln ab und bedienten sich eigenartiger Wörterbücher, die sie sich selber aus altem braunem Packpapier zurechtgeschnitten hatten. Es gab auch Handfertigkeitskurse, Kurse für Buchhaltung, Handelskorrespondenz, Konstruktionszeichnen und alles mögliche andere; einige versuchten sich sogar als Schreiner und Maurer.

Wie ich in Gesprächen feststellen konnte, hatte dieser Lerneifer einen realen Hintergrund. Gleich vielen Gefangenen in anderen Lagern und Tausenden von Deutschen in der Freiheit, hatten die Generale überwiegend den Wunsch auszuwandern. Das Ziel ihrer Sehnsüchte war insbesondere Südamerika. Hätten alle, die damals auszuwandern wünschten, die Möglichkeiten und die Mittel dazu gehabt, wäre Westdeutschland ums Jahr 1947 so ziemlich von Menschen entblößt gewesen. Dieser Kollektivwunsch, dem zusammengebrochenen Reich den Rücken zu kehren, war ein Beweis der allgemeinen Hoffnungslosigkeit; niemand glaubte, daß in absehbarer Zeit im besetzten Deutschland mit einigermaßen normalen Zuständen gerechnet werden könne.

Jedem Zimmer war ein Stück des hinter den Kasernenblocks gelegenen Landes zugeteilt worden, und durch den Fleiß der hohen Offiziere war dort ein riesiger Gemüsegarten entstanden. Die dadurch ermöglichte Kostaufbesserung durch Karotten, Salat, Radieschen und Zwiebeln war hochwillkommen. Auch Blumen wurden gezogen, mit denen wir unsere Tische schmückten. Die dafür aufgewendete Arbeit war um so höher zu veranschlagen, als es an ordentlichen Gartengeräten mangelte. Die Amerikaner betrachteten einen Spaten oder gar eine Hacke als ein gefährliches Werkzeug.

Natürlich war auch der Besitz irgendeines messerähnlichen Gebildes streng verboten. Jedermann besaß trotzdem irgendein mehr oder weniger abenteuerliches Schneideinstrument, das man immer gut verstecken mußte, um es den hie und da stattfindenden Revisionen zu entziehen.

Unter Mitwirkung der zwei SS-Kompanien mit ihren prächtigen Männern, die im Lager als Ordonanzen und Innendiensttuer beschäftigt waren, veranstalteten wir häufig musikalische Abende. Theaterstücke und ganze Revuen wurden inszeniert, die auf einer beachtlichen Höhe standen, wenn man die einfachen Mittel berücksichtigt, über die wir verfügten. Häufig erschienen bei diesen Veranstaltungen amerikanische Soldaten und Offiziere als zuschauende Gäste und kargten nicht mit ihrem Beifall.

*

Zu unserer großen Freude und Erleichterung wurde Leutnant Ancell, der bisherige Kommandant des Lagers, endlich abgelöst. Er verschwand und machte einem Hauptmann von gutem Aussehen und militärisch korrekter Haltung Platz; er war aktiver Offizier, zeigte viel Verständnis für unsere Lage und hatte sogar Anfälle von ausgesprochenem Wohlwollen. Mit einem Schlag kam Ordnung in unseren Postbetrieb. Unglücklicherweise wurde dieser wackere Hauptmann schon nach drei Wochen durch einen Major ersetzt, was uns sehr erstaunte; bisher hatten wir noch nie einen Stabsoffizier im Lager erlebt. Wie wir später erfuhren, hatte das gute Gründe. Unsere Wachmannschaft unterstand der 9. Amerikanischen Infanteriedivision, und deren Kommandeur war über die wachsende Disziplinlosigkeit seiner Untergebenen nachgerade doch beunruhigt. Wir hatten das Benehmen unserer Bewacher mehr von der humorvollen Seite genommen, wenn auch zuzugeben ist, daß in der letzten Zeit gewisse Grenzen überschritten schienen. Zumal die Nächte waren schlimm. Die Wachen auf den Türmen waren entweder betrunken, oder sie hatten ihr bißchen Verstand verloren. Stundenlang heulten sie, wieherten und gröhlten. Dann ahmten sie mit mehr oder weniger Geschick alle Tierstimmen nach - vom Schweinegrunzen bis zum Löwengebrüll - und unterbrachen sich darin nur, um einige Schüsse in die Gegend abzugeben, was allemal eine ganz unbändige Heiterkeit verursachte.

Diese kraftstrotzenden, wohlgenährten Burschen wußten entschieden nicht, was sie mit ihrem Temperamentüberschuß anfangen sollten. Niemand bekümmerte sich um sie, weder in militärischer noch in sonst irgendeiner Hinsicht. Hie und da, aber selten genug, scharte ein gewissenhafterer Sergeant eine Handvoll dieser ungebärdigen Knaben um sich, um mit ihnen Exerzierübungen zu veranstalten. Dann hatten sechshundert deutsche Generale das verschmitzte Vergnügen, sich an den militärischen Evolutionen dieser jugendlichen Kreuzfahrer Onkel Sams zu weiden. Das ironische Lächeln in den Mundwinkeln der alten Truppenführer blieb höheren Orts bei der Lagerleitung nicht unbemerkt. Es wurde daraufhin den Generalen der Aufenthalt auf dem Kasernenhof verboten, solange das Fußexerzieren dauerte.

Hinter meinem Block lag die Messe der amerikanischen Herren Soldaten. Wir konnten sie gut sehen. Komfortabel saßen sie in reizend eingerichteten Lokalitäten an weißgedeckten, silberbeschwertem Tischen - natürlich alles beste Requisitionsware - und vertilgten bei meist nicht ganz vollkommenen Tischmanieren ungeheuerliche Quantitäten wahrhaft pantagruelischer Mähler. Nachdem sie sich ausgiebig gestärkt hatten, stopften sie ihre Taschen mit Konfekt, Apfelsinen und kalifornischen Äpfeln voll. Das waren die kleinen Geschenke für die „Fräuleins“ — die am Kasernentor auf sie warteten.

*

Der neue Lagerkommandant, „unser Major“, gab sich sichtlich Mühe, in den Sauhaufen seiner Mannen so etwas wie Disziplin hineinzubringen. Er schien auch uns gegenüber von ordentlicher Gesinnung. Leider sollte ein Vorkommnis die etwaigen Ansätze eines besseren Verhältnisses von Kerkermeister und Häftlingen bald trüben, ehe noch die ersten Keime gegenseitigen Verständnisses hatten reifen können. Schon bald nach dem Dienstantritt des Majors war eine erkleckliche Zahl unserer SS-Männer — es waren, glaube ich, weit über zwanzig Mann - nächtlings ausgerissen, indem sie auf unbekanntem Wege das Lager verlassen hatten. Unverzüglich wurden uns gegenüber die Zügel straffer angezogen. Alle Versuche, die näheren Umstände dieses abenteuerlichen Massenausbruchs zu ermitteln, blieben vergeblich. Der Major raste vor Zorn. Künftig mußte jeder Amerikaner, der das Lagerinnere betrat, einen Gummiknüppel schlagbereit in der Hand tragen. Fast jede Nacht fanden Appelle und unvermutete Durchsuchungen statt, während deren wir mehrfach stundenlang im Regen standen.

Auf diese Weise ließ der Major seinen ohnmächtigen Zorn auf die geflüchteten SS-Männer an uns Generalen aus, obwohl wir doch mit der ganzen Geschichte nicht das geringste zu tun hatten.

Eine Woche nach der Flucht erschien auf einmal einer der entsprungenen SS-Männer wieder im Lager. Geheimnisvoll, wie

er verschwunden war, tauchte er auf und erzählte, er habe nur seine Eltern besuchen wollen. Alle Druckmittel der Amerikaner, um von ihm die Preisgabe des Fluchtweges zu erzwingen, blieben vergeblich. Einzelhaft, Stockprügel, Drohungen aller Art und Kostentzug, nichts fruchtete bei dem verstockten Übeltäter, dessen ganze Verworfenheit schon genugsam durch seine langjährige Zugehörigkeit zu einer verbrecherischen Organisation - eben der SS - gekennzeichnet war. Mit den Druckmitteln konnte man da ruhig ein wenig stramm vorgehen. Trotzdem war aus dem jungen Mann nichts herauszupressen, und so blieb der Weg für diejenigen offen, die eines Tages die Lust anwandelte zu verschwinden, um - vielleicht - sogar nach acht Tagen wiederzukommen!

*

Ende August 1946 erschien im Lager eine C.I.C.-Kommission. Sie hatte die Aufgabe, die sechshundert Generale in zwei Kategorien einzuteilen: in die, deren Fall „leicht“ war, und in die „schweren Fälle“. Zu den schweren Fällen gehörten ohne weiteres alle Führer größerer Truppeneinheiten vom Korps an aufwärts, alle Generale, die im Großen Generalstab Dienst getan hatten, und außerdem eine Anzahl wahllos herausgegriffener Persönlichkeiten, die angeblich für die „Ruhe, Ordnung und Sicherheit der Besatzungsbehörden gefährlich“ waren.

Im übrigen war die Einteilung ein Meisterstück der Willkür. Da war z. B. der Fall des Generalmajors H. Normalerweise hätte er zu den leichten Fällen gehören müssen. Er war jedoch so unvorsichtig, bei seinem Verhör vor der C.I.C.-Kommission zu erklären, er habe als Kriegsgefangener vom Afrikakorps in den USA, wohin man ihn abtransportierte, zeitweilig bitteren Hunger gelitten.

„Wie sind Sie als Kriegsgefangener in den USA behandelt worden?“ hatte ihn ein Mitglied der Kommission gefragt.

„Es war verschieden“, entgegnete H. „Anfangs sind wir ausgezeichnet behandelt worden. Später hat sich das geändert, und ich habe bei unzureichender und meist verdorbener Nahrung hungern müssen.“

„Sie lügen!“ brüllte der vernehmende Leutnant. „Wollen Sie zu behaupten wagen, man habe Sie in einem amerikanischen Gefangenenlager hungern lassen? Das ist doch die Höhe der Unverfrorenheit!“

„Wenn Sie mir nicht glauben wollen, was ich sage, wozu fragen Sie mich dann? Fragen Sie doch andere, die mit mir zusammen waren, hier im Lager sind drei meiner Leidensgefährten sofort greifbar, die es bestätigen werden. Um es genau auszudrücken: solange die Kampfhandlungen im Gange waren, sind wir sehr gut behandelt worden. Nach der Kapitulation wurde es mit einem Male miserabel, und unsere Situation verschlechterte sich von Tag zu Tag.“

„Verstehe ich Sie recht, so wollen Sie sagen, die Behandlung sei so lange gut gewesen, als die Amerikaner Repressalien für ihre in Deutschland befindlichen Gefangenen zu fürchten hatten, und daß sie schlecht war, als dergleichen nicht mehr zu erwarten stand und wir schäbig genug waren, zu Racheakten überzugehen; das wollen Sie doch sagen?“

„Ich will gar nichts sagen“, antwortete H. „Ich habe nur auf die mir gestellten Fragen so genau wie möglich geantwortet.“

General H. kam in die Kategorie der schweren Fälle.

Als ich vor der Kommission erschien, schrie mir eines ihrer Mitglieder schon auf mehrere Meter Entfernung entgegen:

„Sie sind ja gar kein Deutscher.“

„Nein“, sagte ich ruhig, „ich bin Rumäne.“

„Aber Sie waren General, nicht wahr?“

„Ich war es und bin es noch.“

„Hm... Haben Sie in der deutschen Armee Dienst getan?“

„Nein. Ich war immer nur in der rumänischen Armee.“

„Was, zum Teufel, machen Sie dann hier?“

„Das möchte ich auch gern wissen!“

Ein wenig in Verwirrung gebracht, wühlte der mich Vernehmende meine Akten durcheinander; dann fragte er weiter:

„Was halten Sie vom Krieg?“

„In welcher Hinsicht?“

„Glauben Sie, daß der Krieg notwendig ist?“

„Kein Krieg wäre notwendig, wenn die für den Frieden verantwortlichen Staatsmänner immer geschickt und klug genug wären, die sich bietenden Probleme auf unkriegerische Weise zu lösen.“

Ich hatte das Gefühl eines kleinen Jungen, der auf Fragen des Lehrers antworten muß.

„Hm ... Es ist gut. Sie können gehen.“

Ich weiß nicht, in welche Kategorie ich eingereiht worden bin.

Vermutlich in die der schweren Fälle ...

Zwischenspiel Garmisch

In den letzten Augusttagen 1946 erfuhren wir, daß unser Lager Neu-Ulm aufgelöst werden würde; alle Insassen kämen anderswo hin. Natürlich verursachte diese Nachricht eine Unmenge einander widersprechender Gerüchte. Die einzige Nachricht, die uns einigermaßen verbürgt erschien, war die, daß die Häftlinge im Generalsrang in große Gruppen eingeteilt und dementsprechend neu untergebracht werden sollten, während die SS-Männer in Sonderlager abtransportiert würden. Eine gewisse Bestätigung für diese vermutete Sachlage waren die Vorbereitungen, die von unserer Lagerleitung für den Tag der großen Reise - die kurzfristig auf den 1. September festgesetzt war - getroffen wurden. Mehrere „Marschgruppen“ waren eingeteilt, wie immer, ohne daß dabei ein organisatorisches Prinzip erkennbar gewesen wäre. Die einzelnen Gruppen sollten sich zu verschiedenen Zeiten in Marsch setzen. Es schien klar, daß auch verschiedene Ziele in Frage kamen.

Die Nacht vor dem Abreiseweg verbrachten wir mit Packen, Zimmerreinigen und Verbrennen all' des angesammelten Plunders, der nicht wert war mitgeschleppt zu werden. Um fünf Uhr früh sollte sich die erste Gruppe in Marsch setzen. Obwohl die letzte Gruppe erst um 10 Uhr abfahren sollte, mußten alle Gruppen bereits um vier Uhr auf dem Hof angetreten sein, wobei streng auf Absonderung und Stillschweigen geachtet wurde. Da es an diesem Morgen stark regnete, wurden wir bis auf die Haut durchnäßt. Das ganze Unternehmen litt — wie bei derartigen Unternehmungen der Amerikaner stets - unter erheblicher Unpünktlichkeit. Die erste Gruppe rollte anstatt um fünf erst gegen acht Uhr ab und die letzte gegen Mittag.

Die Gruppe, zu der ich gehörte, war die weitaus größte. Wir starteten kurz nach zehn Uhr auf die nun schon gewohnte Weise, — mit unserem Gepäck auf Lastkraftwagen stehend zusammengepfertcht. Im Höllentempo ging es durch die zerstörten Wohn-

viertel von Neu-Ulm und Ulm, wo uns am Bahnhof Bewaffnete erwarteten. Wir wurden gruppenweise auf verschiedene Bahnsteige geführt und in Abteile dritter Klasse verladen. Die SS-Männer kamen in Viehwagen.

Dann fuhren wir los. Die Zugteile auf den einzelnen Bahnsteigen wurden zu einer langen, von zwei Maschinen gezogenen Schlange zusammenrangierte, und fort ging es - in Richtung Augsburg. Trotzdem waren wir überzeugt, man werde unterwegs die einzelnen Zugteile wieder trennen, um sie verschiedenen Zielen zuzuführen, denn was hätte sonst das ganze Brimborium mit Einteilung, „Marschgruppen“, verschiedenen Bahnsteigen und so fort für einen Sinn gehabt?

Wir staunten nicht schlecht, als wir hinter Augsburg noch immer zusammen waren und schließlich bei Einbruch der Dunkelheit in Garmisch-Partenkirchen ausgeladen wurden. In der dortigen Gebirgsjägerkaserne fanden wir uns alle wieder. Bisher hatten Zivilinternierte darin gehaust, die ins Lager Moosburg verlegt worden waren. Das Geheimnis der in Neu-Ulm so umständlich und feierlich gebildeten „Marschgruppen“ habe ich nicht lösen können. Auch diese Episode gehört zu den anscheinend rituellen Mysterien der amerikanischen Militärbürokratie.

Unser neues Quartier war ziemlich komfortabel. Wir waren verhältnismäßig gut untergebracht. Die Räume waren blitzsauber, und das Mobiliar genügte umstände- und zeitgemäßen Ansprüchen: Kasernenbetten, Tische, Stühle, Spinde, Strohsäcke und saubere Decken. Die Behandlung war von vornherein minder streng als in Neu-Ulm, zumal während der letzten Zeit dort, als die zwanzig SS-Männer flüchtig gegangen waren.

Der Kommandant des Garmischer Lagers, ein amerikanischer Oberstleutnant, legte ein geradezu liebenswürdiges Wesen an den Tag. Die innere Verwaltung mit allem Drum und Dran überließ er sofort deutschen Kräften. Die Amerikaner organisierten nur den Wachdienst, der ohne den übertriebenen Aufwand an waffenstarrtem Personal, Türmen und schußbereiten Maschinengewehren reibungslos und kaum sichtbar funktionierte.

Wir hatten strahlendes Wetter. Die Herbstsonne ließ alle Berge ringsum in goldenem Glänze erstrahlen. In Gedanken an meine

heimatlichen Karpaten packte mich die Sehnsucht, einen dieser himmelstürmenden Gipfel zu besteigen. Dann mußte ich mir mit Gewalt in Erinnerung zurückrufen, daß wir trotz alledem hinter Stacheldraht saßen, mochte die Bewachung noch so unauffällig und der Kommandant noch so menschlich sein. Ein Glück nur, daß der Stacheldraht uns nicht hindern konnte, die herrliche Natur ringsum zu bewundern. Stundenlang verbrachten wir damit, die im Tageslauf wechselnden Beleuchtungseffekte der Bergwelt mit ihren immer neuen Varianten zu studieren,

Nur wenige Tage verstrichen, dann trat ein Ereignis von größter Tragweite ein. Es wurde uns mitgeteilt, daß wir künftig jeden Dienstag von 13 bis 16 Uhr Besuche von Angehörigen und Freunden empfangen könnten. Hunderte von Briefen flatterten sogleich in alle Himmelsrichtungen, um diese frohe Botschaft zu verkünden.

Der darauf folgende Dienstag war ein wahrer Fest- und Freudentag, - nicht nur für die vom Schicksal Begünstigten, die Anverwandte und Freunde in ihre Arme schließen konnten, sondern für uns alle; voll innerer Bewegung nahmen wir teil am Glück der anderen. Hunderte von Frauen und Kindern stürmten die Säle, die behelfsmäßig in Empfangsräume umgewandelt und entsprechend geschmückt worden waren. Etwa dreißig Tische waren hübsch mit Feldblumen ausgestattet. Alle Gefangenen hatten von ihren Rationen Einsparungen gemacht, um die Besucher mit Kaffee und Kleinigkeiten bewirten zu können. Achtzehn Monate waren für die meisten Häftlinge seit dem Tage der gewaltsamen Trennung von ihren Familien vergangen. Andert-halb Jahre - eine lange Zeit! Lautes Weinen mischte sich in Freudenausbrüche. Auch der nicht unmittelbar Beteiligte mußte angerührt sein von dem Übermaß an aufgestautem Leid, Hoffnung und Sehnsucht, das nun explosionsartig zum Ausgleich drängte. Zu meiner nicht geringen Überraschung teilte man mir mit, ein Fräulein E. wolle mich sprechen. Es handelte sich um eine junge Bekannte meiner Frau, die uns auf unserem Exodus von Berlin bis Gastein und Tirol begleitet und alle Mühen und Widerwärtigkeiten dieser gespenstischen Fluchtreise getreulich mit uns geteilt hatte. Nun lebte sie nicht weit von Garmisch und

hatte das Zartgefühl besessen, mir durch ihr Erscheinen als Besucherin eine Freude zu machen, da sie sich ganz richtig ausrechnete, es werde von den Meinen am ersten Besuchs-Dienstag wohl niemand erscheinen können, einfach weil die Zeit zu kurz war.

Groß war mein Erwartungsieber am Dienstag darauf. Mein Sohn hatte mir geschrieben, entweder er oder die Mutter würde mich aufsuchen. Die Besuchszeit neigte sich schon dem Ende zu, und noch war keine Anmeldung für mich angekündigt. Endlich, eine Viertelstunde vor Schluß, erschien mein Sohn. Meine Frau, die sich nicht kräftig genug für die Anstrengungen einer Reise fühlte, war daheim geblieben. Zugverspätungen, die damals an der Tagesordnung waren, hatten den Jungen daran gehindert, zeitig da zu sein. Uns blieben nur ein paar Minuten. Wir verbrachten sie plaudernd und voller Rührung, wie es der Sachlage angemessen war.

Mein Sohn versicherte mir, meine Frau werde am kommenden Dienstag kräftig genug sein, um mich aufzusuchen. Wenn auch nicht ohne Bedenken wegen der Strapazen, deren sie sich würde unterziehen müssen, gab ich meiner freudigen Hoffnung auf den angekündigten Besuch Ausdruck. Aber - dieses so heiß ersehnte Wiedersehen sollte nicht stattfinden! Wieder einmal war im großen Buch des Schicksals anders entschieden!

*

Am 22. September, einem Sonnabend, ließ man mich wissen, daß ich am darauffolgenden Tag in ein anderes Lager käme. Das Wiedersehen mit meiner Frau fiel also ins Wasser. Um ihr die vergebliche Anreise zu ersparen, bat ich mehrere Kameraden, den katholischen Pfarrer von Garmisch entsprechend zu informieren, wenn er zum Gottesdienst im Lager erschien, und ihn zu bitten, er möge meine Frau durch ein Telegramm von der Reise abhalten. Wie ich später feststellen konnte, hat das leider nicht geklappt. Meine Frau kam an, um mich zu sehen und sie erfuhr, ich sei nicht mehr da.

General von Bessel, der in der Verwaltung arbeitete, konnte mir die Mitteilung zukommen lassen, mein Bestimmungsort sei das „*Intelligence Service Center*“ in Oberursel am Taunus.

Dieses Lager erfreute sich keines guten Rufes. Trotzdem verspürte ich eine gewisse Genugtuung, dorthin zu kommen. Zweifellos war die Untersuchung gegen mich nun richtig in Schwung gekommen, und wenn damit auch meine Befreiung noch nicht feststand, so war doch die zu erwartende eingehende Untersuchung meines Falles ein großer Schritt ihr entgegen.

Wenigstens glaubte ich das.

Vernehmungsgefängnis Oberursel

Meine Abreise von Garmisch fand am Sonntag, den 23. September 1946 statt. Das Wetter war wundervoll. Diesmal fuhr ich nicht auf einem Lkw. stehend, sondern recht behaglich in einem Jeep sitzend, begleitet von zwei amerikanischen Sergeanten; beide waren vernünftige Leute und gute Gesellschafter. Von Garmisch aus erklommen wir zunächst die Pässe der Bayerischen Alpen, um nach Augsburg zu wieder herabzurollen, alles im strahlenden Sonnenschein bei fast frühlingmäßiger Wärme.

Immer wieder machte ich mir über meinen plötzlichen Abtransport Gedanken. Was steckte dahinter? Konnte ich wirklich die Hoffnung haben, man werde in Oberursel meine Sache beschleunigt zum Abschluß bringen?

Während der Jeep eine Serpentinstraße hinunterfuhr, blätterte der neben mir sitzende Sergeant aus Langeweile oder aus Neugier in meinen Akten, die man ihm mitgegeben hatte. Ich versuchte, aus den Augenwinkeln heraus das eine oder andere mitzulesen, kam aber wegen der Schwankungen und des Gerüttels des Jeep damit nur schlecht zu Rande. An einer Kreuzung mußten wir einige Sekunden anhalten, und da gelang es mir, das oberste Blatt zu entziffern, das der Sergeant in der Hand hatte. Es enthielt gewissermaßen als Adresse die Aufschrift „*Military Intelligence Service Center*“, also die Bezeichnung der Dienststelle in Oberursel, wohin ich mich begab, und darunter die Bezeichnung „*Clearance of evacuation*“.

Was konnte das bedeuten? Wörtlich übersetzt hieß es: Abfertigung, Aufklärung, Freimachung, Freistellung zu einer Ausweisung. Aber in welchem Sinne war dies in Bezug auf meine Person zu verstehen? Zwar glaubte ich kaum noch an eine Auslieferung an das kommunistische Rumänien, da die Praxis der amerikanischen Behörden in der letzten Zeit dem entgegenstand. Aber konnte ich dessen sicher sein, angesichts der durch zahllose

Beispiele belegten Systemlosigkeit amerikanischer Behördenentscheide?

Gegen Mittag kamen wir in Stuttgart an. Der Jeep rollte lange kreuz und quer durch die zerbombte Stadt. Meine Leibwächter schienen irgend etwas zu suchen. Endlich hielten sie vor einem der wenigen noch intakten Häuser, an dem man eine Inschrift auf einem gemalten Schild bemerken konnte: „*Military Prison*“. Für mich las sich das nicht unbedingt erheitend.

Einer der mich begleitenden Sergeanten stieg aus. Lange diskutierte er am Eingang des ominösen Gebäudes mit einem Hünen, einem Kerl wie ein Schrank, der einen gewaltigen Helm der amerikanischen Militärpolizei aufgestülpt trug, als wäre er ein Bierfaß ohne Boden. Sie schienen sich einig zu sein, denn nun forderte mich mein Sergeant auf, mit meinem Gepäck auszusteigen, indem er erläuternd hinzufügte, wir kämen heute doch nicht mehr nach Oberursel. Infolgedessen sei es das beste für mich, hier zu übernachten. Morgen in aller Frühe komme er mich abholen, dann gehe es weiter.

Während er mir dies auseinandersetzte, lächelte er mich freundlich an. Dann sprangen meine beiden Begleiter mit einem gewaltigen Satz in ihren Wagen und brausten los, um ja nicht bei den mannigfachen Vergnügen zu kurz zu kommen, die sich ihnen in Stuttgart, einem wichtigen Zentrum der US-Besatzungsmacht boten. In ihren kleinen Garnisonen war der Betrieb nicht sehr großartig. Kein Wunder, daß sie sich freuten, langentbehrte Genüsse in vollen Zügen nachzuholen. Ich hatte Verständnis dafür, daß sie ihre Reisedispositionen entsprechend einrichteten. Nur, daß ich diese durchaus anerkennenswerten Äußerungen sieghafter Lebensfreude meiner zwei Bewacher mit einer Nacht in einem stinkenden Arrestlokal bezahlen sollte, schien mir nicht ganz im Sinne jener immanenten Gerechtigkeit, die doch die Grundlage des amerikanischen „*way of life*“ bildet.

Im Vorraum des Gefängnisses nahm sich ein Wärter meiner an. Er war ein skurriles Wesen, klein, mit abgekehrtem Gesicht, aus dem ein struppiger Schnurrbart merkwürdig genug herausstach, und den lebhaften Augen einer gehetzten Ratte. Übrigens schien er mir kein Deutscher zu sein. Ein enormer Schlüsselbund



Ohne ein Wort an mich zu verschwenden, schob er mich in die Zelle

gab ihm wenigstens attributiv das Aussehen eines klassischen Kerkermeisters, während die dreckstrotzende Uniform undefinierbarer Provenienz diesem Idealbild nicht entsprach.

Ohne ein Wort an mich zu verschwenden, schob er mich in eine Zelle von etwa 2 auf 3 Meter Bodenfläche. Der erste Eindruck der Lokalität war der eines darin herrschenden pestilenzialischen Gestanks. Unwillkürlich suchte ich im Dämmerdunkel den berüchtigten „Scheißkübel“, der schon den ungarischen Konsul Mihalcovicz in Augsburg so stark beeindruckt hatte und der in älteren deutschen Gefängnissen zum eisernen Bestand des Zelleninventars gehört. Ich fand ihn denn auch, vorschriftsmäßig in der Ecke neben der Tür, als die unversieglige Quelle dieses widerlichen fettig-fauligen Geruchs, der jedes Gefängnis durchzieht und seit Generationen in die Mauern eingesickert zu sein scheint. In einer anderen Ecke lag als Bett ein Strohsack auf dem Boden mit einer Decke, die vor Schmutz und verschütteten Speiseresten ganz steif war. Dann gab es noch einen kleinen wackligen Tisch und einen Stuhl. Auf ihm sitzend, beschloß ich, die Nacht zu verbringen, denn Strohsack und Decke stießen mich ab.

Um ein wenig die Zeit totzuschlagen, studierte ich die Inschriften, mit denen die Wände bedeckt waren. Die meisten gaben nur den Stumpfsinn ihrer Urheber wieder; einige waren doch recht amüsant und beleuchteten den Geist der Zeiten. Ein Gefangener hatte geschrieben:

„Wer hat uns verraten? - Die Sozialdemokraten!

Wer machte uns frei? - Die NS-Partei!“

Ein anderer Häftling hatte verzweifelt vom Kommunismus Rettung erhofft:

„Stalin, Stalin rette uns! Stalin, komm' schnell!“

Ein paar Inschriften in Englisch bewiesen, daß auch amerikanische Soldaten hier vorübergehend Aufenthalt genommen hatten: „*Take it easy*“ - „Nimm die Sache leicht“, hatte einer von ihnen philosophisch vermerkt.

Gegen Abend kam der skurrile Wärter und hielt mir eine Schale mit einer grünlichen Flüssigkeit entgegen: „Abendkost!“ Ich nahm nur einen Schluck, trotz des Hungers, den ich verspürte, weil ich den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte. Die

„Abendkost“ entpuppte sich als eine Brühe, die offenbar aus gehacktem Wiesengras gekocht worden war. Jedenfalls sah sie so aus und schmeckte auch so.

Endlich kam die Nacht. Ich setzte mich an den Tisch, verschränkte auf der Tischplatte die Arme, legte den Kopf darauf und versuchte zu schlafen. Übermüdet, wie ich war, gelang es mir überraschend schnell. Ich schlief ein paar Stunden lang sehr tief. Mitten in der Nacht wachte ich auf. Vor Kälte taten mir alle Knochen weh. Irgendwo schlug eine Uhr rasch dreimal hintereinander, was wohl die Dreiviertel einer Stunde anzeigen sollte. Ich wartete eine Weile, und dann hörte ich es voll Eins schlagen. Der Frost ließ mich nicht wieder einschlafen.

Die eisige Stille wurde plötzlich durch schrille Schreie unterbrochen. Eine Frau, die man offenbar jetzt noch so spät einlieferte, heulte zum Steinerweichen und beschimpfte dazu den Kerkermeister mit unflätigen Ausdrücken. Dem Wortschatz nach handelte es sich um eine Dame von leichten Sitten; allem Anschein nach war sie angetrunken.

In der Zelle setzte sie ihr Geschrei und Geschimpfe fort, trommelte mit den Fäusten gegen die Tür und konnte erst durch eine Tracht Prügel beruhigt werden, die ihr der Wärter verabreichte. Zwar hörte ich nicht, wie man sie schlug, aber ich entnahm das dem Umstand, daß ihr Geschrei plötzlich answoll und schließlich in Gewimmer überging.

Beim ersten Morgendämmern warf mir der Wärter einen Besen durch die halb geöffnete Tür und forderte mich auf, die Zelle zu reinigen. Dann mußte ich den „Scheißkübel“ leeren und Wasser in das Waschbecken aus rostigem Blech füllen, das höchstens zwei Liter faßte. Ein wenig später bekam ich einen Trinkbecher voll einer Flüssigkeit, die man als Kaffee deklarierte, und eine Scheibe Brot. Das Brot war recht gut, der „Kaffee“ ungenießbar. Es schien ein Absud von in Teer geröstetem Sägemehl zu sein. Ich brachte keinen Schluck hinunter.

Um acht Uhr hieß es: „Fertigmachen zum Transport“. Am Tor erwarteten mich die zwei Sergeanten und der Jeep. Die jungen Männer waren munter und guter Dinge. Anscheinend hatten sie die Nacht ausgezeichnet und bekömmlich verbracht.

„Hatten Sie Frühstück?“ fragte mich der eine mit herzlichem Grinsen.

„Gewiß. Ein ausgezeichnetes Stück trockenes Brot.“

Des Sergeanten Grinsen verstärkte sich zu einem amüsierten Grunzen.

Am Spätnachmittag kamen wir ans Ziel unserer Fahrt. So gut es ging, versuchte ich, schon von außen her auszumachen, wie mein neues Gefängnis beschaffen sein möge, aber mehr als eine Reihe schlecht in Stand gehaltener Baracken konnte ich nicht erkennen. Der Jeep hielt vor einer der langgestreckten Hütten, und während ich meine Klamotten aus dem Wagen klaubte, ging einer der Sergeanten mit meinen Akten unter dem Arm hinein. Durchs Fenster konnte ich ihn in eine Art Büro treten sehen, wo sich ein schwärzlicher, wulstlippiger, ungekämmer Stabssergeant, die Beine auf dem Schreibtischrand, in einem Sessel räkelt. Diesen Stabssergeanten hatte ich irgendwo schon einmal erlebt? Endlich, nach heftigem Nachdenken, fiel es mir ein: das war doch der schöne Jonny, ein alter Bekannter aus den ersten Wochen meiner Gefangenschaft in Bärenkeller!

Jonny war an militärischer Würde gestiegen. Vom einfachen Soldaten hatte er es zur höchsten Unteroffiziercharge gebracht. Nun konnte er es sich erlauben, seine gestiefelten Füße auf den Tisch zu legen und dabei friedvoll den unvermeidlichen Kaugummi in der Mundhöhle zu wälzen.

Während meine beiden Begleiter mit dem Jeep davonfuhren, holte mich Stabssergeant Jonny in den Gang der Baracke:

„Leg Deinen Kram hier an die Wand“, herrschte er mich an.

Dann machte er mir Zeichen, wonach ich meinen Mantel ausziehen sollte:

„Leg ihn dazu; und den Hut auch.“

So geschehen, geruhte Jonny einem Soldaten zu winken, dem er mich übergab. Er selbst zog sich, ohne noch das mindeste Interesse an mich zu verschwenden, gummikauend wieder in sein Büro zurück.

Der Soldat führte mich in den Mittelgang der Baracke. Rechts und links schienen Haftzellen zu sein. An einer Tür mit der Aufschrift „10 B“ machten wir halt, mein Begleiter schloß auf, und

wieder einmal betrat ich einen mir als Häftling bestimmten Raum. Mittlerweile war es draußen dunkel geworden. Nur schattenhaft konnte ich die Umrisse eines kärglichen Bettes erkennen.

„Alle Taschen leeren“, befahl der Soldat. Ich gehorchte, indem ich den Tascheninhalt auf dem Bett ausbreitete. Nun visitierte er meine Taschen, drehte sie um und tastete alle Nähte meiner Bekleidung genauestens Zentimeter um Zentimeter ab. Nachdem er sich so vergewissert hatte, daß ich auch nicht den kleinsten Gegenstand heimlich bei mir trug, brummte er:

„S'ist gut. Zieh Deine Schnürsenkel, Gürtel und Hosenträger aus und her damit!“

Im Moment, da ich mich meiner Hosenträger entledigte, fielen meine Beinkleider mir auf die Füße hinunter, da sie mir viel zu weit geworden waren. Ich muß ein groteskes Bild abgegeben haben, denn der Soldat trat bis an die Tür zurück, musterte mich von oben bis unten und ließ ein wieherndes Gelächter los. Mein eigenes Vergnügen an dieser Situation war nur gering.

„Wie soll ich meine Hose festmachen, wenn ich weder Hosenträger noch Gürtel habe?“ fragte ich meinen Wächter, der sich auf der Türschwelle vor Vergnügen auf die Schenkel schlug.

„Was weiß ich? Das ist Deine Sache. Ich handle nach dem Reglement.“

Damit raffte er alle meine Effekten in einen alten Sack, drehte sich um und schloß mich ein.

Diese strenge Empfangszeremonie, die der für einen lebenslänglichen Zuchthäusler verzweifelt ähnlich sah, beunruhigte mich. Um mich abzulenken, machte ich mich an die Inspizierung meiner Zelle. Sie war rasch erledigt. Außer einer Pritsche aus Holzlatten enthielt die Zelle nichts, buchstäblich ganz und gar nichts, noch nicht einmal einen Schemel. Auf der Pritsche lag ein Strohsack, dessen Inhalt so krümelig geworden war, daß er sich aus zahlreichen kleinen Löchern des umhüllenden Stoffes ergoß. Zwei ebenfalls zerrissene Decken vervollständigten das Stilleben.

Während ich noch allerlei tiefsinnige Betrachtungen anstellte, wurde die Tür aufgerissen, und ein Wächter brüllte:

„Essen!“

Man führte mich ans Ende des Korridors, wo ein kleiner Wagen mit Kesseln und Kübeln stand, gab mir eine Scheibe Brot, einen Becher Kaffee und einen Teller Bohnensuppe. Kaum hatte ich das Zeug in den Händen, wurde ich zurückgeführt und wieder in der Zelle eingeschlossen.

Verdutzt schaute ich mich um. Wo sollte ich Becher und Teller hinstellen? Es blieb nichts weiter übrig, als auf der Holzpritsche neben dem Strohsack Platz zu schaffen. Gerade hatte ich zu essen angefangen, da öffnete sich die Tür wiederum.

„*Mak snell, mak snell*“, plärrte der Wächter und führte mich abermals zum Wagen, wo ich den zweiten Gang in Empfang nehmen sollte. Da ich mit meiner Bohnensuppe nicht fertig geworden war, mußte ich ihn in diese hineinschütten; es gab eine Art Ragout aus kleinen Stückchen Fleisch, Kartoffeln und Tomatentunke. Wieder mußte ich in die Zelle zurück. Rasch in mich hineinstopfend, beeilte ich mich, den Inhalt meines Tellers zu vertilgen. Das war wohlgetan, denn kaum hatte ich den letzten Bissen hinuntergeschluckt, ging die Tür wieder auf. Trinkbecher, Teller und Löffel wurden zum Wagen im Korridor zurückgetragen und sorgfältig nachgezählt, damit keiner dieser Gegenstände in der Zelle zurückblieb.

Das ganze überhastete Manöver hatte den Zweck, die Gefangenen an jeglichem, sogar am optischen Kontakt untereinander zu hindern. Alle Häftlinge wurden in der gleichen Weise behandelt. Man ließ sie einzeln heraustreten und verfuhr in der oben beschriebenen Weise mit ihnen, damit ja keiner beim Essenfassen seinen Nachbarn sehen könne. Die ganze Prozedur wurde so rasch abgehaspelt, daß das Essenausteilen für die ganze Baracke kaum eine Viertelstunde in Anspruch nahm.

Andauernd schrien die Wächter ihr „*Mak snell, mak snell*“. Anscheinend waren es die einzigen deutschen Worte, die sie radebrechen konnten. Den ganzen Tag über wandten sie sie bei jeder Gelegenheit an.

Neben der Tür bemerkte ich einen Ring in der Mauer. Ein Schild darunter erläuterte in deutscher Sprache:

„Zum Herbeirufen des Wärters, Ring nach rechts drehen. Mißbrauch wird streng bestraft.“

Ich verspürte ein dringendes Bedürfnis; also drehte ich den Ring nach rechts. Kein Resultat! Die Wache schien nichts bemerkt zu haben. Endlich, nach guten zehn Minuten, entschloß sich ein Soldat, meine Türe handbreit zu öffnen:

„Was willst Du?“

„Ich möchte auf die Toilette.“

„Komm - *mak snell!*“

Er führte mich auf einen Abort am Ende des Ganges, ungefähr da, wo vordem der Essenwagen gestanden hatte. Die Tür ließ er offen und stellte sich unmittelbar davor auf:

„*Mak snell, mak snell!*“

Daß er noch nicht einmal den Anstand hatte, sich umzudrehen, sondern auf einen Meter Entfernung den Vollzug meiner natürlichsten Betätigungen genau überwachte, störte mich maßlos. Es dauerte Tage, bis ich mich an diesen Teil amerikanischpsychologischer Gefangenenbehandlung gewöhnt hatte.

Später erst ist mir der Sinn aller dieser kleinlichen Maßnahmen aufgegangen. In diesem zum „*Intelligence Service Center*“ gehörenden Gefängnis waren die Selbstmorde an der Tagesordnung. Die ständige Überwachung und die absolute Isolierung hatten den Zweck, sie unmöglich zu machen. Aber dabei drehte man sich im Kreise: durch drakonische Maßnahmen wollte man die Häftlinge hindern, sich zu töten, aber diese gleichen Maßnahmen brachten sie erst wirklich zur Verzweiflung und auf Selbstmordgedanken.

Während der ersten Nacht in diesem Gefängnis wälzte ich mich aufgeregt auf dem harten Lager. Wie lange konnte ein vernünftiger Mensch eine derartige Behandlung ertragen, ohne wahnsinnig zu werden? Was hatte meine Erzieher zur Demokratie nur veranlassen können, mich in dies Tollhaus zu verlegen?

Schließlich gab ich das Grübeln auf. Daß es sinnlos war, hinter amerikanischen Methoden die geringste Logik erkennen zu wollen, hatte ich nun genügend erfahren. Niedergeschlagen und apathisch lag ich Stunde um Stunde mit schmerzenden Gliedern auf meiner Pritsche.

Es war draußen noch nicht ganz heller Tag geworden, da tat sich die Tür auf und ein schon ziemlich ramponierter Besen flog

herein. Ich machte mich daran, den Boden zu fegen, und erstickte fast bei dieser Bemühung, denn das Fenster war nirgendwo zu öffnen. Der Kehricht mußte in einem genau abgezielten Haufen auf die Schwelle geschoben werden. Von dort holte ihn jemand mit einer Schaufel, während irgendwer mir den Besen aus der Hand riß.

Eine Viertelstunde darauf hieß es:

„Waschen!“

Unter vielfältigen „*Mak snell, mak snell*“ wurde jeder Häftling einzeln in einen kleinen Raum getrieben, wo sich ein Wasserhahn befand.

Dann ging der Zirkus, wieder unter Schlössergerassel und Türknappen beim ersten Frühstück weiter, zu dem man sich vom Essenwagen im Korridor eine Scheibe Brot, eine Tasse Kaffee und einen Teller Morgenbrei aus Grieß, Mais oder Hafer abholte.

„*Mak snell, mak snell!*“

Hastig schlang ich in der Zelle das Empfangene hinunter. Der letzte Bissen war noch nicht vertilgt, da hieß es Becher, Teller und Löffel abgeben. Den ganzen Tag hindurch riß so der monotone Radau der sich öffnenden oder schließenden Türen kaum ab.

Diese absurden Exerzitien störten mich um so mehr, als ich, im ständigen Kampf mit der rutschenden Hose, diese entweder mit einer Hand oder dem Ellenbogen festhalten mußte. Fast immer war ich bei meinen Obliegenheiten im Rückstand, weil ich Becher und Teller mit einer gewissen Behutsamkeit tragen mußte. Das war peinlich und auch nicht ganz ungefährlich. Wenn mir die Hose rutschte, gab es bei den Schlaksen von Wächtern ein schallendes Gejohle, aber wenn ich zu langsam ging, sah ich öfter einen der Gummiknäppel am Handgelenk eines dieser bemerkenswerten Naturburschen in bedrohliche Schwingungen geraten.

Ich tat also mein Bestes, um sie beim Lachen zu halten.

Wenn in dem täglichen *Mak-snell-Zirkus* eine kleine Pause eintrat, lag ich grübelnd auf dem einzigen Möbelstück der Zelle, dem sogenannten Bett. Ich betrachtete die Decke und ließ meine Gedanken schweifen, die letztlich doch alle auf einen Punkt zu-

rückkehrten: wie lange würde es wohl noch dauern, bis ich aus diesem Irrsinnsladen herauskam, und wann bestand Aussicht, endlich wieder einmal vernommen zu werden?

Nach einer Woche etwa erschien gegen Mittag ein Soldat, einen Zerstäuber für Insektenpulver in der Hand.

„Sind Sie Rumäne?“ fragte er.

„Ja.“

„Ich war auch schon in Rumänien, vor kurzer Zeit erst.“

„Wirklich? Und bei welcher Gelegenheit?“

„Das darf ich Ihnen nicht sagen. Aber ich bin mit dem Flugzeug in Targu-Jiu gewesen.“

Er hatte ein paar ausländische Brocken gelernt wie „tzuica“, „fromage“, „Fräulein“ und „amore“, die er mir entzückt vorsprach. Jung und naiv, schien er ein guter Bursche und anständiger Kerl zu sein.

„Ich muß Sie jetzt desinfizieren“, fuhr er unvermittelt fort. „Haben Sie Läuse, Flöhe oder anderes Ungeziefer an sich?“

„Sie brauchen sich keine Mühe zu machen. Ich habe nichts dergleichen...“

„Egal. Einspritzen muß ich Sie auf alle Fälle.“

Ich zog meine Jacke aus und hielt sie vor mich. Er sprühte mit zwei, drei Kolbenstößen ein weißliches Pulver in die Armlöcher und gähnte herzhaft.

„Es ist nur der Form halber. Was will man machen? Es ist nun mal so befohlen, und Reglement ist Reglement.“

„Das Reglement! Können Sie mir sagen, warum es hier so streng und sonderbar ist? Man meint, man sei in eurem berühmten Sing-Sing.“

„Streng? Sonderbar? Aber wieso denn? Das ist eben so Vorschrift.“

Einen Augenblick schien er nachzudenken, dann sagte er:

„Möchten Sie irgendetwas? Zum Beispiel Tabak oder etwas zum Lesen? Sagen Sie es mir ruhig.“

„Tabak brauche ich keinen, ich bin Nichtraucher. Aber für ein Buch wäre ich Ihnen sehr dankbar.“

„Okeeh, Sie sollen eins kriegen. Heut' nachmittag bringe ich es Ihnen.“

Er zog ab, und ich sah ihn erst nach ein paar Tagen zufällig beim Essenfassen wieder. Sein Versprechen hatte er wohl vergessen.

Statt seiner erschien noch am gleichen Tag ein anderer Soldat, der mich aufforderte, ihm zu folgen. Er führte mich in ein Büro, in dem ein Unteroffizier gelangweilt in meinen Akten herumfingerte. Hinter ihm war die Wand mit Plakaten bedeckt, die Haufen von Leichen, angebliche Opfer der deutschen Konzentrationslager zeigten, sowie dazu passende Aufschriften, von denen „Keine Verbrüderung“ und „Ausrottung des deutschen Militarismus ist humanitäre Pflicht“ mir bis heute in Erinnerung geblieben sind.

„Gesicht zur Wand“, brüllte der Unteroffizier. Mit der Nase fast an der Mauer, beantwortete ich die üblichen Fragen zur Person.

„Bring den Kerl wieder weg“, ordnete er dann an, indem er sich dem Soldaten zuwandte, der mich hergebracht hatte. „Gib ihm ein Handtuch, Seife und eine Zahnbürste. Aber nicht mehr!“

Mit diesen drei Gegenständen versehen, landete ich wieder in meiner Zelle.

Drei Tage darauf mußte ich die Zelle wechseln. Bei dieser Gelegenheit lernte ich den Grundriß meines Gefängnisses kennen, der einem Rechen oder Kamm glich. Von einer langgestreckten Baracke, die außer Büros einen durchlaufenden Gang enthielt, zweigten fünf parallele Flügel senkrecht ab. Ich war vom Flügel A ans andere Ende in den Flügel E gerutscht, und meine neue Zelle unterschied sich in nichts von meiner bisherigen. Beim Abendessen merkte ich jedoch, daß sich meine Lage erheblich gebessert hatte. Anstatt einzelweise zum Essen geführt zu werden, vollzog sich das Abholen der Mahlzeiten am Wagen nunmehr gruppenweise. Ich war wie verstört, als ich mich auf einmal in einer Schlange von etwa einem Dutzend Menschen befand. Zwar kannte ich niemanden von meinen Zellennachbarn, aber schon das Gefühl, nicht mehr zur völligen Einsamkeit verdammt zu sein und andere Menschen zu sehen, war ein Genuß.

Nach und nach kam ich auch hinter die Systematik der unterschiedlichen Behandlung der Häftlinge. Ich bemerkte, daß kleine

Pappschildchen an der äußeren Zellentür des Rätsels Lösung darstellten. Diese Schildchen trugen entweder ein „S“, was *Solitary Confinement*, strengste Isolierung, bedeutete, oder ein „D“ für *Dangerous*, gefährlich. Wessen Zelle mit einem „S“ oder einem „D“ bezeichnet war, wurde so behandelt, wie man mit mir mehrere Wochen hindurch verfahren war; der Betreffende durfte vor allem nie erfahren, wer außer ihm noch im Gefängnis saß.

Wer einen blanken Zettel oder ein Schildchen ohne „S“ oder „D“ an seiner Zelle hatte, erfreute sich einer Reihe kleiner Vorteile. Er holte sich sein Essen in Gesellschaft, bekam öfter alte Zeitungen oder ein Buch zum Lesen und durfte allwöchentlich an seine Familie schreiben. Als Anschrift für unsere Korrespondenz mußten wir eine Deckadresse, CCD Offenbach, Box 133, angeben, sodaß niemand, der uns schrieb, wissen konnte, wo wir steckten. Auch wurden wir, jeweils 10-15 Häftlinge, gelegentlich in einen mit hohen Palisaden umgebenen Hof geführt. Das hieß „Spaziergang“. Eigentlich sollte er täglich eine halbe Stunde stattfinden, aber manchmal kam eine Woche lang kein Wärter auf den Gedanken, uns herauszulassen. Auch die Dauer des Aufenthaltes in frischer Luft war offenbar ganz von der Laune des Sergeanten abhängig, der gerade Dienst tat.

Die gesamte Organisation des Gefängnisses war während des Krieges durch die Geheime Staatspolizei aufgezogen worden; es diente als Untersuchungshaftlokal für Spionage- und Sabotageverdächtige. Insoweit waren die Isolierungsmaßnahmen, zumal in Kriegszeiten, verständlich gewesen. Die Amerikaner, die nicht müde wurden, die „Gestapomethoden“ propagandistisch vergrößert anzuprangern, übernahmen das Gefängnis, wie es ging und stand. Nur daß das System und die Verfahrensweisen sich nun gegen Menschen richteten, gegen die noch nicht einmal eine kriminelle Untersuchung eingeleitet war und die in den meisten Fällen nicht wußten, was sie Strafwürdiges begangen haben konnten.

Bei den seltenen Spaziergängen im Palisadenhof machte ich die Bekanntschaft einiger Mithäftlinge mit seltsamen Schicksalen.

Da war beispielsweise ein Admiral Schulz. Er war von den Engländern gefangengenommen, aber von diesen an die Ameri-

kaner zum Zwecke der Erlangung technischer Informationen „ausgeliehen“ worden. Man hatte ihn zunächst nach den USA geschafft und dort monatelang eingesperrt gehalten. Dann schickte man ihn nach Deutschland zurück, wo er in Oberursel als Isolierhäftling interniert wurde. Seine Zellentür bekam ein „D“. Siebzehn Wochen lang vegetierte er in vollständiger Isolierung, durfte niemanden sehen, weder lesen noch schreiben, noch Post empfangen. Schließlich, der Nervenzerrüttung nahe, protestierte er bei der Lagerleitung gegen diese unmenschliche und durch nichts gerechtfertigte Behandlung. Er bekam keine Antwort, aber am übernächsten Tage wurde das Schildchen „D“ an seiner Zellentür durch ein jungfräuliches weißes Blatt ersetzt. Ein ernsthafter Grund, ihn siebzehn lange Wochen wie eine gefährliche Bestie zu behandeln, lag nach diesem schweigenden Eingeständnis totaler Willkür nicht vor. Außerdem war Schulz noch nie vernommen worden, hatte also keine Ahnung, warum er eigentlich hier im Spezialgefängnis Oberursel saß.

Der Fall des Dr. Windelmann, eines Kunsthändlers von Rang, lag womöglich noch krasser. Windelmann war zwar deutscher Staatsbürger, er lebte aber schon seit langen Jahren im Auslande. Ohne Angabe eines Grundes war er bei Kriegsende von den Amerikanern in Italien verhaftet und nach Oberursel geschafft worden. Er wurde erstaunlicherweise fast täglich vernommen. Ein Spezialist des C.I.C. bemühte sich vor allem darum, von ihm die Höhe und den Anlageort seiner Auslandsguthaben zu erfahren. Windelmann vertrat den Standpunkt, er sei zu solchen Angaben nicht verpflichtet und verweigerte hartnäckig die Aussage. Natürlich war der Spezialist des C.I.C. gegenteiliger Ansicht, und da er eine so fette Beute wie das Windelmann'sche Auslandsvermögen nicht fahren lassen wollte, drohte die Dauer des Aufenthalts dieses uneinsichtigen Starrsinnigen in Oberursel sich ins Unendliche zu verlängern.

Ein anderer Häftling war Reserveleutnant und nur deshalb hier, weil er, anscheinend auf eine haltlose Denunziation hin, beschuldigt wurde, einer geheimen „neonazistischen“ Organisation anzugehören. Vergeblich beteuerte er seine Unschuld. Groß, blond, helläugig und von freimütigem Wesen, war er allein

schon durch sein Äußeres und die Art, wie er auftrat, den Amerikanern ein Dorn im Auge. Von Zeit zu Zeit rief man ihn zur Vernehmung:

„Na, Du Wotanssohn, willst Du uns noch immer nichts sagen?“

„Ich habe nichts zu sagen.“

„Also dann, - zurück in die Zelle und überleg Dir's noch ein bißchen.“

Unter meinen „Hofgängern“ befanden sich zwei Polen, ein Bulgare, ein Franzose und ein Ukrainer, denen man lediglich zum Vorwurf machen konnte, in der deutschen Armee gedient zu haben. Außerdem war noch ein Deutscher da, der sich keiner anderen Schuld bewußt war, als Angehöriger des Regiments „Groß-Deutschland“ gewesen zu sein.

*

Ein Unteroffizier betritt meine Zelle.

„Ziehen Sie sich an und kommen Sie mit.“

Man stieß mich in einen engen, grell erleuchteten Raum. Es war, wie ich rasch erleichtert feststellte, eine Photographierzelle, kein Raum für Vernehmungen dritten Grades nach ehrwürdiger amerikanischer Polizeitradition. Irgendwer hing mir ein Schild mit einer Nummer um den Hals, und mein Bild wurde von vorn und von beiden Seiten, schließlich auch noch im Halbprofil aufgenommen. Mich auf meine alten Tage nach makelloser Vergangenheit fürs Verbrecheralbum abkonterfeien lassen zu müssen wie irgendein Gangster — das kränkte mich tief! Außerdem störte mich der Gedanke, in welchem Zustande mein Äußeres auf diese Weise der Nachwelt überliefert werden würde. Seit Tagen war ich nicht rasiert, trug weder Kragen noch Schlips, und meine Jacke hing stellenweise in Fetzen. Die Amerikaner hatten den billigen, propagandistisch nicht unwesentlichen Triumph, aus mir wie aus den meisten Häftlingen die Porträts wahrer Galgenvögel herauszudestillieren.

Als ich in meine Zelle zurückging und bei dem im Korridor diensttuenden Wächter vorbeikam, grinste dieser, ein milch-

kaffeebrauner Mexikaner, mich breit an und zwinkerte mir mit den Augen zu. Während ich noch überlegte, ob es sich dabei tatsächlich um mir gemachte Zeichen oder eher um einen nervösen Tick gehandelt hatte, wurde meine Zellentür aufgerissen, und der Mexikaner kam herein. Mit leiser Stimme fragte er:

„Warum sind Sie hier?“

„Weiß ich nicht. Ich glaube, niemand weiß es.“

Der Mexikaner grinste.

„Ich hab's aufgegeben, das alles begreifen zu wollen“, fügte ich hinzu.

„Sie denken doch nicht, daß wir selber verstehen, was da alles gespielt wird“, meinte er. Er schwieg einen Augenblick tiefsinnig, dann fragte er weiter:

„Wie haben Sie so gut Französisch gelernt?“

„Und wie haben Sie herausbekommen, daß ich es gut kann?“ stellte ich die Gegenfrage.

„Ich hab' Sie neulich in der Kanzlei sprechen gehört.“

„Zunächst habe ich es in der Schule gelernt und dann in Frankreich.“

„Wahrhaftig?“

Er schien mir erstaunt und auf kindliche Art entzückt. Mit Präzision rotzte er einen beachtlichen Klumpen Spucke mir genau zwischen die Fußspitzen, lachte vergnügt, als ich unwillkürlich einen raschen Schritt zurückmachte, und schloß die Unterhaltung mit einem ermutigenden „*Take it easy*“.

Kaum war er draußen, kam ein Sergeant. Er führte mich in die Kanzlei:

„Drehen Sie Ihr Gesicht zur Wand, - Name? - Vorname? - Wann und wo geboren... Es ist gut... Scheren Sie sich raus...!“

Er führte mich in die Zelle zurück.

Diese wahnwitzige Methodik einer offenbar bis zur feinsten Psychologie entwickelten Kunst der Gefangenenbehandlung war zum Rasendwerden. Wie lange sollte ich das noch aushalten? Wenn ich nicht schon in einem Narrenhaus war, so würde ich sehr bald für ein solches reif sein, wenn das so weiterginge.

Nach einer Stunde wurde an jede Zellentür gepocht, und eine Stimme fragte:

„Doktah?“

Es war dies die im besten New-Yorker Unterweltslang an uns gerichtete Frage, ob jemand zum Arzt wolle. Dann kam mein Mexikaner wieder herein, um sich zu erkundigen, ob ich mich rasieren wolle. Ich bejahte und wurde in den Waschraum geführt. Der Mexikaner drückte mir einen Rasierapparat in die Hand. Auf dem Grunde des Waschbeckens lag ein winziges Stück Rasierseife.

„Hätten Sie vielleicht zufällig einen Spiegel für mich?“

„Ich hab' selber keinen.“

„Sie machen Spaß ...“

„Doch, wahr und wahrhaftig. Ich habe keinen. Das ist halt das Reglement.“

Gleichsam entschuldigend fügte er hinzu:

„Es ist wegen der vielen Selbstmorde. Und jetzt eilen Sie sich, bitte. Ich habe nur drei Minuten Zeit für Sie.“

Die Rasierklinge war alt und schartig; die Barthaare wurden mehr ausgerupft als abrasiert. Pünktlich nach dem Sekundenzeiger brachte mich der unerbittliche Hüter des Reglements in die Zelle zurück. Dann öffnete er die Nachbarzelle und führte den Nächsten in den Waschraum.

*

Fast täglich hörte ich beim Essenfassen oder während des Spaziergangs, dieser oder jener meiner Leidensgefährten sei zur Vernehmung geführt worden. Mit Ungeduld wartete ich darauf, meinerseits vernommen zu werden. Langsam schlichen die Tage dahin.

Glücklicherweise hatte ich nun Lesestoff. Ich bekam täglich drei bis fünf ältere Zeitungen in die Zelle geschoben. Das war eine der Vergünstigungen, die uns, den Häftlingen mit den makellos weißen Schildchen an der Tür, gewährt wurde. Ich las die Blätter buchstäblich von der ersten bis zur letzten Zeile, einen besseren Zeitvertreib hatte ich nicht.

Aus den von den Besatzungsmächten lizenzierten Gazetten konnte man den totalen moralischen Zusammenbruch des deut-

schen Wesens entnehmen. Dazu auch die Gründe, die ihn verursachten.

Ausgangspunkt aller Übel, die 1945 über Europa kamen, war eine Geschichtsfälschung. Die Alliierten suchten, zur Rechtfertigung eigener Missetaten und historischer Dummheiten, unter riesigem Aufwand von Propaganda und höchst einseitiger Darstellung der Tatsachen, die Welt glauben zu machen, die nationalsozialistische Bewegung sei nicht eine durch die habgierigen Kurzsichtigkeiten des Versailler Vertrages ausgelöste revolutionäre Metamorphose der deutschen Nation gewesen, sondern eine von gewissenlosen verbrecherischen Elementen angezettelte Verschwörung, deren Teilnehmer sich in hinterhältiger und verräterischer Weise der Macht im Staate bemächtigten.

Wenn es nach den von den Besatzungsmächten inspirierten Zeitungen ging, so war es einfach nicht wahr, daß neun Zehntel aller Deutschen auf der Welt sich für die Ideologie des nationalen Sozialismus, für die Idee Großdeutschlands und für den Gedanken der Suprematie des deutschen Wesens in Europa nicht nur begeistert, sondern geradezu aufgeopfert hatten. Diese historischen Fakten sollten einfach nicht gewesen sein und aus dem Buch der Geschichte ausradiert werden.

Nach dieser Propagandalegende bestand das deutsche Volk nunmehr zu neun Zehnteln aus unschuldigen Waisenkindern, die in ihrer Gottseligkeit von einer politischen Gangsterbande verführt und mißbraucht worden waren. Der Zweite Weltkrieg vollends wurde als eine Art Privatkrieg Hitlers betrachtet, dessen einziges Ziel die persönliche Bereicherung des Staatsoberhauptes und der es umgebenden Clique gewesen war.

Das waren in großen Zügen die Weisheiten, die die deutschgeschriebenen Zeitungen weisungsgemäß verzapften.

*

Die Wochen verstrichen. Immer noch wartete ich vergeblich auf Vorführung oder Vernehmung. Ich setzte mich auf meinen Bett-
rand und schrieb wieder einmal, mit einem Buch als Unterlage auf den Knien, einen Brief. Darin bat ich den Chef des C.I.C. um baldgefällige Mitteilung darüber, weshalb ich denn

eigentlich in diesem bemerkenswerten Gewahrsamshaus der amerikanischen „Gestapo“ festgehalten werde, wenn man sich überhaupt nicht um mich kümmere.

Natürlich bekam ich keine Antwort; aber der junge Soldat, der mir erzählt hatte, er sei in Rumänien gewesen, besuchte mich. Er war eine der wenigen sympathischen Persönlichkeiten dieses Ortes der Verdammnis.

„Alles Okeeh?“ fragte er.

„Wie soll alles Okeeh sein?“ erwiderte ich mit Galgenhumor; „nun sitze ich bereits sechs Wochen in dieser Zelle, und kein Mensch sagt mir warum.“

„Sie sind Rumäne, nicht wahr?“

Ich guckte ihn verständnislos an:

„Aber das wissen Sie doch längst.“

„Was haben Sie in Rumänien gemacht?“

„Was ich da gemacht habe? Wie soll ich diese Frage verstehen?“

„Was war Ihr Beruf?“

„Ich bin General, — das hab' ich Ihnen auch schon gesagt.“

„Ach ja! Tatsächlich, - jetzt erinnere ich mich. Und möchten Sie jetzt wieder nach Rumänien zurück?“

„Mindestens nicht so bald und nicht, solange dort die Roten am Ruder sind. Ist etwa davon die Rede, mich nach Rumänien abzuschicken?“

„Aber nein.“

„Was soll dann hier aus mir werden? Ich möchte irgend jemanden vom C.I.C. sprechen. Das ist doch kein unbilliges Verlangen. Sollte es sich nicht ermöglichen lassen?“

„Ich werde mit dem Hauptmann sprechen, verlassen Sie sich drauf.“

Etwa eine Woche später sah ich ihn wieder; als ich zum Essen holen ging, kreuzte er im Flur meinen Weg.

„Nun?“ flüsterte ich, „wie steht's? Haben Sie mit dem Hauptmann gesprochen?“

Als Antwort zwinkerte er mir wohlwollend mit einem Auge zu, als wolle er mir versichern, alles sei Okeeh.

Dann sah ich ihn niemals wieder.

*

Weihnachten 1946 nahte. Ohne Nachrichten von den Meinen und ohne Aussicht auf ein Ende in einem Gefängnis eingesperrt, krampfte sich mir das Herz zusammen, wenn ich daran dachte. Warum dauerte meine Haft so lange? Weshalb hatte man mich in Neu-Ulm und Garmisch verhältnismäßig anständig behandelt? Nur um mich eine abscheuliche Umgebung und Behandlung desto härter fühlen zu lassen? Welchen Vers sollte man sich aus all' dem machen, wo lag hier eine erkennbare Linie der Vernunft und des folgerichtigen Handelns? Und wohin sollte das alles noch führen?

Oft legte ich mir grübelnd die Frage vor, ob diese wechselvolle Art der Gefangenenbehandlung durch die Amerikaner eine Folge ihrer unstabilen Politik sei oder das launenhafte Werk einzelner Personen, denen man zu viele Vollmachten und Rechte gegeben hatte. Ich neigte dazu, das Letztere anzunehmen. Man braucht nur eine Type wie etwa Lissanetz in einem halbwegs erträglichen Lager nach Gutdünken schalten und walten zu lassen, - sofort verwandelt es sich in die reinste Hölle!

Ich hatte gedacht, es müsse doch wohl irgendein vernünftiger Grund für mein Verbringen nach Oberursel vorliegen, ein gesetzliches Motiv, das logischerweise zu einer Untersuchung mit nachfolgender Entscheidung führen würde; denn darin bestand recht eigentlich die Aufgabe des C.I.C., dieser Abteilung des Amerikanischen Geheimdienstes, unter dessen Fuchtel ich mich zur Zeit befand. Nun saß ich drei geschlagene Monate in einem seiner Sondergefängnisse, einem früheren „Gestapo-Bunker“, und noch immer hatte mir kein Mensch gesagt: warum.

Nur viel Geduld konnte da helfen; ich mußte ruhig abwarten, bis mir das Schicksal den nächsten Dachziegel auf den Kopf fallen ließ.

Eine Woche vor Weihnachten ließ ein Lautsprecher in unserem Zellenkorridor Weihnachtslieder ertönen. Zwei-, dreimal am Tage wurde, umrahmt von Negersongs und Jazzweisen „Stille Nacht, heilige Nacht“ gespielt. Anfänglich war mir das eine wehmütige Freude. Ich dachte an die vielen schönen und glücklichen Weihnachtsabende, die ich mit meiner Familie und im Kreise guter Kameraden verlebt hatte. Nach drei Tagen

knirschte ich über diese krampfhaft weihnachtliche Stimmungserzeugung mit den Zähnen.

Am Weihnachtsabend hörte ich, wie meine Nachbarzellen nacheinander geöffnet und wieder verschlossen wurden. Plötzlich ging auch meine Tür auf. Im Türrahmen erschien die Gestalt unseres Gefängnisdirektors Hauptmann Kahn, genannt „Napoleon der Kleine“. Ich sperrte Mund und Nase auf und fragte mich erstaunt, was das wohl zu bedeuten habe. Kahn richtete auf Deutsch ein paar Worte an mich: „Ich wünsche Ihnen ein fröhliches Fest“, sagte er, indem er seinen kalten Blick gleichgültig auf mir ruhen ließ. „*Thank you*“, erwiderte ich verdutzt.

„Ich schenke Ihnen diese Kleinigkeit.“ Hiermit drückte er mir ein Päckchen in die Hand.

„*Thank you*“, wiederholte ich mit bebender Stimme. „Vorläufig kann ich nicht mehr für Sie tun; ich hoffe aber, daß das nächste Jahr ein besseres für Sie sein wird.“

Monoton und wie eingelernt haspelte Kahn diesen Satz herunter. Was sollte ich darauf antworten? Ich nickte mit dem Kopf und machte die Andeutung einer dankenden Verbeugung. Kahn schien noch etwas sagen zu wollen, überlegte sich's aber anscheinend anders.

„Okeeh?“ begnügte er sich in süßlichem Tonfall zu fragen. Ich blieb stumm.

„Okeeh!“ sagte er selber abschließend und ging davon. Die Tür fiel ins Schloß, zweimal drehten sich die Schlüssel. Die offizielle Weihnachtsfeier war beendet. In dem Päckchen waren zwei Säckchen Tabak, ein winziges Täfelchen Schokolade, ein Stück Kaugummi, ein Stückchen Toilettenseife, eine Tube Zahnpasta und - ein Paar Kinderunterhosen!

Es war das traurigste, aber auch das groteskteste Weihnachtsfest meines Lebens.

*

Dann kam das neue Jahr 1947. An meinen Lebensverhältnissen änderte sich dadurch nichts. Nichtsdestoweniger freute ich mich, daß das so elend verlaufene Jahr 1946 zu Ende war. Mein uner-

schütterlicher Optimismus ließ mich hoffen, es werde 1947 besser gehen.

Am 2. Januar wurde ich zu unserer allwöchentlichen „Schaubung“ geführt und war nicht wenig erstaunt, dort mit dem Prinzen August Wilhelm von Hohenzollern, einem Sohne des letzten Deutschen Kaisers zusammenzutreffen. Zur Zeit, als ich Gesandter in Berlin war, hatte ich ihn kennengelernt. Der Prinz, der allgemein „Auwi“ genannt wurde, war ein harmloser, feingebildeter, sehr zurückhaltender Mensch. Als eine Art Verbindungsmann für seine Familie, war er mit Genehmigung seines kaiserlichen Vaters in die NSDAP eingetreten. Dafür saß er nun hier. Zunächst kannte ich ihn kaum wieder, er war krank, verfallen und wog bei einer Größe von über 1,80 Meter nur noch 55 Kilo. Außerdem hinkte er, weil ihm sein Schuhzeug - ausran- gierte amerikanische Militärstiefel - nicht paßte.

In den drei Minuten, während deren wir uns mit den schartigen Rasierklingen die Barthaare abschabten, erzählte mir „Auwi“ von seinem Leiden. Er kam aus dem Lager Darmstadt. Nach der kürzlich erfolgten Auflösung dieses Lagers waren alle dessen Insassen nach Ludwigsburg geschafft worden. Er allein war nach Oberursel gekommen, ohne eine Ahnung davon zu haben, weshalb. Vielleicht war es der besonders sinnige Gedanke eines hohen C.I.C.-Kommandanten gewesen, den Kaisersohn gerade nach Oberursel zu bringen, wo dessen Familie in der Nähe ein Schloß und schöne Güter besessen hatte.

„Auwi“ konnte kaum etwas essen; er litt an Magen- und Darmstörungen. Er mußte deshalb recht oft die Wachsoldaten behelligen, um sich auf die Toilette führen zu lassen, was diesen ganz und gar nicht gefiel. Sie wurden ausfallend und verhöhnten den Kranken. Welch' eine Lust, einen leibhaften Prinzen ungestraft anschreien zu können:

„Mak snell, mak snell, you dirty big pig! “

*

Am Morgen des 3. Januar stellte ich überrascht fest, daß ich keine Zeitungen bekam. Der Soldat, der sonst täglich gegen

8 Uhr die Tür handbreit öffnete und eine Handvoll bedrucktes Papier in die Zelle schleuderte, ging bei mir vorüber; ich hörte genau, daß rechts und links von mir die Zellen wie üblich bedient worden waren. Das kam mir merkwürdig vor.

Es vergingen keine fünf Minuten, da trat der schöne Jonny bei mir ein.

„Sie haben zehn Minuten Zeit zum Packen. *Mak snell*. Sie kommen weg.“

Mein Herz tat ein paar schnelle Schläge. Mein Optimismus war gerechtfertigt, das Jahr 1947 ließ sich nicht schlecht an. Endlich kam ich aus diesem verfluchten Käfig der amerikanischen Gestapo heraus. Dabei war es mir völlig gleichgültig, wohin diesmal die Reise ging. Die Hauptsache war, von hier fort zu kommen, und das so rasch wie möglich.

Mit Windeseile packte ich meine paar Habseligkeiten zusammen. Als Jonny wieder erschien, stand ich schon abmarschbereit an der Tür.

„Kommen Sie mit. *Mak snell*.“

Vor der Tür der Kanzlei traf ich drei andere Häftlinge, die gleichfalls „umgruppiert“ werden sollten. Mein Gepäck lag am Boden. Als ich es näher betrachtete, vermißte ich meinen Mantel und Hut, worauf ich mich weigerte, den mir vom schönen Jonny präsentierten Empfangsschein zu unterschreiben. Mit Schaudern dachte ich an die Fahrt, die mir bevorstand - in schneidender Kälte ohne Kopfbedeckung und Mantel auf einem offenen Lastkraftwagen.

Murrend und fluchend machten sich ein paar Soldaten an die Suche nach meinen Effekten. Nach einer halben Stunde fanden sie sie hinter einem Stapel Kisten. Ich war sehr froh, obwohl das Futter des Mantels von Mäusen zerfressen war.

„*Mak snell, mak snell!*“

Ich kletterte auf den Lkw. Fort ging es im brausenden amerikanischen Tempo.

Drei Monate Vernehmungsfängnis lagen hinter mir.

Eine Vernehmung hatte nicht stattgefunden.

Die letzten Stationen: Ludwigsburg und Dachau

Als wir Oberursel verließen, fro es Stein und Bein. Wo wird es hingehen? Auf der Autobahn Frankfurt-Karlsruhe ließen wir Darmstadt hinter uns. Also kamen wir nicht nach Darmstadt, wie ich ursprünglich angenommen hatte. Dann verließ unser Lastwagen die Autobahn und schlug die Stuttgarter Richtung ein. Als Reisegefährten hatte ich zwei frühere deutsche Offiziere, die während des Krieges an die Deutsche Gesandtschaft in Lissabon versetzt wurden, und einen Zivilbeamten, der auch dort tätig war. Am späten Nachmittag gingen wir von der eingeschlagenen Route ab und nahmen den Weg, der in das Heilbronner Lager führte. Wir sahen schon die Lichter und Wachtürme. Sollte auch mir jetzt noch ein „Ausflug nach Heilbronn“ beschert werden?

Der Lastwagen hielt am Eingang des Lagers. Ein Sergeant mit Polizeihund kam aus seinem Häuschen und ließ einen der beiden deutschen Offiziere aussteigen. Er war der einzige von uns, der nach Heilbronn kam. Für uns sollte Ludwigsburg der neue Bestimmungsort sein. Mitten in der Nacht kamen wir an.

Wir wurden ganz korrekt empfangen. Hier raubte man uns nichts von unserem Gepäck; im Gegenteil, man stellte uns einen kleinen Leiterwagen zur Verfügung, mit dem wir unsere Habseligkeiten vom Lagertor bis zu dem für uns vorgesehenen Block fahren konnten. Der erste günstige Eindruck, den wir beim Betreten dieses Lagers gehabt hatten, sollte sich auch späterhin als richtig erweisen. Es war wirklich das bestorganisierte und das am wenigsten unmenschliche Lager von allen, die ich bis dahin kennengelernt hatte. Der amerikanische Kommandant dieses Lagers, Major Dahl, war ein äußerst freundlicher und sehr korrekter Mann. Er hatte den glücklichen Einfall, die ganze Sorge der Innenverwaltung den Gefangenen selbst zu überlassen, und begnügte sich mit der Aufsicht des Lagers, der allgemeinen Überwachung und der Verpflegungsversorgung.

Die gesamte Innenorganisation - wie Post, Verwaltung, Unterkunft, soziale Betreuung, Unterrichtsprogramm-Zusammenstellung, Freizeitgestaltung — klappte ausgezeichnet unter der Leitung eines Dr. Vogt.

In meinem jetzigen Zimmer hatte ich die angenehmste Umgebung. Zu meiner Gesellschaft gehörten mehrere Stabsoffiziere, und zwar die Obersten Eckstein und Egelhalf, die Majore Pfahlbusch und Feldmann sowie Dr. Pickert, ehemaliger Stuttgarter Gerichtsarzt, und zwei SS-Adjutanten. Keinem von ihnen war etwas anderes vorzuwerfen, als daß sie ihrem Vaterland gedient hatten. Der Verkehr untereinander war herzlich. Alle waren heiter, voller Schwung und verfügten über eine reiche Portion Optimismus. Man mußte sich unter ihnen wohlfühlen; an diese Lageratmosphäre sich zu gewöhnen fiel gar nicht schwer. Es lohnte sich wirklich, allem, was man dort sehen und hören konnte, Interesse entgegenzubringen, gleichgültig, ob es Vorträge, Darbietungen oder Konzerte waren, die unter Mitwirkung von Künstlern der Stadt Ludwigsburg durchgeführt wurden. Ich traf dort viele alte Bekannte. Am ersten Tag nach meiner Ankunft besuchten mich der Baron von Steengracht, ehemaliger Staatssekretär im Auswärtigen Amt, und Herr von Dörnberg, der einst Chef vom Protokoll gewesen war. Wir tauschten so manche alte gemeinsame Erinnerung aus. Außerdem beherbergte das Lager eine große Zahl ehemaliger deutscher Diplomaten: die Botschafter Ritter, Rahn, Baron von Halem, Geheimrat Ruhe usw., mit denen ich einst zu tun gehabt hatte. Hier waren auch zahlreiche Industrielle und hohe Beamte gelandet.

Zu meiner großen Überraschung begegnete ich eines Tages auch einem meiner ältesten Leidensgefährten in der Gefangenschaft, dem Generalkonsul Wüster, den ich in Bärenkeller kennengelernt hatte.

Als er seinerzeit von dort wegging, glaubten wir alle, er würde entlassen werden. In Wirklichkeit hatte man ihn aber hierher gebracht. Seine Haupttätigkeit bestand darin, Werkstätten zu leiten, in denen man Spielzeug, keramische Artikel und andere Kunstgegenstände fertigte. Ferner erfuhr ich, daß sich in dem Lager mein alter Zimmer-Kamerad von Kornwestheim, der

bulgarische Gesandte Rogozaroff aufhielt. Wegen seiner Krankheit hatte man ihn in die Krankenstube gelegt. Von ihm erfuhr ich, daß der kroatische General von Dessovic im Oktober nach Jugoslawien ausgeliefert und der slowakische Oberst Androvich in die Tschechoslowakei abgeschoben worden war.

*

Ludwigsburg war ein sogenanntes „Auslese-Lager“. Je nachdem, wie die Prüfung ihrer Akten ausgefallen war, sollte ein Teil der Inhaftierten freigelassen und der andere Teil nach Dachau geschickt werden. Die Letzteren wurden zurückgehalten als Zeugen in verschiedenen Prozessen, oder weil sie als verdächtig galten. Aber die meisten von uns sollten in deutsche Lager verlegt werden, wo sie sich dann den Entnazifizierungs-Spruchkammern stellen mußten.

Was aber geschah mit den Ausländern? Diese Frage war noch nicht geklärt.

Allem Anschein sollte das Lager Ludwigsburg aufgelöst werden, denn die Aktivität, die man dort bei dem Einteilen der Gefangenen an den Tag legte, entsprach so gar nicht den amerikanischen Gepflogenheiten. Voll Ungeduld erwartete ich die Entscheidung hinsichtlich meiner Person. Als ich sah, daß viele Ausländer - vor allem Ukrainer - in ganzen Gruppen die Freiheit erlangten, nahm bei mir die langegehegte Hoffnung zu, daß auch für mich die Stunde der Entlassung bald schlagen würde.

Diese Hoffnung erwies sich aber wieder einmal als trügerisch. Wohl wurde der Befehl gegeben - man weiß nicht warum-, das Lager sofort den deutschen Behörden zu übergeben. Diese Zuständigkeitsüberleitung sollte zwei Tage später, am 11. Februar, Wirklichkeit werden. An diesem Tag sollte das Lager in die Hände der deutschen Behörden übergehen. Um die Sache zu vereinfachen, wurden die Gefangenen in zwei Gruppen aufgeteilt: zu der einen gehörten diejenigen, die den deutschen Stellen übergeben werden sollten, und zu der anderen diejenigen, über deren Fall noch nicht entschieden war. Die ersteren - es war die weitaus größere Gruppe - wurden in Ludwigsburg in dem nun

„deutsch" gewordenen Lager in Haft behalten; die Gefangenen der zweiten Gruppe kamen nach Dachau, dem einzigen amerikanischen Zivilinternierten-Lager, das in Deutschland noch existierte, um ihrer Eingruppierung entgegenzusehen. Ich war tief betrübt. Hierdurch wurde meine Entlassung von neuem verzögert, ganz abgesehen von dem Umstand, daß ich wieder einmal die Unannehmlichkeiten einer Verlegung in ein anderes Lager, die Strapazen der Reise, die Schwierigkeiten einer neuen Unterbringung durchzumachen hatte. Und das alles mitten im Winter bei bitterer Kälte. Das hieß wieder, Wochen, vielleicht sogar Monate warten.

Unsere Verlegung wurde für den folgenden Tag (es war der 10. Februar) angeordnet. Es mutet wie eine Ironie des Schicksals an, daß das der Tag war, an dem der Friedensvertrag zwischen den Vereinigten Staaten (und ihren Verbündeten) und Rumänien unterzeichnet wurde!

Die Gefangenen, die nach Dachau verlegt wurden, mußten früh um 4 Uhr aufstehen. Nach langem Herumstehen in eisiger Kälte wurden wir mit unseren Gepäckstücken nach alter Gewohnheit in offene Lastwagen gepfercht, die uns in rasender Geschwindigkeit durch die öden Straßen von Ludwigsburg zum Bahnhof brachten. An den Fenstern der Häuser konnten wir die Gesichter der Frauen und Kinder ahnen, die der Lärm der Lastwagen und die Flüche der Cowboys aufgeschreckt hatten und die ihre Vorhänge wegzogen, um zu sehen, was dieser Spektakel bedeutete.

Unsere Wagen hielten auf dem Güter-Bahnsteig. Dort standen für uns eine *ganze* Kette von Eisenbahnwagen bereit, und unsere Verladung begann dergestalt, daß auf jeden Wagen 20 Personen kamen. Der Fußboden dieser Wagen war mit einer dicken, gefrorenen Schmutzschicht bedeckt. In jedem Wagen stand ein eiserner, rostiger Behelfsofen, neben dem eine Menge Holz lag. Die Wand des Wagens hatte man durchbohrt, um das verbeulte und wacklige Rohr hindurchzuführen, das am Ofen endete. Bezüglich der Tür muß gesagt werden, daß es unmöglich war, sie zu schließen, denn die Schienen, auf denen sie hätte gleiten müssen, waren beschädigt und vom Rost zerfressen. Wir hatten keine

Verpflegung. Schon vor der Abfahrt waren wir bis auf die Knochen zu Eis erstarrt. Was wird aus uns geworden sein, wenn wir in Dachau ankommen?

Ein amerikanischer Soldat kletterte in den Wagen, die Taschen brechend voll mit Schokolade und Zigaretten. Endlich setzte sich der Zug in Bewegung. Es war 11 Uhr vorbei, und wir zitterten vor Kälte. Der Ofen wärmte nicht. Dafür entwickelte er aber einen schwarzen, in die Augen beißenden Rauch, der unsere Gesichter mit einer Rußschicht bedeckte. Der Posten fragte uns, nachdem er eine Zigarette nach der anderen geraucht und eine reichliche Menge Tafeln von Schokolade geknabbert hatte, ob wir nichts hätten, was wir ihm verkaufen könnten. Sofort wühlten mehrere Gefangene in ihren Taschen und zogen verschiedene Gegenstände, vor allem Aluminium-Ringe heraus, wie sie von den ehemaligen KZ.'lern hergestellt wurden und die selbst die Papuaner nicht hätten haben wollen. Unser Posten kaufte diese Ringe gegen 40 Zigaretten und eine Tafel Schokolade je Ring. Befriedigt streifte er diese Ringe auf die schon ringbesetzten Finger. Dann setzte er sich auf einen Stuhl und machte ein Schläfchen - das Gewehr neben sich. Nach mehreren Stunden wachte er endlich auf und sprang blitzschnell hoch, als er merkte, daß er so lange geschlafen hatte. Er schaute um sich und schien froh zu sein, daß keiner fehlte.

„*Good boys*“, sagte er hochofren und bot jedem von uns eine Zigarette an.

Inzwischen war es Abend geworden und wir hatten Dachau erreicht.

*

Dachau - Ort düsteren Gedenkens!

In den Widerwillen und die Abneigung, die ich verspürte, als ich das Tor des einst nationalsozialistischen und heute amerikanischen Konzentrationslagers durchfuhr, mischte sich gleichwohl eine gewisse Neugier. Alles in allem war ich gar nicht so böse, nun selbst Gelegenheit zu haben, mit eigenen Augen zu sehen und nachprüfen zu können, was an den Behauptungen von den Massenabschlachtungen und sonstigen Grausamkeiten der

Nationalsozialisten in Dachau Wahrheit war und was auf das Konto der sogenannten Greuelpropaganda verbucht werden mußte.

Was aber hatte ich eigentlich selber als Häftling in Dachau zu suchen? Wie kam ich vom C.I.C.-Käfig in Oberursel bei Frankfurt am Main ins Lager Dachau bei München? Was hatte dies nun wieder zu bedeuten?

Es war bereits spät in der Nacht, als unser Zug auf einem Gleisanschluß in eine der inneren Lagerstraßen Dachaus einfuhr. Dann hielten wir vor einer Reihe Schuppen und einer Wagenkolonne, die uns beim Aussteigen mit ihren Scheinwerfern anstrahlte. Das uns nun gewohnte Schauspiel rollte ab: Lageroffiziere, Zigarette im Mund, die Hände bis fast an die Ellenbogen in ihren Hosentaschen, die nichts weiter tun, als uns begafften, und Sergeanten, die geschäftig herumtoben und wie Höllenteufel bald im grellen Licht der Scheinwerfer auftauchen, bald vom rabenschwarzen Dunkel der Nacht wieder verschluckt werden, während man von irgendwoher ihre Stimmen hört:

„Let's go, let's go - mak snell, mak snell!“

Anderes Licht als das der Scheinwerfer gab es nicht. In ihrer gleißenden Helle standen wir, die dreihundert neuen KZ-Gäste, schwarz im Gesicht vom Ruß und Rauch der Waggonöfen, mit ausgetrockneten Kehlen und vor Kälte zitternd. Ein wenig abseits hielt eine Einheit polnischer Soldknechte der Amerikaner, die Gewehre schußbereit, mit haßverzerrten Gesichtern, bereit loszuballern, wenn es nötig erscheinen sollte.

„Let's go“ irgendwie formierten wir eine Kolonne, und fast im Laufschrift setzten wir uns in Bewegung. Nach ein paar Schritten erreichten wir einen Stacheldrahtzaun von vier Meter Höhe, der durch Lampen auf jedem Zaunpfahl erleuchtet war.

„Kommen wir da hinein?“ fragten mehrere Stimmen.

„Nein“, antworteten andere, die offenbar hier schon einmal eine Gastrolle gegeben hatten. „Das ist das Hospital. Wir haben noch gute zwei Kilometer zu traben, bevor wir ins eigentliche Lager kommen.“

Alle hundertfünfzig Schritt etwa hielten wir an, um zu verschnaufen.

Endlich erblickten wir eine monumentale Pforte. In großen schwarzen Lettern trug sie die Aufschrift: „*SS-Compound*“.

„Wir sind zu Hause“, murmelte einer neben mir.

Vor dem Tor angekommen, zählte man uns in Pakete zu je fünfzig Mann ab; schubweise ließ man uns das Tor passieren. Es ging eine breite Lagerstraße hinauf, an der links und rechts Holzbaracken erkennbar waren.

Dreihundert Meter weiter wieder ein Tor, diesmal ein kleineres. Erneutes Abzählen.

„Das ist das *WC-Camp*“, sagte irgend jemand.

„Was heißt WC?“ beunruhigte sich ein anderer.

„Wie? Das weißt Du nicht? WC heißt „Wasserklosett“ auf amerikanisch.“

„Da werden wir wohnen“, versuchte ein Dritter zu scherzen.

„Spaß beiseite“, tönte es ruhig aus dem Dunkeln: „WC heißt ‚*War Crime*‘.“

„Und was bedeutet ‚*War Crime*‘?“

„Du lieber Gott, wie kann ein Mensch so unwissend sein! Hast Du noch nie etwas von Kriegsverbrechern gehört?“

„Und was haben wir mit denen zu tun?“ ließ sich eine zitternde Stimme vernehmen.

Allgemeines Gelächter.

„Frag mal Deine Oma. Die kann es Dir ganz genau sagen.“

Ein Kapo mit abstoßenden Zügen führte meine Abzählgruppe zur Baracke 135, die in vier Schlafsäle eingeteilt war. Weise verfügte der Kapo, die über fünfzig Jahre Alten dürften die untersten „Betten“ benutzen, während die jüngeren Semester nach oben kommen sollten. Die Sache hatte nur den einen Haken, daß viele Lagerstätten der Bodenbretter ermangelten, weil unsere Vorgänger sie verheizt hatten.

„Für heute müßt Ihr Euch irgendwie behelfen“, sagte der Kapo; er war ein ehemaliger Zuchthauswärter und, weil er unter dem nationalsozialistischen Regime Dienst getan hatte, verdächtig, Kriegsverbrechen begangen zu haben. „Morgen bekommen wir Bretter. Es ist fest zugesagt.“

Ich hatte das Glück, neben einen Österreicher zu kommen, dessen sympathisches Äußere mir gleich gefiel. Freundlich gab

er mir drei Bretter seines Bettes leihweise ab, so daß ich wenigstens einigermaßen liegen konnte. Trotz meiner Erschöpfung vermochte ich keinen Schlaf zu finden. Auf Befehl des Kapos wurden alle Lichter gelöscht. Der Ofen war anscheinend schon lange aus, und ich bebte vor Kälte am ganzen Körper.

Was würden mir die kommenden Tage bringen? Mit brennenden Augen starrte ich in die lichtlose kalte Finsternis.

*

Um sechs Uhr früh brüllte der Kapo:

„Alles aufstehen! In zehn Minuten antreten zum Appell vor der Baracke!“

Wir sprangen von den Lagerstätten, und alle Welt machte sich zum Heraustreten fertig, ohne sich zum Waschen Zeit zu nehmen. Draußen pfiß ein eisiger Wind. In Fünferreihen angetreten, wurden wir vom Kapo mehrfach gezählt und wieder gezählt, anscheinend weil die Soll- mit der Iststärke nicht übereinstimmen wollte. Endlich war es soweit, und ein amerikanischer Unteroffizier erschien, eine Zigarette im Munde, die er nur herausnahm, um auszuspucken. Er sah uns nicht einmal an.

Unser Kapo meldete ihm, militärisch stramm, mit gesammeltem dienstlichem Ernst, ganz so wie zu den Zeiten, als er in einem preußischen Zuchthaus seine Rapporte abstattete.

„Ollrait“ macht der Ami, drehte sich lässig um und entschwand, die Hände in den Hosentaschen und die Zigarette im Mund.

Angeblich fehlte in der Nachbarbaracke einer beim Appell. Infolgedessen bekamen wir Befehl, unsere Unterkunft bis auf weiteres nicht zu verlassen. Mit gedunsenen Gesichtern und schlafmüden Augen drückten wir uns um den Ofen herum, in dem ein schwaches Feuer brannte.

Zu unserer Erleichterung erfuhren wir, daß unser Aufenthalt hier im WC-Käfig nur vorübergehend war. Bald würden wir ins sogenannte „Freie Lager“ verbracht werden; mit Ausnahme derjenigen natürlich, die hier bleiben würden, weil sie irgendwelcher Kriegsverbrechen beschuldigt waren.

Im allgemeinen verfuhr man in Dachau so, daß jeder Neuankömmling zunächst einmal in den „Bunkern“ - eine Art Zellengefängnis - eingesperrt wurde, bis entschieden war, ob er da bleiben, ins Freie Lager, ins „Sonderlager“ oder in den WC-Käfig kommen sollte. Weil wir so spät in der Nacht ankamen und so zahlreich waren, hatte man uns gestern anstatt in den Bunker, hierher gesteckt. Hier sollten wir nur bleiben, bis der fernere Aufenthaltsort eines jeden von uns feststand.

Es war gerade Posttag. Dadurch erfuhren wir Neuangekommenes einiges über die postalischen Verhältnisse in Dachau, die trübselig genug waren. Alle 14 Tage durfte man eine Postkarte und einen Brief schreiben. Als Briefpapier mußte man Formulare benutzen, wie sie für Kriegsgefangene vorgeschrieben waren, — Kleinformat mit 26 durch Linierung vorgeschriebenen Zeilen. Die Formulare wurden am Anfang des Monats verteilt, wer nach der Verteilung im Lager eintraf, mußte bis zum nächsten Ersten warten. Außerdem ging das Gerücht, die Zensurstelle des Lagers stempelte jeden herausgehenden Brief mit dem Kennwort „*War Crimes*“ ab. Wer nach Hause schrieb, war also in des Wortes buchstäblicher Bedeutung als „Kriegsverbrecher“ abgestempelt.

Über die Ernährung war mengenmäßig nicht zu klagen, wenn sie auch sehr gleichförmig war. Morgens bekamen wir ein Drittel Laib Brot und Mehlbrei, manchmal Haferflocken oder Mais. Mittags gab es eine Kartoffel- oder Gemüsesuppe und am Abend wieder Brei, dazu 15 Gramm Butter oder Margarine; manchmal gab es zusätzlich 50 Gramm Wurst.

Sensationell war die Tabakverteilung. In anderen Lagern gab es oft monatelang keine Rauchwaren. In Dachau schien irgendein Tabaktrust sich Absatzwege geöffnet zu haben; der Tabak floß in Strömen, so reichlich, daß selbst die eingefleischtesten Kettenraucher mit ihren Rationen nicht fertig wurden. In der Regel erhielt jeder Mann täglich ein Päckchen Tabak, häufig auch deren zwei und sogar noch mehr, - eine unglaubliche Verschwendung, an deren Stelle man lieber unsere monotonen Menüs hätte ein wenig abwechslungsreicher gestalten sollen.

Wir durften unsere Baracke vorläufig nicht verlassen. Daher war es mir fürs erste nicht möglich, mir ein Bild meiner weite-

Umwelt zu machen. Nach den Erzählungen länger Eingesessener hatte das Lager einen riesigen Umfang. Mehrere Camps für verschiedene Arten von Häftlingen lagen getrennt nebeneinander; es gab ein besonderes Frauenlager und solche für Jugendliche beiderlei Geschlechts. Dazu kamen die Kasernen der Amerikaner, die Unterkünfte für die polnischen Hilfstruppen, Hospitäler, Dusch- und Baderäume, Verwaltungsgebäude, Magazine, prächtige Villen für die Offiziere mit ihren Familien, Küchen, Bäckereien und sogar ein Theater und ein Gericht. Obwohl die einzelnen Lager ganz verschiedene Kategorien von Häftlingen beherbergten, gab es in Verpflegung und Unterbringung kaum einen Unterschied. Die Behandlung war sozusagen überall gleich, ausgenommen natürlich im „Bunker“, der den Bestimmungen des amerikanischen Strafvollzugs unterworfen war, wie ich sie in Oberursel zur Genüge kennengelernt hatte.

Am Nachmittag hatte sich das Individuum, das in einer Nachbarbaracke angeblich gefehlt hatte, anscheinend wieder angefounden. Unser „Barackenarrest“ wurde aufgehoben. Das Lagerleben bekam sein normales Gesicht, und die erste Folge davon war, daß unsere Unterkunft noch am gleichen Abend von Schwarzmarkthändlern geradezu gestürmt wurde. Galgenvogelgesichter, die meisten mit den Spuren langjährigen KZ- und Zuchthausdaseins, erschienen mit Säcken bepackt, in denen sich die ausgefallensten Sachen befanden. Sie handelten ganz offen und ungescheut und hatten sich beeilt, mit uns ins Geschäft zu kommen, bevor wir uns über die wirklichen Preise des Schwarzen Marktes hatten orientieren können.

Einer dieser Händler rühmte sich, alles in allem bis jetzt zwölf Jahre im KZ Dachau verbracht zu haben: zehn Jahre bei den Deutschen als Krimineller und zwei bei den Amerikanern als „Politiker“, weil er sich als Kapo Übergriffe gegen jüdische Mithäftlinge hatte zuschulden kommen lassen.

Den Säcken entquollen sagenhafte Herrlichkeiten, an die wir kaum noch eine Erinnerung besaßen: Schokolade, Kaffee, Kakao, Tee, Zucker und Konserven jeden nur erdenklichen Inhalts vom Hummer in Mayonnaise bis zum Apfelkompott. Alle Waren schienen amerikanischen Ursprungs.

Es liegt klar auf der Hand, daß dieser Handel ohne Wissen der Amerikaner in Dachau nicht möglich war. Besonders die Polen haben sich dabei als die rührigsten Agenten erwiesen. Das Tauschmittel als Geldersatz waren Tabak und Zigaretten. Hier liegt auch die Lösung des Rätsels unserer Überfütterung mit Tabak. Er ging auf dem Wege über diesen Handel in die Möhlstraße nach München, jene berühmte Schieberzentrale, die sich der schon fast offiziellen Protektion höchster amerikanischer Stellen erfreute, indem jedenfalls nie von irgendeiner Seite gegen sie etwas Durchgreifendes unternommen worden ist.

Einige Preise des legalisierten Dachauer Schwarzmarktes sind mir in Erinnerung geblieben: ein Paar neue Schuhe kosteten 15 Pakete Tabak, ein gutes Hemd deren 8; ein kleines Brot wurde mit 3 Tabakpäckchen bewertet, und ein Pfund Zucker galt 6; für ein Pfund Kaffee mußte man acht Päckchen geben!

Dank der großzügigen Organisation dieser Tabakwährung war München der Ort, wo die Schieber aus ganz Süddeutschland zusammenströmten, weil Rauchwaren dort am wohlfeilsten zu bekommen waren.

*

Tags darauf großer Umzug. Die meisten der Neuangekommenen verließen den WC-Käfig und zogen ins sogenannte Freie Lager ein. Dort traf ich wieder mit alten Bekannten aus dem Auswärtigen Amt zusammen: den Herren von Dörnberg, von Halem, Sonnleitner und von Thadden.

Auch ein paar Großindustrielle waren da, die die Amerikaner eingesperrt hielten: der Maschinenbauer Henschel, der Textilfachmann Tengelmann, die Chemiker Dr. Ringer und Reppe. Dem Bankier Rummel warf man vor, die Lieferungen industrieller Werke finanziert zu haben.

Mit diesen Herren zusammen sowie einigen jungen Rumänen und Volksdeutschen, die in die Waffen-SS eingetreten waren, — was in den Augen unserer Umerzieher ein schreckliches Verbrechen war - richtete ich mich in einer Baracke ein, die die

Nr. 153 trug. Sie schien lange nicht bewohnt, war daher sehr schadhaft und ratzekahl ausgeplündert. Es waren nicht einmal genug Bettgestelle für uns alle vorhanden. Trübselig zogen wir in anderen Baracken umher, in der stillen Hoffnung, irgendeine mitleidige Seele werde uns helfen, aber das Resultat unseres Bittganges war enttäuschend. Da kam einer von uns auf den Gedanken, durch das Schlüsselloch eines verschlossenen Raumes zu gucken, - und siehe da: er stand voll Bettgestellen, Bodenbrettern und Schemeln. Im Nu hatten wir die Tür geöffnet wie geübte Einbrecher und versahen uns mit dem Nötigen.

Obwohl der Ofen der Baracke gut war und es uns nun an Holz nicht mangelte, weil wir die überzähligen Bodenbretter zum Feuern benutzten, war es wenige Schritte vom Ofen entfernt vor Kälte nicht auszuhalten. Insbesondere die Nächte waren unerfreulich. Aus allen Ritzen der Wände piff der Wind, die Türen der Baracke hingen schief, handbreit klaffend in ihren Angeln, und an den Fenstern fehlten so viele Scheiben, daß wir nicht alle Öffnungen mit Papier zu stopfen vermochten.

Baron von Halem, ehemals deutscher Gesandter in Lissabon, wurde einstimmig zum Barackenältesten gewählt. Nach und nach glückte es uns, durch fleißiges „Organisieren“ und allerlei kleine Tricks und Erfindungen unseren Raum etwas wohnlicher zu gestalten. Trotz des unmöglichen Lebens, das wir führten, hielten wir uns bei guter Laune. Wir bildeten eine Art Kameradschaft Gleichgesinnter und unsere gegenseitigen Beziehungen waren von so viel zivilisierter Rücksichtnahme und Lebensart getragen, daß eine gute Atmosphäre herrschte; sie ließ uns manchmal geradezu den Ort vergessen, an dem wir uns befanden.

*

Wenige Tage darauf erlebte ich die Überraschung, in der großen Lagerstraße einer Unmenge bekannter Gesichter zu begegnen. Dabei freute mich besonders das Zusammentreffen mit dem Oberst von M., der ehemals mit den rumänischen Angelegenheiten in der Sektion der Militär-Attachés im Großen Generalstab betraut war.

Da M. selbst nicht Generalstabsoffizier, sondern einfacher Truppenoberst war, gab es eigentlich keinen ersichtlichen Anlaß dafür, daß er hier noch immer eingesperrt war. Er hatte Übles erlebt. Zunächst in Bärenkeller eingelocht, wo ich ihn in den ersten Tagen meiner Haft von weitem gesehen hatte, war ihm das Pech widerfahren, einem betrunkenen Sergeanten aufzufallen, dem sein deutsches Oberstengesicht nicht gefiel und der ihn deshalb als „verdächtig“ meldete.

Dieser Vermerk „Verdächtig“ kam in seine Papiere, und von Stund an machte man ihm das Leben zur Hölle.

Zunächst kam er in ein Straflager bei Ludwigsburg. Bei der Ankunft ließ man ihn sich nackt ausziehen; dann fielen zwei amerikanische Athletenfiguren über ihn her, gaben ihm ein paar Fausthiebe in den Magen, die ihn ohnmächtig werden ließen, brachten ihn durch Übergießen mit kaltem Wasser wieder zur Besinnung, setzten ihn gegen eine Wand und schlugen ihm mit einigen enormen Kinnhaken fast alle Zähne aus.

Eine Erklärung für diese Behandlung gab man ihm nie. Nachdem er eine halbe Stunde Blut spuckend am Boden gelegen hatte, kam ein Soldat, brachte ihm seine Kleider und führte den Unglücklichen in einen der vielen überfüllten Schlafsäle. M. zeigte mir die Zahnlücken und Stummel, die er bei dieser einseitigen Boxpartie davongetragen hatte und bei der er genötigt gewesen war, die Rolle des Punchingballs zu spielen.

Von Ludwigsburg zerrte man M. von Lager zu Lager, immer in die allerschlimmsten wie das berüchtigte Heilbronn und nach Zuffenhausen. Schließlich landete er in Dachau im WC-Käfig, immer mit der Etikette „verdächtig“. Hier blieb er monatelang, und kein Mensch machte sich die Mühe, einmal zu untersuchen, wessen er verdächtig sein sollte. Ein Trunkenbold hatte ihm vor Jahr und Tag diesen Vermerk angehängt, und damit war der Fall bis zu den obersten amerikanischen Autoritäten hin bestens erledigt; auf seine Beschwerden bekam er natürlich nie eine Antwort.

Fast ein Jahr saß M. im WC-Käfig. Dann wurde er, ohne ein erläuterndes Wort, ins sog. freie Lager verbracht, wo er nun auch schon wieder über ein Vierteljahr hauste. Alle seine Kameraden

von gleichem Rang waren aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. Nur er saß noch hier, ohne die geringste Ahnung, was nun eigentlich mit ihm werden sollte.

Als alter Insasse des Lagers konnte mir M. eine lehrreiche Beschreibung der Örtlichkeit liefern. Ich fragte ihn, wo sich eigentlich die Einrichtungen befänden, die Gaskammern und Verbrennungsöfen, deren schauderhafter Betrieb die Menschheit mit soviel Abscheu erfüllte.

M. lächelte hintergründig:

„Sie werden nichts dergleichen sehen. Eine Gaskammer hat es in Dachau tatsächlich als Desinfektionsraum und Entlausungseinrichtung gegeben und einen Verbrennungsofen als Krematorium. Im Anfang, gleich nach dem Zusammenbruch 1945, wurden alle diejenigen zwangsweise zu ihrer Besichtigung geführt, die man ins Lager einlieferte. Der Anblick sollte auf die Betreffenden umerzieherisch wirken, ihren Abscheu, Mitleid mit den Opfern und Reue erwecken. Man kam bald davon ab.“

„Und warum macht man das nicht mehr?“

„Weil die Besucher ganz anders reagierten, als man erwartet hatte.“

„Verstehe ich nicht!“

„Ganz einfach. Für jeden unparteiischen Geist war es offensichtlich, daß die Gaskammer und das Krematorium so klein waren, daß sie die riesige Zahl der angeblich vergasten und verbrannten Opfer niemals erreichen konnten, selbst dann nicht, wenn sie Tag und Nacht ununterbrochen in Betrieb gewesen wären. Man hat von über 200000 Verbrannten gesprochen. Sie können von dieser Zahl ruhig eine Null abstreichen.“

„Finden Sie etwa, das sei nicht genug?“

M. erregte sich nicht. Nur sein ironisches Lächeln wurde trist:

„Sie hätten recht, wenn nicht — wie alle, die damals in der Nazizeit im Lager saßen, ganz genau wissen - in dieser Zahl von 20000 die Opfer einer Typhusepidemie enthalten wären, die Anfang 1945 im Lager wütete. Außerdem brachte man Tausende von Todesopfern der anglo-amerikanischen Luftangriffe aus München hierher, um sie im hiesigen Krematorium zu verbrennen. Beweise dafür liegen unwiderleglich vor, - und es ist nur zu

wünschen, daß die Menschheit dies eines guten Tages erfährt. Auf den photographierten Leichenhaufen von angeblich zu Tode Mißhandelten und Verhungerten, deren Bilder in Millionen Exemplaren über die ganze Welt verbreitet worden sind, um alle Ausschreitungen der Sieger durch Anprangerung von ‚Nazi-greueln‘ zu rechtfertigen, haben viele ihre Angehörigen und Freunde erkennen können, die durch den Bombenterror der Alliierten ums Leben gekommen waren und deren Leichen man nach Dachau geschafft hatte, um sie dort nach und nach einzuäschern."

„Das mag so sein, und ich habe es auch schon von anderer Seite gehört. Aber niemand kann leugnen, daß zahlreiche Juden und Berufsverbrecher in den Konzentrationslagern und sicherlich auch in Dachau umgebracht worden sind."

„Das ist unglücklicherweise wahr. Jedoch sind die Zahlen aus Propagandagründen und um große Entschädigungen herauszuschlagen, maßlos übertrieben worden."

Tatsächlich habe ich niemals Gelegenheit gehabt, die Schreckenskammern von Dachau mit eigenen Augen zu sehen - genau wie von M. es voraussagte. Seine übrigen Ausführungen habe ich späterhin von unparteiischen Seiten noch häufig bestätigt gefunden, wenn auch die offizielle Lesart an den aufgebauhten Zahlen aus politischen Gründen bis zum heutigen Tage festhält.

*

Die große Lagerstraße hinunter zieht eine Schar auffallender Gestalten. Sie sind selbst für hiesige Verhältnisse ungewöhnlich verwahrlost, verschmutzt, unrasiert und schlecht gekleidet. Hosen und Röcke bestehen buchstäblich nur noch aus Fetzen. Auch einige Frauen sind dabei, und der ganze Elendszug wird von Polen mit gezogenen Maschinenpistolen eskortiert. Auf meine Frage nach diesen Unglücklichen sagte mir ein alter Dachauer:

„Die gehen zur Schaubühne ins Theater. Zur Zeit findet dort täglich eine Vorstellung statt. Das Publikum besteht aus ehemaligen KZ-lern, die nach Auflösung der nationalsozialistischen Strafanstalten und Lager von den Amis in Dienst genommen worden sind. Sie wohnen meistens hier im Lager, werden gut

verpflegt und für ihre Teilnahme an den Gegenüberstellungen reichlich bezahlt."

Ich verstand nicht recht.

„Unter den Insassen des WC-Käfigs gibt es eine Menge ehemaliger Gefängniswärter, Zuchthausbeamte und Wachsoldaten der ehemaligen nationalsozialistischen KZ's. Man führt sie täglich gruppenweise in die alte Theaterbaracke. Einzelnen müssen sie dann auf die Bühne steigen, ein Scheinwerfer beleuchtet sie, und sie müssen sich auf Kommando drehen und wenden, wie Mannequins bei Modeveranstaltungen auf ihrem Laufsteg. Die Zuschauer sind dazu da, die Vorgeführten zu identifizieren und anzugeben, ob diese sich eines „Verbrechens gegen die Menschlichkeit“ schuldig gemacht haben, indem sie die alten KZ-ler nicht immer zuvorkommend behandelten. Steigt einer der ehemaligen Wachmannschaften auf die Bühne, so gibt ein Regisseur eine kurze Erklärung über die Person des Vorgeführten ab, etwa des Inhalts, der Betreffende sei beispielsweise Inspektor im Zuchthaus Luckau oder Wächter in Buchenwald gewesen, und wenn jemand Klagen vorzubringen habe, möge er das tun. Das gibt allemal Bewegung im Saal, zögerndes Murmeln steigt auf oder Drohungen und hysterisches Geschrei. Hat niemand etwas vorzubringen, tritt der Vorgeführte ab, um bei nächster Gelegenheit einem anderen Publikum gezeigt zu werden. Wenn jedoch nur zwei Leute aus der Menge behaupten, der Vorgeführte habe einem Häftling eine Ohrfeige gegeben, so genügt das, um den Angeschuldigten eines Kriegsverbrechens oder eines Verbrechens gegen die Menschlichkeit für überführt anzusehen. Der Beschuldigte hat gut behauptet, man verwechselte ihn mit einem andern, er sei gar nie Wächter im Lager Buchenwald gewesen - solche Proteste werden nicht angenommen. Tausende sind auf diese Weise durch die Aussagen von „Berufszeugen“ zu langjährigen Freiheitsstrafen verurteilt oder an Rußland, Polen und Jugoslawien ausgeliefert worden; und was das bedeutet, kann man sich ausmalen.“

Vergeblich habe ich zu ergründen versucht, wie ausgerechnet von Amerika her ein solches, einer sich zivilisiert nennenden Nation unwürdiges Verfahren hat eingeführt werden können. Die Mehrzahl der armen Teufel waren unschuldig oder hatten

auf Dienstbefehl gehandelt. Waren die Amerikaner nicht in der Lage, andere Methoden zu entwickeln, die weniger unwürdig waren und die es erlaubt hätten, wirklich Schuldige zu entdecken?

Wie oft hat man Verdächtige nur auf Grund von Namensverwechslungen derart mißhandelt? Die Meyers und Schulzes, die jahrelang eingesperrt blieben, weil irgendein SS-Mann dieses Namens denunziert worden war, sind nicht zu zählen.

Manchmal gab es auch eine Galavorstellung mit besonders ausgewählten Akteuren. Man ließ dann irgendwelche Prominente des NS-Regimes aufmarschieren, einfach zum Vergnügen der alten KZ-ler, die natürlich einen Heidenspaß hatten, daß sie den vom Scheinwerfer angestrahlt, ihnen hilflos Ausgelieferten ungestraft schmähen, bedrohen und beleidigen konnten.

Der ehemalige SA-Obergruppenführer Jüttner, ein untadeliger Mann von annähernd 70 Jahren, erzählte mir, wie es ihm auf der Schaubühne ergangen war.

Der Regisseur, ein aus Frankfurt am Main emigrierter Amerikaner namens Gutman, fragte ihn:

„Sie sind doch ein berühmter Säufer, nicht wahr? Übrigens waren alle Naziführer Trinker, was?“

„Wie bist Du denn ein so hohes Tier geworden? Hast Du gut mit Madame Hitler gestanden, wie?“

„Du kennst doch Madame Hitler, geborene Eva Braun? Sag mal, hatte sie einen schönen Busen? Wie waren ihre Beine? Glaubst Du, sie hatte Sex-Appeal?“

*

Es schien, als wolle der Winter niemals enden. Verfroren drängten wir uns um unseren Ofen. Nachts war es so kalt, daß wir morgens ganz steif waren. Oft standen wir schon vor dem Morgenrauen auf, um das ausgegangene Feuer anzufachen und uns ein wenig Bewegung zu machen.

Das ganze riesige Lager schien ausgestorben, in einer Art Winterschlaf erstarrt. Über 10000 Häftlinge, von denjenigen aus dem WC-Käfig bis zu denen des Freien Lagers, setzten ohne zwin-

gende Notwendigkeit keinen Fuß außerhalb ihrer Baracken. So war die einzige Abwechslung das Auftauchen von Kommissionen, die sich ihr Schlachtvieh aussuchten, wie es im Häftlingsjargon bitter hieß.

Diese Kommissionen, polnische, tschechische, holländische, belgische, französische und jugoslawische, machten Jagd auf „Kriegsverbrecher“, die sie in ihre Länder verschleppten, um ihnen dort mit mehr oder weniger fadenscheinigen Gründen, bei unsicherer Rechtslage, mit zweifelhaften Zeugen und sorgfältig ausgesuchten Richtern den Prozeß zu machen.

Es genügte, daß ein Deutscher in einem der besetzten Gebiete während des Krieges irgend einen stationären Dienst getan hatte, um ihn als „verdächtig“ gelten zu lassen. Er wurde von den Amerikanern einer dieser Kommissionen ausgeliefert und konnte von Glück sagen, wenn er nach fünf-, ja selbst zehnjähriger „Untersuchungshaft“ aus Belgien, Frankreich oder einem anderen „Gewahrsamsland“ wieder zurückkam. Man hat geschätzt, daß in allen Gewahrsamsländern zusammen über 2000 mehr oder weniger summarischer Kriegsverbrecherprozesse stattgefunden haben. Die Zahl der im Anschluß daran Gehängten, Erschossenen oder sonstwie ums Leben Gekommenen ist nie veröffentlicht worden.

Bevor die von den Kommissionen ermittelten „Kriegsverbrecher“ in vergitterten Güterwagen aus Dachau abtransportiert wurden, setzte man sie auf 24 Stunden in den Bunker, wo man ihnen alles abnahm, was vielleicht noch einen kleinen Wert für sie haben konnte. Die Benachrichtigung der Opfer war so kurzfristig wie möglich. Trotzdem gab es viele Selbstmorde. Dabei töteten sich nicht nur die Leute, die allenfalls ein schlechtes Gewissen hätten haben können. Viele machten Schluß, weil sie mit ihrer Nervenkraft am Ende waren oder weil sie einem jahrelangen Vegetieren in einem französischen, tschechischen oder polnischen Gefängnis den Tod vorzogen. Ein Schnitt durch die Pulsadern mit einem rostigen Stück Rasierklinge genügte. Wer keine Klinge hatte, griff oft zu verzweifelten Mitteln. So erinnere ich mich eines alten Generals, der, als man ihm mitteilte, er werde in zehn Minuten in den Bunker geführt, um am kommenden Tag

den Polen ausgeliefert zu werden, Harakiri beging, indem er sich ein schartiges, kaum noch zum Schneiden brauchbares Tischmesser in den Leib stieß.

Der grausige und tragische Aspekt dieser Auslieferungen der „Kriegsverbrecher“ ist von den Häftlingen als „Schlachtviehmarkt Dachau“ nicht sehr zartfühlend, aber durchaus treffend charakterisiert worden.

*

Inzwischen sollte in einer Konferenz in Moskau unter den Siegern über das künftige Schicksal Deutschlands entschieden werden. Eine Einigung kam nicht zustande, lediglich ein wachsender Gegensatz zwischen Amerika und der Sowjetunion wurde offenbar.

Mehr schlecht als recht war es geglückt, mit den sogenannten Satellitenstaaten, darunter auch Rumänien, Friedensverträge abzuschließen. Aber es lag auf der Hand, daß die Durchführung dieser Verträge von der künftigen Stellung Deutschlands in Europa abhing, und in dieser Hinsicht war eine Verständigung zwischen den USA und Rußland schon aus dem einen Grunde nicht möglich, weil jeder der Kontrahenten nur das Bestreben hatte, das künftige deutsche Gebilde in seinen Einflußbereich zu ziehen.

Diese neue und eigenartige Situation mußte sich irgendwie auch auf das Schicksal der Lagerinsassen auswirken. Es war sinnwidrig geworden, hunderttausende Deutscher beiderlei Geschlechts und vom Unmündigen bis zum Greis am Rande des Grabes, in KZ's zusammenzupferchen.

Das Wort, das Tayllorand einst über die Erschießung des Herzogs von Enghien gesagt hatte: „es war mehr als ein Verbrechen, es war eine Dummheit“ bewahrheitete sich auch am „Automatic Arrest“.

Mit dem Entlassen aber ging es langsamer, viel langsamer, als zwei Jahre vorher mit dem Verhaften.

Zwar wurden die Konzentrationslager der Alliierten nach und nach aufgelöst, aber an ihre Stelle traten vielfach deutsche Lager, oder die Besatzungsmächte gaben einfach die Lagerverwaltungen an deutsche Dienststellen ab.

Es ist richtig, daß bei dieser Gelegenheit Zehntausende von Häftlingen entlassen worden sind, ebenso richtig aber auch, daß andere Zehntausende lediglich ihren Kerkermeister wechselten. Die neuen Lager waren übrigens nur dem Namen nach deutsch, die Amerikaner waren darin nach wie vor die eigentlichen Herren, denn sie hatten sich die Zustimmung zur Entlassung jedes einzelnen Gefangenen vorbehalten.

Damit wälzten die amerikanischen Dienststellen, dem wachsenden Druck eines heimatlichen Stimmungsumschwungs äußerlich nachgebend, ihre Verantwortung geschickt und tückisch auf den Rücken einiger Deutscher ab, die dieses saubere Spiel nicht durchschauten. Die Hauptsache für die amerikanischen Dienststellen war, daß sie aus Deutschland melden konnten, es gäbe in der amerikanischen Zone kein KZ mehr - mit der einzigen Ausnahme von Dachau, in dem man angeblich die schweren oder komplizierten Fälle vereint hatte, deren Bearbeitung noch eine gewisse Zeit erforderte.

Im Frühsommer des Jahres 1947 lief dann endlich auch die Auflösung des Lagers Dachau an. Sie begann im sog. „freien Lager“, wo 6000 Menschen darauf warteten. Zunächst mußte jeder von ihnen wieder einmal einen Fragebogen ausfüllen, der als Unterlage für eine abschließende Vernehmung *zu* dienen bestimmt war.

Diese Formalitäten wurden lediglich durchgeführt, um eine Art von nachträglicher Rechtfertigung der zweijährigen KZ-Haft zu konstruieren. Einen anderen Sinn hatten sie nicht.

Dann begann man endlich mit den längst überfälligen Entlassungen. Jeden Tag verließen etwa hundert Gefangene das Lager und kehrten zu ihren Familien zurück; andere aber wurden in deutsche Lager versetzt, um dort „entnazifiziert“ zu werden.

In meiner Baracke gab es eine Überraschung. Ein Sergeant erschien und las eine Liste von sechzig Namen vor. Die Betroffenen wurden dem C.O.C. (*Court of Council*), den öffentlichen Anklägern in Nürnberger Prozessen gegen die sog. „großen Kriegsverbrecher“, zur Verfügung gestellt. Es fanden sich dabei die bekanntesten Namen aus Industrie, Verwaltung und Auswärtigem

Dienst, die auf diese Weise dazu berufen wurden, sich als Zeugen bereitzuhalten. Um sie für Vernehmungen oder einen raschen Transport nach Nürnberg bei der Hand zu haben, versetzte man sie in eine isolierte Baracke, anscheinend auch um darzutun, wie rasch beim Verfahren in Nürnberg ein Zeuge sich in einen Angeklagten verwandeln konnte. Außer mir blieb nur der Industrielle Henschel unangefochten in der bisherigen Baracke, und wir beglückwünschten uns gegenseitig.

Auch ich hatte einen Abschlußfragebogen ausfüllen müssen; nach etwa 14 Tagen führte man mich zu einer Vernehmung; es war natürlich wieder nicht der „höhere Offizier“, zu dem ich zwei Jahre vorher abgeholt worden war.

Der junge Bursche in Uniform, der sich anschickte, mich zu befragen, schien ein amerikanischer Student zu sein. Dem Alter nach hätte er mein Sohn sein können. Er war schüchtern, lud mich stumm mit einer fahrigten Handbewegung zum Sitzen ein und steckte seine Nase in meine Akten.

Plötzlich hörte er mit der Lektüre eines Blattes auf und fragte:

„Wer hat denn das geschrieben?“

„Worum handelt es sich?“

„Es ist gut — alles in Ordnung“, stammelte er und schluckte heftig: „Die Sache ist ganz klar.“

„Was ist eigentlich die Eiserne Garde?“ fragte mein jugendlicher Vernehmer auf einmal.

„Es war eine nationale Organisation in Rumänien, die nach den Mustern des Faschismus gegliedert war und den traditionellen Antisemitismus der rumänischen Bauern und Kleinbürger vertrat.“

„Gehörten Sie dazu?“

„Nein, niemals.“

Mein Vernehmer fing an zu gähnen und spielte verlegen mit einem Bleistift. Dann lächelte er dümmlich:

„Sie waren General, nicht wahr?“

„Ich bin es noch.“

Wieder steckte er seine Nase in das dicke Bündel meiner Akten, die er rasch durchzublättern begann.

„Ihr Fall ist neu für mich, und ich weiß nicht, was ich Ihnen

sagen soll. Nur scheint mir, daß Sie noch eine Weile hier in Dachau werden bleiben müssen."

„Ja, warum denn, um Himmelswillen", rief ich aus.

„Ihre Situation ist reichlich unklar. Sehen Sie - Rumänien war gegen die USA im Kriege ..."

„Aber was hat denn das mit mir zu tun? Der Krieg ist längst zu Ende, und es ist sogar zwischen den USA und Rumänien ein Friedensvertrag abgeschlossen worden. Was wollen Sie mehr? Die Tatsache, daß die beiden Länder sich einmal im Kriegszustand befunden haben, kann doch nicht ein Grund dafür sein, mich bis zum jüngsten Tag in Lager und Gefängnisse einzusperren. Wir haben jetzt Frieden ..."

„Frieden? Sprechen wir lieber nicht davon", meinte er und lächelte dünn.

Fassungslos starrte ich mein Gegenüber an. Wurde der Friedensvertrag mit meinem Vaterlande so wenig ernst genommen?

„Es wird lange dauern, bis Sie wieder nach Rumänien zurückkehren können", setzte er nach einer kleinen Pause hinzu.

„In der Tat. Ich glaube nicht, daß der Augenblick für eine Rückkehr günstig ist."

Der junge Mensch blieb ein Weilchen in Gedanken versunken.

„Passen Sie auf, was ich machen werde", sagte er dann zögernd. „Ich werde über Ihren Fall Instruktionen einholen. Kommen Sie heute nachmittag wieder."

Am Nachmittag fand ich mich bei dem schüchternen Jüngling wieder ein.

„Ich habe Ihre Akten genau durchgesehen", empfing er mich.

„Bisher waren Sie im automatischen Arrest, aber der ist jetzt aufgehoben. Damit können Sie hoffen, in Kürze frei zu sein. Vorausgesetzt natürlich, daß das Hauptquartier keinen Einspruch erhebt."

*

Drei Wochen vergingen. In dieser Zeitspanne hatte sich das Lager Dachau fast ganz geleert.

Sollte ich tatsächlich dazu verdammt sein, der letzte KZ-ler der Amerikaner zu werden?

Aus dem WC-Käfig liefen eine ganze Menge von Kriegsverbrecherverdächtigen im Freien Lager durch. Eine kurze und sachliche Vernehmung hatte genügt, um die Haltlosigkeit der gegen sie erhobenen Beschuldigungen darzutun. Tausende waren, meist auf Denunziationen hin, jahrelang eingesperrt gewesen, weil man sie beschuldigte, Grausamkeiten begangen zu haben. Niemand hatte sie je vernommen. Nun waren sie auf einmal innerhalb weniger Tage frei.

Da meine Entlassung weiter auf sich warten ließ, ging ich eines Tages einfach zur Kanzlei und fragte nach dem Stand der Dinge. Dort eröffnete man mir, das Hauptquartier habe gegen meine Entlassung protestiert — weil ich noch als Zeuge für Nürnberg in Frage käme.

Am folgenden Morgen nötigte man mich zu einem abermaligen Umzug, hoffentlich dem letzten, den ich hier erleben würde; ich mußte in die Sonderbaracke der Nürnberger Zeugen.

Dies neue Gefängnis war einigermaßen annehmbar. Vor allem waren die menschlichen Beziehungen höchst angenehm. Ich traf dort eine Menge alter Diplomaten, ehemalige Industriekapitäne, Finanzmagnaten, hohe Beamte und auch etliche Wissenschaftler von Weltruf. Einige der Herren waren schon zu kürzeren oder längeren Aufenthalten in Nürnberg gewesen. Sie hatten nur wenig Lust, dahin zurückzukehren. Teilweise hatten sie Monate in Einzelhaft verbringen müssen, wobei man sie bewußt im Unklaren darüber ließ, ob sie im Zeugenstand verbleiben oder nicht sich doch eines Tages in Angeklagte verwandeln würden.

In den Gesprächen mit meinen neuen Barackenfreunden enthüllten sich mir einige weitere Gesichtspunkte zum Problem der „Kriegsverbrecher“-Prozesse. Oft war gar nicht die Rede davon, ein tatsächliches Verbrechen zu sühnen oder einen Schuldigen zu bestrafen. Die Hauptsache war vielmehr der Versuch, auf ein Bankinstitut, einen Industriekonzern oder eine reiche Privatperson einen Druck auszuüben, der es erlaubte, eine Vermögensbeschlagnahme mit dem Anschein der Legalität durchzuführen. Manchmal handelte es sich darum, ein wichtiges Fabrikationsgeheimnis herauszubekommen, das in den „beschlagnahmen“ Patentschriften nicht hatte ermittelt werden können. Der ehema-

lige Generaldirektor v. Schnitzler von der einst weltumspannenden IG-Farbenindustrie erzählte jedem, der es hören wollte, der gegen seinen Konzern angestregte Prozeß habe im Grunde genommen kein anderes Ziel als die Zerschlagung der einst mächtigen Organisation aus Konkurrenzgründen, und Dr. Pietzsch, der einstige Präsident der Reichswirtschaftskammer, eine Kapazität auf dem Gebiete der industriellen Verwertung hochwertiger Gase, blieb nur aus dem Grunde eingesperrt, weil er sich weigerte, gewisse Geheimverfahren, die er allein entwickelt hatte, preiszugeben. Ähnlich lag der Fall des Chemikers Dr. Reppe. Er war in Nürnberg und Oberursel streng behandelt und monatelang in Einzelhaft gehalten worden, weil er seine Erfindungen auf dem Gebiet der Erzeugung von Überdrucken nicht enthüllte.

*

Wie oft geht es nicht so im menschlichen Leben: lang Ersehntes geschieht dann, wenn man es am wenigsten erwartet.

Ein weiterer langer Monat war verstrichen. Eines Tages waren bereits mehrere meiner Leidensgenossen in das Nürnberger Gefängnis verlegt worden. Dieses Mal noch war das unheilvolle Schicksal hart an mir vorbeigegangen und hatte mich nicht erwischt!

Am folgenden Tag ließ mich der verantwortliche Deutsche des Lagers, Dr. Vogt - derselbe, der auch unser Verantwortlicher in Ludwigsburg gewesen war - in sein Büro rufen, um mich auf Grund eines vom I.M.T. (*International Military Tribunal*) ergangenen Befehls zu fragen, ob ich die beiden Personen, deren Namen man ihm mitgeteilt hatte, kenne und ob ich mit ihnen verwandt sei. Wie erstaunt war ich, als ich hörte, daß es sich um Virgil Gheorghiu, der mein Unglücksgenosse in Kornwestheim gewesen, aber seitdem entlassen worden sei, und um seine Frau handelte. Ich antwortete Dr. Vogt, daß ich die beiden wohl kenne, aber daß wir keineswegs verwandt seien. Dr. Vogt wußte ebenso wenig wie ich die Gründe dieser seltsamen Frage.

Am folgenden Tag übermittelte mir Dr. Vogt telefonisch die erfreuliche Nachricht, daß er meinen Namen auf der Liste der-

jenigen gesehen habe, die innerhalb der nächsten 24 Stunden in Freiheit gesetzt werden würden.

Am nächsten Morgen um 9 Uhr schritt ich mit zwanzig meiner alten Gefährten durch das große Lagertor, an dem oben die von den Nationalsozialisten angebrachte Inschrift noch nicht entfernt worden war:

„Es gibt nur einen Weg zur Freiheit. Seine Meilensteine heißen: Arbeit!“

Ein bitteres Lächeln kam mir, als ich zum letzten Mal diese Worte las. Solche Sätze mochten ihren Sinn haben für Leute, die sich gegen die Gesetze der menschlichen Gemeinschaft vergangen hatten und nach verdienter Strafe in sie zurückkehrten.

Unsere neugewonnene Freiheit verdankten wir weder der Arbeit noch der Gerechtigkeit, sondern der gleichen Laune des Schicksals, die sie uns genommen hatte.

Nach zehn Jahren...

Nachwort zur deutschen Ausgabe

Dieses Buch schrieb ich unmittelbar nach meiner Entlassung aus dem Lager Dachau nieder - zunächst nur für mich, wie eine Befreiung von der Last der Erinnerung.

Bei der Durchsicht der deutschen Übersetzung finde ich, daß ein Nachwort nötig und nützlich ist:

Diese Aufzeichnungen wurden nicht notiert und werden nicht veröffentlicht um einer „anti-amerikanischen“ Demonstration willen; nichts lag und liegt mir ferner als das.

Die einzige Schlußfolgerung, die sich aus meinen Erlebnissen ergab, ist: daß auch die Amerikaner sich in die Irrtümer und Verbrechen verstrickt haben, die nachgerade ein Merkmal unseres Jahrhunderts geworden sind. Sie zeigten keine Ausnahme von der nun schon zur Regel gewordenen geschichtlichen Erfahrung, daß der Sieger nach errungenem Sieg unverzüglich seine erhabenen Vorsätze vergißt, für die er angeblich in den Kampf gezogen ist - oder sogar einen „Kreuzzug“ unternommen hat, wie in unserem Fall. Schuld an dieser enttäuschenden Entwicklung ist meist die bewundernde Heuchelei, mit der sich jeder Sieger - auf der Höhe der Macht angelangt - von allen Seiten, selbst von der der Besiegten, umgeben sieht. Wenn eine Wahrheit bitter schmeckt, so werden tausend triftige Gründe gefunden, um sie dem Sieger gegenüber zu verschweigen. Schuld und Verachtung bleiben dem Besiegten vorbehalten.

Von Francis Bacon stammt das Wort: *No pleasure is comparable to the Standing upon the vantage of the truth* — zu deutsch etwa: „Nichts ist erhabener, als auf dem festen Grund der Wahrheit zu stehen.“

Ich richte mich nach diesem Satz und erachte es in unserer Zeit für besonders nötig, die Wahrheit nicht nur, wie es so oft geschieht, zu Lasten des Besiegten gesagt sein zu lassen, sondern

sie mit Freimut auszusprechen, auch wenn sie einen der Sieger trifft. Bin ich deshalb „anti-amerikanisch“ eingestellt?

Ich hoffe, daß die Amerikaner - mögen sie in diesem Buche auch viele Kritik erfahren, die niemand gerne hört, dem die Sonne des Erfolges gelächelt hat - die richtigen Folgerungen daraus ziehen, die Ergebnisse ihrer Überheblichkeit erkennen und einsehen lernen, daß Bescheidenheit, Ehre, Anstand, Gerechtigkeitssinn und Toleranz nicht nur die Fundamente wahrer Demokratie, sondern auch die besten Grundlagen für das Zusammenleben der Völker sind.

*

Seit den Geschehnissen, von denen ich berichtete wie ich sie erlebte, ist inzwischen ein Jahrzehnt vergangen. Die geschichtliche Szene, die den Ausgangspunkt des späteren „*Automatic Arrest*“ bildet, ist inzwischen sowohl vom Sohne des verstorbenen amerikanischen Präsidenten Roosevelt, wie in den Memoiren des damaligen britischen Ministerpräsidenten Churchill geschildert worden: Es war im November 1943 auf der Alliierten-Konferenz in Teheran, als der sowjetische Generalissimus Stalin den Vorschlag machte, alle in die Hand der Alliierten fallenden sog. „Naziführer“ kurzerhand zu erschießen - wobei er deutlich machte, daß es sich dabei keineswegs um einen engen Kreis der Verantwortlichen handeln sollte, denn er bezifferte die Zahl der erwünschten Exekutionen auf Fünfzigtausend. Im Munde Stalins mag dieser Plan nicht weiter überraschend gewesen sein, denn es war das Verfahren der siegreichen russischen Revolution gewesen, mutmaßliche Gegner — vor allem solche aus dem Bereich der Intelligenz - durch Pistolenschuß aus dem Weg zu räumen. Mit den in sowjetische Hand gefallenen polnischen Offizieren hatte man es im Frühjahr 1940 noch ebenso gemacht; warum - so mochte Stalins Gedankengang gewesen sein — sollte nach dem Sieg über Deutschland hier anders verfahren werden? Immerhin gehörten diese Methoden bis dahin nicht zur Tradition der westlichen Staaten, mit denen die Sowjetunion in Teheran am Konferenztisch saß und es bildet keinen

Anlaß zu bewunderndem Staunen, daß der britische Premierminister sich gegen diesen Vorschlag wandte und darauf hinwies, die britische öffentliche Meinung werde solche Exekutionen ohne gerichtliches Verfahren nicht hinnehmen. Anders verhielt sich der amerikanische Präsident; er fand nichts Grundsätzliches am Vorschlag Stalins auszusetzen und beendete die Diskussion mit einem „Witz“: er schlage als „Kompromiß“ vor, nicht Fünfzigtausend, sondern nur Neunundvierzigtausend-fünfhundert sollten erschossen werden.

Als Deutschland dann knapp anderthalb Jahre nach dieser Teheran-Konferenz zusammenbrach, bestand die endgültige Lösung des Problems darin, daß jede der Besatzungsmächte zunächst tat, was ihr beliebte. Niemand wird je erfahren, was alles mit den von den Sowjets gewiß nicht minder zahlreich Verhafteten geschehen ist. Wer vermag zu schätzen, wieviele von ihnen dem Genickschuß, wieviele nur dem Hunger zum Opfer gefallen sind - auch hier war die „Laune des Schicksals“ am Werk, denn eine Anzahl von Zivilinternierten, auch „Prominente“ darunter, sind in der Tat sogar aus Sibirien zurückgekehrt.

Das amerikanische Verfahren des „*Automatic Arrest*“, von dem dieses Buch berichtet und das die westlichen Alliierten mit wenig Abweichungen übernahmen, ist in einer Ende April 1945 an den amerikanischen Befehlshaber in Deutschland gerichteten, inzwischen veröffentlichten Geheimdirektive „ICS 1067“ niedergelegt worden, die hinsichtlich der durchzuführenden Verhaftungen folgende juristisch verschnörkelte Weisung enthielt (Paragraph 8 der Direktive ICS 1067):

„Mutmaßliche Kriegsverbrecher- und Sicherheitsverhaftungen

a. Sie werden ausfahnden, verhaften und in Gewahrsam halten bis Sie weitere Instruktionen über ihre Behandlung erhalten: Adolf Hitler, seine hauptsächlichlichen Nazi-Mitarbeiter, andere Kriegsverbrecher und alle Personen, die an der Planung von Nazi-Unternehmungen teilnahmen, die Grausamkeiten oder Kriegsverbrechen einschlossen oder zur Folge hatten,

b. Alle Personen, die - falls sie weiter dort bleiben dürften, wo sie sich befinden (*if permitted to remain at large*) - die

Erreichung Ihrer Ziele gefährden würden (*would endanger the accomplishment of your objectives*), sollen ebenfalls verhaftet und in Gewahrsam gehalten werden bis zur Verurteilung durch eine geeignete halbgerichtliche Behörde, die von Ihnen zu errichten ist (*until trial by an appropriate semijudicial body to be established by you*). Das Nachstehende ist eine Teil-Liste (*a partial list*) der Kategorien von Personen, die in Durchführung dieser Politik zu verhaften sind:...."

Das für den Umfang dieses „Automatic Arrest“ entscheidende Dokument, diese Liste, ist bemerkenswerterweise bei der Wiedergabe der Direktive ICS 1067 in der Veröffentlichung des State-Department (*The Story in Documents*, Washington 1950) nicht mit aufgeführt, sondern durch die Punkte ersetzt worden, die auch das obenstehende Zitat aufweist. Es darf vermutet werden, daß sie im wesentlichen mit jener Liste übereinstimmt, die als „Anhang“ den sog. „Befreiungsgesetzen“ der amerikanischen Zone beigegeben wurde und nach der die Zahl der als „Aktivisten“ und „Hauptschuldige“ unter den „Automatic Arrest“ fallenden Personen allein in der US-Zone mit 322000 errechnet wurde (vgl. *Monthly Denazification Report OMGUS* vom 30. April 1948).

Der Leser dieses Buches kann sich unschwer eine Vorstellung von meinen Gefühlen machen, als ich den Text dieser Geheimweisung zum ersten Male las: Es geht einerseits klar daraus hervor, daß diese Weisung, so grotesk sie war und so sehr sie allen Völkerrechtsbegriffen ins Gesicht schlug, auf meinen Fall ebensowenig anwendbar war, wie auf die vielen anderen nichtdeutschen Freunde, mit denen ich den bitteren Weg von Bärenkeller bis Dachau teilen mußte. Zum anderen: meine naive Meinung, es sei wenigstens die Absicht der Verantwortlichen gewesen, so etwas wie „Umerziehung“ zu betreiben, wird widerlegt. Das war offenbar nur ein Schlagwort für die Propaganda und um untergeordnete Organe zu leidenschaftlichem Wirken zu veranlassen. Der wirkliche Grund der Massenverhaftungen war es offensichtlich, eine Schicht von Menschen aus der Öffentlichkeit zu entfernen - ob für dauernd oder nur zeitweilig, das alles

blieb ungesagt, späteren Direktiven und einem „*semi-judicial body*“, einer halb-gerichtlichen Einrichtung vorbehalten, wie sich die Weisung so schlicht und treffend ausdrückte.

Welche Ausmaße die von solchen primitiv-politischen Nützlichkeitsbegründungen geleitete Verhaftungswelle insgesamt angenommen hat, darüber fehlen zuverlässige Zahlen. Immerhin berichtete General Eisenhower schon Ende September 1945 an den Generalstab nach Washington die Zahl von nicht weniger als 80000 allein in der US-Zone bis dahin durchgeführten politischen Verhaftungen.

*

Einen vernünftigen Sinn oder gar eine nützliche Wirkung dieser wahrscheinlich größten Verhaftungswelle, die jemals ein europäisches Land — vielleicht Rußland in den Revolutionsjahren ausgenommen — erlebt hat, konnte ich auch in zehnjährigem Nachdenken nicht entdecken.

Im Gegenteil: die offenkundige Washingtoner Führungs- und Antreiberrolle bei dieser Massenverfolgung von fast durchwegs grundständigen, vielfach hochgebildeten, oft sogar in der ganzen Welt bekannten Menschen hat dem amerikanischen Ansehen außerordentlich geschadet.

Ich erinnere mich auch heute noch sehr genau unserer fast verzweifelten Hoffnung in den ersten Wochen und Monaten nach dem deutschen Zusammenbruch: Werden die Vereinigten Staaten, an die sich die europäischen Völker ängstlich und gläubig anklammern, die ihnen zugefallene Aufgabe erkennen und endlich eine gerechtere Welt aufbauen, auf die die Menschheit wie auf ein Wunder hofft und wartet?!

Die erste enttäuschende Antwort auf diese Frage war der „*Automatic Arrest*“. Seine einzige Wirkung habe ich nicht nur am eigenen Leib, sondern auch bei allen denjenigen erlebt, die mit mir das damalige Schicksal teilten: wir alle wußten als wir heimkehrten, daß der unleugbaren materiellen Überlegenheit des amerikanischen Potentials keine entsprechende moralische Kraft zur Seite steht.

Der Gang der Geschichte steht freilich nie still und zu den gewiß sinnlosesten Formeln der amerikanischen Propaganda gehören ihre Kollektiv-Urteile. So werden auch wir Europäer - im Interesse einer wirklich besseren Zukunft — die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Amerikaner als Nation sich einmal ernsthaft selbst Rechenschaft geben über die unheilvollen Ergebnisse ihres zweimaligen militärischen Sieges — und ihrer zweimaligen moralischen Niederlage auf europäischem Boden.

Der Gebrauch von Macht anstelle von Ideen zur Bekämpfung anderer Überzeugungen erniedrigt jeden Staat, ganz gleich, wie er sich bezeichnet. Es gibt keine europäische Nation, die diese Wahrheit nicht als Überzeugung empfände und es wäre an der Zeit, daß die Amerikaner die gleiche Einsicht im Rückblick auf ihren „*Automatic Arrest*“ bekunden.

Erst wenn das Gewicht der moralischen Verurteilung auch in diese Wagschale gelegt ist, läßt sich ein gerechter Abschluß des Vergangenen erhoffen.